

sah. Es war doch spät abends und stockfinster, und sie selber war offenbar schon im Bett gewesen, denn sie trug nur einen Unterrock. Als ich dann beim Elektrizitätswerk ankam, war die Luft schon wieder raus. Ich habe das Fahrrad auch nicht mehr bekommen.

Ich war mehrmals in Jasło, bei Sofia. Nur einmal trafen wir uns in einem Dorf, das halbwegs zwischen Jasło und Męcinka lag. Sie war hier zu einem Verwandtenbesuch, und so haben wir uns hier verabredet. Wir trafen uns außerhalb des Dorfes in einem kleinen Wäldchen und liefen darin herum. Ihre Zuneigung war offensichtlich, und ich begreife heute noch nicht, warum ich gerade diesmal so unglaublich zurückhaltend war.

Sechs Wochen lagen wir nur in Męcinka, als wir schon wieder verlegt wurden.⁴⁷ Diesmal rückten wir aber nur in das Nachbardorf **Jedlicze**, das nur eine halbe Wegstunde von Męcinka entfernt war, so dass wir häufig zwischen den beiden Dörfern hin und her pendelten. Einmal bekam ich hier noch Besuch von Sofia, die mit einem Bekannten zu Rad durch das Dorf kam. Ich hatte gerade Mittagsruhe gehalten und ging noch ganz verschlafen zu ihr auf die Straße. Wir sprachen nur einige belanglose Sätze miteinander. Es war nicht der Ort für Gespräche. Der Begleiter hatte sich feinfühlig etwas entfernt. Dann fahren sie weiter. Es war unsere letzte Begegnung. Ich habe sie nie wiedergesehen. Nur ein paar Fotos waren mir geblieben.

Von Jedlicze aus verlegten wir nach **Radymno** am San.⁴⁸ Wir rücken nachts in die Quartiere.⁴⁹ Der Ort ist voller Truppen. Artilleristen beginnen Gartenzäune umzulegen und Geschützstellungen auszubauen. Jetzt ist es auch dem letzten klar, dass es Krieg gegen die Sowjetunion gibt.

Ich werde zur Divisions-Führerreserve abkommandiert⁵⁰, die von *Major*⁵¹ Haarhaus geführt wird. Sie umfasst etwa 30 Offiziere, Unteroffiziere und einige Mannschaftsdienstgrade. Wir sind in einer Scheune untergebracht.⁵²

3. Teil Rußland-Feldzug

Vormarsch mit der Führerreserve - Kesselschlacht von Uman - Vormarsch und Kämpfe im Sommer 1941 - Winterkämpfe 1942 - Sommeroffensive und Vormarsch 1942.

22. Juni 1941. Um 3 Uhr nachts erwachen wir plötzlich von dem dumpfen Grollen der Artillerie-Abschüsse bei **Przemysl** und **Sanok**⁵³. Wenige Augenblicke später brummen die ersten deutschen Bomber über uns hinweg in Richtung Osten. Der Krieg gegen die Sowjetunion⁵⁴ hat begonnen.

Der Morgen graut. Ich bin in die Scheune zurück gegangen, liege nun auf meiner Strohschütte und starre gegen das Dach. Ein entscheidender, schicksalsschwerer Tag hat begonnen. Ich habe nicht die geringste Angst, aber in mir ist so ein dumpfes Gefühl, das wohl jeden ergreift, der am Anfang einer gefahrvollen und völlig ungewissen Zukunft steht. Wir führen nun den mit Recht so gefürchteten Allfrontenkrieg, haben eine neue Riesenfront eröffnet und stoßen in eine unendliche Weite hinein, die

⁴⁷ zwischen 24. und 29.05.1941 (KT B 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000006/15)

⁴⁸ 10.–17.06.1941 gem. KT B 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000024...99, ab 11. gem. Benary S. 25

⁴⁹ Das II./I.R. 477 lag in **Kaszyce** (KT B 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000099).

⁵⁰ Die Kommandierung zur Führerreserve muss bereits vor dem 20.05.1941 erfolgt sein, da der Autor in der **Offizierstellenbesetzung vom 20.05.1941** nicht gelistet ist. Dort sind Feldwebel nur aufgeführt, wenn sie als Zugführer eine Offizierstelle innehaben, aber als in der Führerreserve befindlich werden nur Offiziere angegeben. Die zur Führerreserve Kommandierten blieben aber wie der Autor noch über den 06.06. hinaus bei der Truppe (KT B 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000023), vermutlich bis zu diesem 21.06. abends, als das Regiment in seine Angriffspositionen vorrückte (Frame 000096). Deshalb erlebte er sich erst jetzt als Angehöriger der Führerreserve.

⁵¹ im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

⁵² Das Feldersatzbataillon, dem die Führerreserve angegliedert war (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000560/606), lag in **Hnatkowice** (KT B 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000099).

⁵³ Sanok ist 65 km von Radymno entfernt! Vielleicht Jaroslaw?

⁵⁴ **Unternehmen Barbarossa**

schon einmal sogar einem **Napoleon** den Untergang brachte. Nur die bisher bewiesene beispiellose Schlagkraft der Deutschen Wehrmacht gibt uns Siegeszuversicht.

Aber solche Gedanken beschäftigen mich nur wenige Augenblicke. Die Ereignisse des Tages nehmen mich bald voll in Anspruch. Die ersten Erfolgsmeldungen unserer sieggewohnten Truppen erwecken Stolz und Zuversicht. Die deutschen Angriffsspitzen haben den San überschritten. Drei Tage später (am 25.06.1941) setzen wir uns in Marsch und gehen bei Radymno über den San. Die Brücke war im Handstreich genommen worden und ist völlig unbeschädigt. Bald marschieren wir an dem ersten abgeschossenen sowjetischen Panzer vorbei.

Auf dieser Straße hatte sich eine später viel belachte Episode abgespielt. Unsere durch viele Rekruten aufgefüllte Division war im Vormarsch, als von der Spitze der Befehl „**Panjewagen** nach vorn“ durchgegeben wurde. Der Ruf pflanzte sich allmählich nach hinten fort, wurde dabei aber langsam verstümmelt, bis dann „Panzerwagen von vorn“ daraus geworden war. Die Kolonnen gerieten in Erregung. Ein eifriger Melder, der die Panzerwarnung schneller durchgeben wollte, griff zu seiner Leuchtpistole, um das Panzerwarnsignal zu schießen. In seiner Aufregung vergriff er sich aber und schoss eine Pfeifpatrone ab, die „Gasalarm“ bedeutet. Nun liefen automatisch die exerziernmäßig eingeprägten Maßnahmen des Gasschutzes ab. Die Männer setzten ihre Gasmasken auf und warfen sich ihre Gasplane über. Alles in allem gab es ein ziemliches Durcheinander, das den Vormarsch der Division um fast eine Stunde verzögerte, denn wegen des irrtümlichen Panzeralarms waren auch ganze Fahrzeugkolonnen von der Straße herunter in Deckung gefahren und mussten sich nun erst wieder einordnen.

Wer im Frieden das Durchsagen von Meldungen durch eine marschierende Kolonne geübt hat, weiß, mit welcher grotesken Verstümmelungen solche Meldungen am Ende ankommen. Im Manöver gab das immer Grund zu Gelächter. Im Krieg kann es lebensgefährlich werden.

Es ist glühend heiß. Bei brennender Sonne marschieren wir täglich 25 bis 30 Kilometer nach Osten. Aber unser Gepäck ist leicht, weil wir nur das Nötigste bei uns haben. Kürzlich übernachteten wir in einer Scheune. Ich lag auf dem blanken Boden, den Kopf auf meinen Brotbeutel „gebettet“. Neben mir lag *Major*⁵⁵ Haarhaus, aber dieser arrogante (oder etwas verklemmte?) Offizier hat kein einziges Wort mit mir gewechselt.

Ich sehe die ersten sowjetischen Kriegsgefangenen. Etwa hundert Mann, meist Mongolen. Sie sitzen oder liegen im Gras, stumm und apathisch. Ihre platten, ausdruckslosen Gesichter verraten keinerlei Gemütsbewegung, nur die schwarzen Schlitzaugen gehen lauend und misstrauisch hin und her. Man ahnt die verhaltene Wildheit dieser grausamen Rasse. Mongolen in Galizien. Die asiatischen Steppenhorde stehen wieder einmal vor den Toren Europas! Nun erkenne ich auch mein Kriegsziel: Die Rettung der europäischen Kultur vor der Unkultur der Steppe. Die Rettung des abendländischen Christentums vor der Gottlosigkeit des Bolschewismus.

Wir nähern uns **Lemberg**. Die Spuren heftiger Kämpfe werden immer deutlicher. Vor uns liegt in hellem Sonnenglanz die Straße nach Lemberg. Sie zeigt das typische Bild aller Vormarschstraßen: Die Asphaltdecke ist stellenweise durch Granaten oder Bombentreffer aufgerissen. Die Bäume sind zerfetzt und recken ihre wenigen kahlen Äste klagend in den Himmel. Die Masten der Telefonleitungen am Straßenrand stehen schief, und die Drähte hängen in schlaffen Fadenbündeln herab. Im Straßengraben liegen abgeschossene Panzer, zertrümmerte Fahrzeuge und eine von Panzern plattgewalzte Pak (*Panzerabwehrkanone*). Hin und wieder kommen wir an aufgedunsenen Pferdekadavern vorüber, die in der Glut des Hochsommers rasch verwesen und einen süßlichen Gestank verbreiten. Hier bewährt sich dann immer der schnoddrige Humor meines Gefreiten Willi Neuhaß, eines Berliner Bierfahrers, der dann mit seinem langgezogenen Ruf „Kadaaaaaaver!“ die Männer zum Lachen bringt.

30.06.1941.⁵⁶ In **Lemberg** machen wir kurze Rast. Ich lasse mir schnell in einem Krankenhaus am Stadtrand⁵⁷ meine Blasen behandeln. Ein jüdischer Arzt schneidet sie mir bereitwillig auf, und eine Schwester verbindet mich. Bei unserem anschließenden Weg in die Stadt kommen wir zum **Gefängnis**. Hier herrscht eine ungeheure Aufregung. Kurz vor unserer Ankunft ist ein furchtbares Verbrechen aufgedeckt worden. Die deutsche Verwaltung hatte die Gefängniskeller, die verdächtigerweise

⁵⁵ im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

⁵⁶ Lemberg wurde am 30.06. vom XXXIX. (Geb.)A.K. eingenommen (LdW)

⁵⁷ wahrscheinlich das *Metropolit-Sheptytsky-Hospital*, das nahe der Straße von Grodek ins Stadtzentrum liegt

zugemauert waren, öffnen lassen. Da zeigte sich ein grässlicher Anblick: Die Kellergewölbe sind bis unter die Decke mit Leichen gefüllt, schichtweise übereinander gelagert wie Heringe in der Tonne. Als wir ankamen, war man gerade dabei, die Leichen auf den Gefängnishof zu bringen, um sie identifizieren zu lassen. Die Entdeckung war wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen, und zahlreiche Ukrainer waren herbei geeilt. Es waren Angehörige von Vermissten, die von der sowjetischen Besatzung verhaftet und seitdem nie wieder gesehen worden waren. Nun gehen sie im Gefängnishof an den langen Reihen der oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Leichen vorbei und suchen jammernd und weinend mit angstvollen, entsetzten Augen nach ihren Lieben (Foto⁵⁸). Da schreien Überlebende bei der Auffindung eines Angehörigen gellend auf, andere gebärden sich wie unsinnig vor Schmerz. Die deutsche Polizei sieht sich genötigt, den Zugang zum Hof zu sperren. So stehen nun weinende Frauen auf der Straße vor dem Eingangstor und bitten mit flehend erhobenen Händen um Einlass. Andere halten ihr Kopftuch vor das Gesicht und weinen herzerbrechend. Zwischen ihnen stehen einige Luftwaffensoldaten.

Die Ermordeten waren offenbar größtenteils Ukrainer. Deshalb hat sich der ukrainischen Bevölkerung eine maßlose Wut gegen die Bolschewisten und – wie man sagt – jüdischen Helfershelfer bemächtigt. Da die Bolschewiken aber abgezogen sind, konzentriert sich die ganze Wut und Empörung auf die Juden. Der uralte Judenhasse bricht erneut auf. Kleine und große Trupps von Ukrainern ziehen, mit Knüppeln bewaffnet, durch die Straßen der Stadt und schleppen alle Juden, die sie aufgreifen können, stoßend und prügelnd zum Gefängnis. Gerade kommt wieder eine Gruppe an, einen Juden vor sich her treibend. Vor dem Gefängnistor stockt der Zug. Da fasst ein baumlanger Ukrainer ein Brett, schwingt es ausholend mit beiden Händen über den Kopf und schmettert es dem Juden über den Schädel. Der Mann sackt in die Knie, steht aber gleich wieder aufrecht. Er ist blass, aber bewundernswert gefasst. Dann stoßen sie ihn durch das Tor. Es war wirklich bewundernswert, mit welcher Haltung die Juden diese Katastrophe über sich ergehen ließen. Nur ein etwa 17-jähriges Mädchen verlor die Fassung. Es warf sich einem deutschen Soldaten an die Brust, schlang die Arme um seinen Hals und schrie: „Helfen Sie mir, helfen Sie mir, ich bin unschuldig!“. Der Soldat stand zögernd, verlegen und wortlos; da hatten sie das Mädchen schon weggerissen.

In den Kellern arbeiten zahlreiche Juden, nur Juden, die die Verstümmelten auf den Hof tragen. Die Gewölbe sind schon halb leer, aber immer noch liegen die Schichten mannshoch. Die Leichen sind schon in Verwesung übergegangen, denn unter den Füßen der Juden, die auf den Schichten herumlaufen, quatscht es, als wenn man durch Morast geht. Die glühende Hitze und der Geruch machen den Aufenthalt dort unten zur Höllenqual. Die aufsichtsführenden deutschen Polizisten tragen Gasmasken.

Wir verlassen den Ort des Grauens, treten an und marschieren ab. Die Straße ist stark belebt. Die Menschen sind unruhig. Erregung, Schrecken, Wut und Verzweiflung liegen in der Luft wie explosive Spannung. Am Straßenrand steht ein Zivilist und klatscht bei unserem Anblick ostentativ in die Hände. Nach wenigen hundert Metern biegen wir nach *links*⁵⁹ in eine Seitenstraße ab. Schlagartig verändert sich das Bild. Links der Straße dehnt sich ein Park, auf der rechten Straßenseite steht eine Häuserreihe. Auf dem Balkon im ersten Stock eines Hauses sitzt ein älterer Herr im Liegestuhl und liest geruhsam seine Zeitung. Im zweiten Stock des nächsten Hauses stehen zwei blonde Backfische auf dem Balkon in blumigen Sommerkleidern und winken uns fröhlich zu. Welch ein Gegensatz! Noch ganz erfüllt von den grauenhaften Auswüchsen unmenschlicher Rohheit blicke ich nun auf dieses Bild des Friedens. Wenige hundert Meter weiter, nur um die Straßenecke herum, liegt das Grauen über der Stadt, rasen Hass und Tod. Und hier ist Ruhe, Beschaulichkeit und Frohsinn! Wie nahe beieinander wohnen doch Tod und Leben, Hass und Liebe, Aufruhr und Ruhe, Krieg und Frieden!

01.07.1941. Wir erreichen den nächsten Ort. Es ist **Bobrka**. Auch hier herrschen Wut und Empörung unter der ukrainischen Bevölkerung. Auch hier ist eine Judenverfolgung im Gange. Gerade haben sie einen Juden gesteinigt. Nachdem er in einer Mauerecke zusammengebrochen war, ließ man von ihm ab und überließ ihn seinem Schicksal. Da liegt er nun blutend, halb bewusstlos. Sein Atem geht keuchend und stoßweise. Er ist rothaarig, und man sagt, er sei einer der schlimmsten gewesen. In dem Haus, vor dem wir gerade stehen, haben sich einige Juden eingeschlossen. Daraufhin stecken die Ukrainer das Haus kurzerhand in Brand. Inzwischen ist aber der Starost benachrichtigt worden, der

⁵⁸ vgl. mit dem ähnlichen Foto auf der [Website des heutigen Museums \(4 von 7\)](#)

⁵⁹ im Original „rechts“, passt nicht zur Situation

eilig herbeigelaufen kommt und den Brand zu löschen befiehlt. Das geschieht dann auch. Nun aber zerschlagen die Belagerer die Fensterscheiben, brechen die Haustür auf und dringen in das Haus. Bald hören wir klatschende Schläge und das Kreischen von Frauen. Ich blicke durch die zerschlagenen Fenster in die Stube. Da sitzt ein alter Jude mit langem, grauem Bart in einem Lehnstuhl, starr und aufrecht, und blickt mich unverwandt mit stechendem Blick an. Ein anderer Jude, ebenfalls mit langem Graubart, will das Haus verlassen. Da wird er entdeckt, und einige Leute halten ihn lachend am Kaftan fest, schlagen ihn zu Boden und laufen dann fort, weil andere Ereignisse ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Der Jude bleibt liegen, mit dem Gesicht im Straßenstaub, und blickt nur mit einem Auge vorsichtig umher, nach seinen Peinigern Ausschau haltend. Die aber kommen plötzlich zurück und fallen erneut mit Steinen und Fußtritten über ihn her. Sie schleifen den nun Bewusstlosen auf eine Wiese und lassen ihn dort liegen. Auf der Wiese steht ein Zivilist, der die Armbinde eines Hilfspolizisten trägt und mit einer Schrotflinte bewaffnet ist. Da gesellt sich ein deutscher Landser zu ihm. Aus seinen Gesten entnehme ich, dass er den Polizisten überreden will, dem Juden den Gnadenschuss zu geben. Der junge Mann weigert sich offensichtlich, aber der Landser lässt nicht locker, bis der Junge an den Juden herantritt, anlegt und danebenschießt. Aber der hartnäckige Landser redet so lange auf ihn ein, bis der Hilfspolizist schließlich zögernd und widerwillig ein zweites Mal die Schrotflinte an den Kopf des Juden hält und abdrückt. Wir haben diesen Vorgang von der Straße aus beobachtet. Im Weggehen muss ich an den frechen Frevel der Juden denken, mit dem sie bei Christi Verurteilung dem Pilatus entgegen schrien: „**Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!**“ Der Herr hat es ihnen wörtlich heimgezahlt.

Als wir am nächsten Morgen den Ort verlassen, erkennen wir die Ursache der ukrainischen Volkswut. Wir begegnen einem Leichenzug mit vierzig Särgen. Es sind ermordete Ukrainer, Opfer der jüdisch-bolschewistischen Blutherrschaft, wie man uns sagte. Ich glaube nicht, dass die augenblickliche Verfolgungswelle von den Deutschen inspiriert ist. Die Armee hat andere Aufgaben⁶⁰, und die **Partei bonzen** sind meines Wissens noch nicht hier. Aber Judenpogrome hat es hier auch früher immer wieder gegeben. Anderswo auch. Woher der Judenhass? Hat er religiöse oder rassische Gründe? Ist es die instinktive Abwehr gegen das Eindringen eines fremden Volkes mit fremder Sprache, Religion, Kultur? Hat er wirtschaftliche Gründe? Ist es die größere Geschäftstüchtigkeit der Juden, mit der sie sich – zuweilen auch skrupellos – wirtschaftliche Vorteile verschaffen, die den Neid der Eingesessenen erregen? Ist es die Reaktion auf rücksichtslose finanzielle Pressionen? (Ich erinnere mich an die Erzählungen eines polnischen Verwandten in meiner Jugendzeit über die brutalen Methoden jüdischer Geldverleiher, mit der sie polnische Bauern um Haus und Hof gebracht haben). Hat der Hass politische Gründe? Vielleicht haben die Juden wirklich mit der bolschewistischen Besatzungsmacht kollaboriert und sind jetzt der Vergeltung der Ukrainer ausgesetzt? Wer hat recht? Wer weiß die Wahrheit? Ich weiß es nicht. Im Übrigen hatten wir strikte Anweisung, uns nicht in die Angelegenheiten der Bevölkerung einzumischen.

29.06.1941. In **Grodek**⁶¹ erleben wir die ersten feindlichen Granateinschläge. Die Roten beschießen den Turm der Dorfkirche, die etwa fünfhundert Meter entfernt ist. Zischend und fauchend, mit leisem Rauschen, ziehen die Granaten über unsere Köpfe hinweg und krepieren mit dünner Rauchwolke etwa 400 m hinter unserem Quartier. Neben mir steht ein junger Leutnant. Er ist blass, und in seinem Gesicht steht die schlotternde Angst. Ich weiß zwar nicht, was ich für ein Gesicht gemacht habe, aber Angst habe ich bestimmt nicht. Immerhin bin ich beeindruckt. Erstmalig bekomme ich einen Eindruck vom Krieg, vom tödlichen Krieg. Er spricht laut und deutlich. Diese Granateinschläge wirken eindringlicher als alle moralischen Ermahnungen. Sie führen den Menschen schlagartig an die Grenzen des Lebens und erwecken die Frage nach dem Sinn des Lebens und Sterbens. Es ist verblüffend, wie ein einziger Granateinschlag gründliche Sinnesänderungen herbeiführen kann und den Sinn und Wert des Lebens plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen lässt. Wenn ein Krieg die Menschen zur Selbstbesinnung, zu guten Vorsätzen oder gar zum Beten bringt, dann hat er sogar etwas Gutes.

⁶⁰ *Hierzu hatte ich schon früher notiert: "falsch! s. Heft S. 426 Nr. 4", ohne dass ich mich jetzt noch erinnere, welche Quelle ich damals damit gemeint habe und was sie genau aussagte.*

⁶¹ *Dieses Erlebnis in Grodek ist räumlich und somit auch zeitlich vor Lemberg einzuordnen (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000225–234).*

Später, als Schlachten und Nahkämpfe zu unserem Tagesprogramm gehörten, habe ich über diese ersten harmlosen Granateinschläge lächeln müssen, aber sie hatten seinerzeit ihre Wirkung getan, wenn auch viele gute Vorsätze wieder in Vergessenheit gerieten, wie so oft im Leben.

Propagandaminister **Josef Göbbels** verkündet im Radio: „Der russische Koloss liegt zerschmettert am Boden und wird sich nie wieder erheben!“⁶² Wir sehen uns verdutzt an, und dann geht ein Hohnlachen durch die Reihen der Kompanie. Wir sind zwar überzeugt, dass wir siegen werden, aber so schnell geht es ja nun doch nicht. Entweder lügt der Giftzwerg wieder, oder er hat wirklich keine Ahnung von der Lage. Auch *Major*⁶³ Haarhaus meinte kürzlich, der Feldzug sei in sechs Wochen beendet. Nun, die sechs Wochen sind längst herum...⁶⁴ Mir selbst kommen allerdings allmählich Zweifel an unserem Sieg. Die gottlose Reichsführung hat sich in pharisäischem Hochmut von Gott abgewandt. Es ist die Erbsünde der Menschheit, die schon **Adam** aus dem **Paradies** vertrieb und die auch **Beelzebub** gestürzt hat: Die verfluchte Überheblichkeit. Sie wollten selbst sein wie Gott. Symptomatisch war so manches: Von unseren Koppelschlössern verschwand der Spruch „Gott mit uns“.⁶⁵ Beim Erntedankfest in Bückeburg dankte man nicht dem Herrgott für die gute Ernte, sondern **Hitler**. In Süddeutschland machte man den Vorschlag, statt des **Herrgottwinkels** einen Hitlerwinkel in der Stube einzurichten. Und als man dann im Krieg **Churchill** und **Roosevelt** verhöhnte, weil sie öffentlich für den Sieg beteten, als Göbbels, dieser Schrumpfergermane, in einer Rede ausrief: „Gelobt sei nicht Jesus Christus, sondern was hart macht!“, da ahnte ich, dass wir den Krieg verlieren würden. Gott lässt seiner nicht spotten, und Hochmut kommt vor dem Fall. Auch wenn Gottes Mühlen langsam mahlen.

Die Führerreserve wird ausgewechselt. Ich komme zur kämpfenden Truppe zurück. In einem Dorf finde ich meine Kompanie und melde mich bei dem Chef, einem dicklichen Oberleutnant, der mir mit wichtigtuersicherer Pose und theatralischer Trauermine erklärt, dass die Kompanie schon zwei Tote und etliche Verwundete zu beklagen habe. Ich übernehme einen sMG- (*schweren Maschinengewehr*⁶⁶-) Zug. Nachdem ich meine Sachen ins Quartier gebracht habe, mache ich einen Rundgang zu den Kameraden. Einige haben schon das EK II (*Eisernes Kreuz 2. Klasse*).

08.07.1941. Nach drei Ruhetagen setzen wir den Vormarsch fort. Es regnet in Strömen.⁶⁷ Bald ist die umgehängte Zeltbahn durchnässt, und langsam sickert das Wasser durch die Bekleidung bis auf die Haut. Zuerst oberhalb der Knie, wo die Ränder der triefnassen Zeltbahn an den Hosen scheuern. Von da läuft es in die Stiefel. Ebenso tropft es von den nassen Haaren in den Hals. Selbst der aufgesetzte Stahlhelm nützt nichts, denn von seinem Rand fallen die Tropfen auf die Schultern, die auch schon durchgeweicht sind. Zum Glück sind wenigstens die Straßen noch gepflastert, so dass man nicht auch noch durch den Schlamm waten muss. Einmal nur werden sehnsüchtige Erinnerungen wach, als wir an einem langgestreckten See vorbeimarschieren, in dessen Schilfgürtel sich ein weißes Boot auf den Wellen wiegt.⁶⁸ Da der Regen ununterbrochen niederrauscht, brechen wir den Marsch vorzeitig ab und machen in einem ärmlichen Dorf Quartier. Ich versuche mit einem Mädchen (natürlich!) ein Gespräch und bin erstaunt, wie gut es geht. Meine Unterkunft ist eine kleine Lehmkate. Wir schlafen auf dem Erdboden auf ausgebreitetem Stroh. Am nächsten Morgen geht es bei klarem Wetter weiter.

Der Tagesablauf beim Vormarsch war im Grunde immer derselbe. Morgens treten die einzelnen Bataillone zur festgesetzten Zeit in ihren Quartierräumen an und fädeln sich dann in einer ebenfalls festgelegten Reihenfolge in die Marschkolonnen des Regiments ein. Die Reihenfolge wechselt. Die Marschordnung, die Abstände – z. B. Fliegermarschtiefe bei Luftangriffsfahr – richten sich nach der Kriegslage. Die tägliche Marschleistung richtet sich nach der Gefechtslage, ist aber auch vorn Gelände und vom Wetter abhängig. Bei uns beträgt sie zur Zeit 25 bis 30 Kilometer. Anfangs wurde streng auf die Vorschriften geachtet. Später war die Zweckmäßigkeit entscheidend. Zeitweilig drangen die

⁶² Vielleicht ist die *Rede Hitlers im Sportpalast vom 03.11.1941* (Minute 28:15) gemeint oder ein späteres Zitat durch Goebbels.

⁶³ im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

⁶⁴ Diese Bemerkung zeigt, dass Teile des Abschnitts möglicherweise in den August oder später zu datieren sind.

⁶⁵ Irrtum: die Inschrift blieb; die Waffen-SS allerdings erhielt Koppelschlösser ohne diese Umschrift.

⁶⁶ *Maschinengewehre* mit Zweibein, z. B. in den Schützenkompanien, wurden als „leicht“, die der Maschinengewehr-Kompanien mit dreibeiniger Lafette als „schwer“ bezeichnet.

⁶⁷ Diese Wetterlage herrschte am 3.–4. (KTB OKW S. 506 ff., Benary S. 30) und am 9.–10. Juli 1941 (KTB OKW S. 430, Benary S. 30ff.); der Vormarsch pausierte vom 5.–7. (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000316/322, vgl. auch Benary S. 30f.).

⁶⁸ Wahrscheinlich war es der See ostwärts *Podhajce*, vgl. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000322; der Autor erinnert sich an *das weiße Boot*, in dem er mit Lotte über die märkische Seenplatte fuhr.

Panzer- und Mot.- (*motorisierten*) Divisionen so stürmisch vorwärts, dass die Infanteriedivisionen größte Mühe hatten nachzukommen. Uns wurden enorme Marschleistungen abgefordert, und um sie zu erfüllen, verfielen die Landser auf alle möglichen Mittel und Wege, die auch geduldet wurden, wenngleich sie sich nicht immer bewährten. Da beschafften sich einige Landser Hand- und Kinderwagen für ihr Marschgepäck und merkten bald, dass das Tragen zweckmäßiger war. Mein Quartiergenosse in Męcinka, der Oberfeldwebel, nimmt einem Passanten das Fahrrad weg. Der Jude überlässt es ihm notgedrungen mit den Worten: „Nehmen Sie es in Gottes Namen!“ Das war natürlich glatter Diebstahl. Derselbe Oberfeldwebel hatte die Männer seines Zuges auch heimlich abwechselnd auf den Gepäckfahrzeugen mitfahren lassen, denn es war verboten. Bei den Männern machte er sich auf diese Weise beliebt, aber seine Zugpferde belastete er doppelt. Denn einmal waren die HF1 (*Heeresfahrzeug 1, das Standardfuhrwerk der Wehrmacht*) ohnehin überladen, und zum andern wurden die Tiere in dem stark hügeligen Gelände sowieso überstrapaziert. Unsere schweren, sehr solide gebauten HF1 waren für das Gelände im Osten ungeeignet. Außerdem hatten viele sicher mehr als die zulässigen 15 Zentner pro Gespann geladen.

Als sich dann bei unseren Zugpferden die ersten Ermüdungserscheinungen bemerkbar machten, mussten alle Berittenen ihre Reitpferde abgeben, damit diese zusätzlich als Zugpferde eingespannt werden konnten. Seit ich nun kein Reitpferd mehr habe, bin ich oft auf die Lkws der uns überholenden Mot.-Kolonnen gestiegen und einige Kilometer vorausgefahren, um dann an einem markanten Punkt auf unsere nachfolgende Kolonne zu warten. Auf diese Weise habe ich zahlreiche Vormarschkilometer als Trittbrettfahrer bewältigt. Das waren die Lichtpunkte in der heißen, anstrengenden Vormarschzeit. Aber es geht ja weiter, immer weiter, Tag um Tag, Woche um Woche. Es sind harte Wochen, aber die Stimmung ist gut. Es geht ja vorwärts!

Tagesziel war gewöhnlich eine Ortschaft, meist ein Dorf, selten eine Stadt. Am Ziel löste sich die lange Marschkolonne in die einzelnen Einheiten, Kompanien, Züge und Gruppen auf⁶⁹, die dann ihre vorbestimmten Quartiere bezogen. Die Fahrzeuge zogen auf die Höfe, unter Bäume oder hinter Häuser. Die Fahrer spannten aus und versorgten die Pferde. Die Männer legten ihr Gepäck in den Unterküften ab, und dann begann der schönste Teil des Tages. Aus den Brunnen schöpfte man Wasser, und dann standen die Landser mit nacktem Oberkörper über die Eimer gebeugt, um prustend und planschend den Staub der Landstraße abzuspülen. Erfrischt und abgekühlt begann man dann, die Umgebung nach Essbarem abzusuchen, Brot, Milch, Eier oder Hühner zu besorgen. Leider auch oft auf unanständige und unvernünftige Art und Weise. Ich habe erlebt, dass die Fahrzeuge kaum im Hof aufgefahren waren, als auch schon Knüppel oder Beile nach den aufgescheuchten Hühnern flogen. Es muss leider gesagt werden, dass in vielen Dörfern, die von deutschen Truppen belegt waren, nach kurzer Zeit kein einziges Huhn mehr vorhanden war, weil die Landser in ihrer Fressgier alles vertilgt hatten. So gab es dann auch keine Eier mehr. Es war diesen Idioten nicht klarzumachen, dass sie laufend Eier hätten haben können, wenn sie nur einmal auf ein Huhn verzichtet hätten. Zur Entschuldigung unserer Landser muss ich allerdings erwähnen, dass vor unserem Einmarsch die Russen in diesen Gebieten waren, und die haben sich genau so reichlich bedient. Nur so kann ich mir erklären, warum die Bevölkerung trotz solcher hässlichen Vorkommnisse immer noch freundlich zu uns ist.

11.07.1941. Wir erreichen die Stadt **Buczacz**. Ich suche mir ein Privatquartier bei einem jüdischen Fotografen. Hier kann ich ruhiger und bequemer schlafen und bin trotzdem in der Nähe meines Zuges. Ich nehme Unteroffizier Mielenz mit. Mielenz ist Halbzugführer in meinem Zug und eine richtige Neuköllner Großschnauze.

Unweit unseres Quartiers entdeckte ich eine Schreibwarenhandlung, deren Kellerräume bis an die Decke mit Büchern, Heften, Notizblöcken, Wandkarten für den Schulunterricht, Globen und Bleistiften vollgestopft sind. Hier bin ich in meinem Element. Ich nehme mir ein paar Hefte und eine Zigarrenkiste mit Bleistiften, die ich später nach Hause schicken will.⁷⁰ Am liebsten hätte ich auch einen Globus mitgenommen, aber der ist zu unhandlich.

⁶⁹ Erläuterung der Bezeichnungen für die verschiedenen militärischen Formationen findet sich im Anhang unter *Militärische Rangordnung*

⁷⁰ Diese Bleistifte verwahrte der Autor, mein Vater, noch zwanzig Jahre später ungebraucht (d. h. unangespitzt!) in seinem Schreibtisch. Ebenso besaß er noch einige Geschosse, teils mit Phosphor-Leuchtspureinsatz (den ich auf keinen Fall berühren durfte), einen Luftwaffenrucksack, einen Brotbeutel (den ich auf Schulausflügen benutzte, wie ein Foto zeigt), eine russische Wattejacke sowie eine Feldbluse und eine Art Feldmütze, die er bei

In einer anderen Straße entdeckte ich noch ein Magazin, ein großes Geschäft, in dem man alles Mögliche kaufen kann: Bekleidung, Küchengeräte, Handwerkszeug, Spielwaren und anderes. Der Laden ist geschlossen, und vor dem Eingang steht ein Posten der Division, die diesen Ort erobert und alle interessanten Objekte beschlagnahmt hat. Er lässt uns aber hinein, und wir sehen uns den Laden an, ohne etwas mitzunehmen.

Am nächsten Tag (12.07.1941) sind wir in **Czortków**. Gleich neben der Unterkunft meines Zuges steht ein nettes Häuschen, in das ich hineingehe, um eine Übernachtungsmöglichkeit zu erkunden. Es gehört einer polnischen Familie. Der Mann ist abwesend, arbeitet auswärts. Die Hausfrau ist zur Zeit mit ihrer etwa zehnjährigen Tochter allein. Sie bietet mir eins der beiden Betten im Elternschlafzimmer an und will mit ihrer Tochter auf einer **Chaiselongue** in der Küche schlafen. Ich will aber Unteroffizier Mielenz noch mitbringen. Sie zögert. Zwei Mann will sie nicht haben, gibt aber schließlich nach, und ich ziehe mit Mielenz ins Elternschlafzimmer, wo wir beide in den Ehebetten wie Murmeltiere schlafen. Am nächsten Morgen bringt uns die gute Frau sogar noch jedem eine große Tasse gezuckerten Milchkaffee und eine große Semmel.

Ich sehe mal nach meinem Zug. In der Unterkunft sitzt mein zweiter Halbzugführer bei seinen Männern. Da kommt mir zum Bewusstsein, dass ich ihn eigentlich etwas vernachlässige. Er ist ein stiller, ordentlicher und anständiger Kerl, nur etwas zurückhaltender als Mielenz. Dass ich Mielenz mehr in meine Nähe gezogen habe, liegt wohl daran, dass ich ihn schon länger kenne, nämlich seit Jasło, und dass er in Neukölln ganz in unserer Nähe wohnte. Aber das dürfte kein Grund sein, meine beiden Unterführer so ungleich zu behandeln. Eine solche unbegründete Bevorzugung oder Benachteiligung ist das Schlimmste, was ein Vorgesetzter tun kann.

Es geht weiter. Wir müssen aber innerhalb der Stadt über eine gesprengte **Brücke**. Sie ist wie ein großes V in der Mitte geknickt und nach unten weggesackt. Wir müssen also erst schräg hinunter und dann wieder schräg hinauf. Der Böschungswinkel ist beachtlich. Für die Männer ist das kein Problem, aber für unsere Pferde mit den Fahrzeugen das Äußerste, was sie bewältigen können. Die Männer treten also gruppenweise zu ihren zugehörigen Fahrzeugen, um notfalls schieben zu helfen. Die Wagen, jeweils mit vier Pferden bespannt⁷¹, fahren erst vorsichtig mit angezogenen Bremsen die Schräge hinunter, um dann mit Anlauf unter anfeuerndem Geschrei der Männer die steile Böschung hinaufzurollen, wobei sie jedoch immer langsamer werden, je höher sie kommen. Die braven Pferde stemmen sich in die Zuggurte, ihre Muskeln sind zum Reißen gespannt. Jetzt packen die Soldaten in die Speichen und mit dem unvermeidlichen Geschrei überwinden sie das letzte Stück. Da wir die Fahrzeuge vierspännig hinüberbringen müssen, können sie nur einzeln geholt werden, so dass der Übergang ziemlich lange dauert. Dann geht es weiter durch hügeliges Land. Es ist eine schöne Landschaft, aber unsere armen Pferde tun mir leid.

14.07.1941. Wir nähern uns **Husiatyn**, dem Ort an der **polnisch-russischen Grenze**. Es ist eine ziemlich unansehnliche Siedlung, ein großes Dorf. Die meisten Häuser sind Holzbauten, nur selten ist ein Steinhaus darunter. In einer weiten Senke beginnend, zieht sich der Ort noch hoch an den Hang hinauf, der sich, immer steiler werdend, wie ein Wall zur russischen Seite hin erhebt. Eine ideale natürliche Grenze für die Russen!

Wir überschreiten die Holzbrücke über den kleinen Fluss, der den unteren Ortsteil durchfließt, und sind nun auf russischem Boden.⁷² Wir folgen der schlecht gepflasterten Straße, die in engen Windungen den hohen Hang hinaufführt. Noch rauchen und schwelen zahlreiche Hausruinen. Die verkohlten Balken glimmen und knistern. Der Ort ist erst vor wenigen Tagen von SS-Einheiten in erbittertem Ringen erobert worden.⁷³ Überall in den Gärten stehen die Kreuze der gefallenen SS-Soldaten, und ihre große Zahl zeugt von der furchtbaren Härte des Kampfes, der an dieser schwer zu überwindenden Grenze getobt hat.

Gartenarbeiten trug. Leider sind alle diese Gegenstände bei der Haushaltsauflösung nach seinem Tod, wenn nicht bereits vorher abhanden gekommen, wie wohl auch sein Sportabzeichen.

⁷¹ normalerweise fahren sie zweispännig

⁷² „Russland“ und „Russen“ war lange Zeit eine gängige pars-pro-toto-Bezeichnung aus der Zeit des (damals erst vor gut 20 Jahren untergegangenen) Zarenreiches für „Sowjetunion“ und „Sowjets“ (sowjetische Soldaten, Soldaten der Roten Armee) oder „Bürger der Sowjetunion“, die der Autor ebenfalls benutzt, wobei ihm als Geograph bewusst war, dass er sich nun in der **Ukraine** befand.

⁷³ am 7. Juli 1941 vom **Regiment „Westland“** der **SS-Division „Wiking“** (vgl. auch KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000324)

Oben angekommen, dehnt sich vor uns bis zum Horizont die flache, öde, baumlose Ebene, über die sich nun unsere langen Kolonnen auf gewundenen Wegen wie gefährliche Riesenschlangen nach Osten bewegen.

Wir haben unser Tagesziel, ein kleines Dorf, erreicht, und ich habe mein Quartier bezogen. Aber dem Nachbarbauern lässt es keine Ruhe, dass er keine Einquartierung bekommen hat. Er überredet mich, in sein Haus zu ziehen. Ich erfülle ihm den Wunsch, zumal ich sehe, dass er eine nette Tochter etwa meines Alters bei sich hat. In seiner Freude setzt er mir einen großen Teller Bratkartoffeln auf den Tisch, die ich mit Appetit zu verspeisen beginne. In diesem Augenblick kommt der Kompaniechef herein. Nach ein paar freundlichen Worten erkundigt er sich nach der Unterbringung der Pferde. Meine Auskunft befriedigt ihn nicht, und plötzlich fängt er zu poltern an. Zuletzt jagt er mich noch los, damit ich nach den Pferden sehe. Er ist ein altes Ekel, und den gemütlichen Abend mit dem Bauern und seiner Tochter hat er mir auch verdorben.

Einige Tage später. Nach Erreichen unseres Zieles hatten wir unsere Quartiere bezogen, und inzwischen war es dunkel geworden. Da ruft der Alte die Zugführer zusammen und schnauzt sie wieder an. Er hatte festgestellt, dass im Dorf einige Akazien stehen, und dass einige unserer Pferde unter diesen Bäumen festgemacht waren. (Akazien sollen für Pferde giftig oder wenigstens unbekömmlich sein.)⁷⁴ Dann befiehlt er, dass ab sofort nach Erreichen des Tageszieles schriftlich zu melden sei, dass die Pferde vorschriftsmäßig versorgt seien. Die Zugführer finden das lächerlich. Leutnant *NN*⁷⁵ gibt Widerworte, und es kommt zu einem heftigen Wortwechsel.

Unsere MG-Kompanie (mit schweren Maschinengewehren und Granatwerfern) ist die schwere Kompanie unseres Infanteriebataillons. Deshalb sind wir bespannt, d. h. wir haben viele Pferde. Die Pferde sind für unsere Beweglichkeit so wichtig wie der Sprit für die motorisierten Truppen. Deshalb ist die Pflege der Pferde sehr wichtig, aber unser Alter übertreibt sie geradezu krankhaft. Wegen der vielen Pferde waren die Chefs der MG-Kompanien oft bäuerlicher Herkunft, und manche von ihnen verstanden von Pferdebehandlung mehr als von Menschenführung. Unser Alter scheint seinen größeren Pferdesachverstand uns gegenüber zu benutzen, um seine Autorität zu stützen. Der neue Leutnant, der gleich Streit mit dem Chef bekam, ist erst kürzlich zu unserer Kompanie gekommen. Auch er mochte mich auf Anhieb gern leiden. Vielleicht ist er von Leutnant Herzog beeinflusst. Mir soll das sehr lieb sein, denn ich habe zur Zeit keinen leichten Stand. Ich bin zwar OA-Feldwebel, aber der einzige Reservist unter den vier Zugführern, noch dazu der dienstjüngste mit wenig Kampferfahrung. Die drei anderen Züge werden von den beiden Leutnants und einem aktiven Feldwebel geführt. Hinzu kommt, dass ich als Akademiker bei dem bäuerlichen Alten zusätzlich auf Animositäten stoße.

Kesselschlacht von Uman

4.8.41.⁷⁶ Man munkelt, dass wir zum Einsatz kommen. Im Raum von **Uman** sind **mehrere sowjetische Divisionen eingekesselt** worden, zu deren Vernichtung wir herangezogen werden sollen. Tatsächlich schwenken wir nach Norden ab und erreichen abends ein Dorf (*Orlowo*⁷⁷). Kaum im Quartier, erhalte ich den Befehl für den nächsten Tag: „... Fahrzeugstaffel I... Fahrzeugstaffel II...“. Das ist die Einteilung des Trosses zur Gefechtsbereitschaft. Gefechtstross, Munitionstross, Küchentross.⁷⁸ Nun weiß ich Bescheid. Ich gebe die nötigen Befehle für meinen Zug und will mich hinlegen, um noch etwas Schlaf zu tanken. Da kommt der Alte schon wieder rein und nörgelt über die unzureichende Fütterung der Pferde. Er schimpft fürchterlich und befiehlt mir, persönlich zum Futterholen mitzufahren. Ich begleite also den Fahrer auf die Wiese, lasse Grünfutter mähen, wobei uns der helle

⁷⁴ Vermutlich handelte es sich um **Robinien**, die auch Falsche Akazien oder Scheinakazien genannt werden und für viele Tiere tödlich giftig sind.

⁷⁵ Der Platz für manche fehlende Namen ist im Original ausgespart, aber sie sind dem Autor leider nicht mehr eingefallen.

⁷⁶ 257. I.D. in der Kesselschlacht vgl. **Benary** S. 34 f.; 1. Geb.Div., 4. Geb.Div. und I.R.477 vgl. **Steets**; I.R.477 und II./I.R.477 vgl. „Bericht über den Einsatz des verst. I.R. 477 in der Schlacht bei Podwyssoke vom 5.–8.8.1941“ (**KTb 257. I.D.**, NARA T-315 Roll 1803 Frame 000555–59)

⁷⁷ „Bericht über den Einsatz...“ S. 1“ im **KTb 257. I.D.**, T-315 Roll 1803 Frame 000555

⁷⁸ siehe dazu die **Gliederung der Maschinengewehrkompanie (MGK) eines Inf.Batls.**

Mond behilflich ist, und kehre dann mit hochbeladenem Fahrzeug ins Quartier zurück. Inzwischen ist Mitternacht vorüber.

5.8.41. Im Morgengrauen des 5. August verlässt das Bataillon das Dorf, entfaltet sich allmählich und geht in Bereitstellung. Hauptmann Goßmann erscheint. Er führt jetzt das Bataillon. Unsere Kompanie liegt in einer grasbewachsenen Mulde.⁷⁹ Der Befehl zum Eingraben geht von Mund zu Mund. Bevor wir aber unsere Schützenmulde fertig haben, heißt es „Bataillon marsch!“ 10³⁰ Uhr.⁸⁰ Der Angriff beginnt. Im Schutz der Mulde erreichen wir die Höhe und damit die Gärten und Felder des dort oben liegenden Dorfes⁸¹. Unteroffizier Mielenz, der in meiner Nähe ist, nimmt seine Maschinenpistole von der Schulter und hält sie schussbereit in der Hand. Vor uns liegt ein Kornfeld, und unter den Wellen der leise schwankenden Halme lauert tödliche Gefahr durch versteckte Schützen. In breiter Front durchkämmen wir das hüfthohe Getreidefeld. Die ersten Schüsse fallen. Mein Zug streift am Rand des Dorfes vorbei. Auf dem Feldweg hinter dem letzten Haus, neben einem Gebüsch, liegt ein gefallener Rotarmist. Ich bleibe einen Augenblick stehen. Der erste tote Gegner!

Von der Höhe⁸² blicken wir wieder in eine flache Mulde hinab. Dreihundert Meter vor uns huschen einige erdbraune Gestalten zwischen Kornfeld und einem Rübenacker davon. Ich rufe nach einem MG, aber Mielenz meint, die paar Leute seien kein lohnendes Ziel für ein sMG. Einige Schüsse peitschen zu den Iwans hinüber. Sie ducken sich noch tiefer und verschwinden in einem Sonnenblumenfeld. Das Feuer verstärkt sich. Die vorgeschobenen sowjetischen Sicherungsgruppen ziehen sich kämpfend zurück. Nicht allen gelingt es. Manchen fliehenden Rotarmisten streckt eine Kugel unserer vorgehenden Infanterie nieder. Geradezu unheimlich ist dieser Angriff. Fast lautlos bewegen sich die aufgelockerten Wellen unserer Infanterie vorwärts. Ohne Hurra, ohne Geschrei. Nur ab und zu ein Kommando, ein Verständigungsruf. Einzelne Schüsse fallen. Unsere Soldaten gehen vorwärts wie Jäger bei einer Treibjagd, Schritt für Schritt, das Gewehr im Anschlag, aufmerksam, aufrecht, unaufhaltsam.

Hinter mir kracht eine Handgranate, und ich drehe mich blitzschnell um. Ich sehe den Körper eines Russen einen halben Meter über den Erdboden hochfliegen und zurückfallen. Er war verwundet gewesen und konnte sich nicht mehr vor uns in Sicherheit bringen. Da hat er sich bei unserem Herannahen eine Handgranate unter den Körper gelegt und abgezogen.

Beim Weitergehen taucht dreißig Meter vor mir ein Iwan aus dem Gras auf. Er stützt sich auf den Ellbogen und hebt einen Arm. Neben ihm liegt ein zweiter. Ich fordere sie energisch auf, beide Hände zu heben, denn bei der hinterhältigen Kampfweise der Roten ist man vor heimtückischen Überraschungen nicht sicher. Die zwei Bolschewiken verändern aber ihre Haltung nicht. Zwei deutsche Soldaten nähern sich ebenfalls den beiden. Wir gehen von zwei Seiten an sie heran. Sie sind wirklich verwundet, und wir überlassen sie unseren Sanitätern.

Das Abwehrfeuer der Sowjets verstärkt sich. Wir sind auf ihre Hauptverteidigungslinie gestoßen. Jetzt gehen wir sprungweise vor, kriechen in Gräben vorwärts oder robben durch das hohe Gras. Ich komme an einem unseren Unteroffiziere vorbei. Er liegt tot in einem Graben. Wir schieben uns noch ein Stück an die Sowjets heran, aber dann liegen wir fest. Die Russen wehren sich mit dem Mut der Verzweiflung. Ihre schweren Waffen sind vernichtet oder haben ihre Munition verschossen. Sie verteidigen sich nur noch mit ihren Gewehren, und sie schießen verdammt gut! Da sie ausgezeichnet getarnt sind, ist nichts von ihnen zu sehen. Da wir zu unserem Pech noch gegen die Sonne angreifen müssen, sind wir geblendet. So kam es, dass wir stellenweise fast aufgelaufen sind und dicht vor ihren Stellungen liegen. Nun bekommen wir aus kürzester Entfernung Feuer und können selbst nichts sehen.

Ich liege im hohen Gras und suche vergeblich das Vorfeld ab. Diese erdbraunen Uniformen der Rotarmisten sind eine hervorragende Schutzfarbe in dem braunen Gras. Ich hoffe, dass sich einer mal durch eine Bewegung oder das Heben des Gewehrlaufes verrät – nichts! Außerdem will ich zu meinen MGs. Sie sind bei dem ungestümen Vorgehen in die vorderste Linie geraten und liegen da nun fest. Sie dürfen sich nicht mucksen, denn mit dem schweren Gerät sind sie ein lohnendes und leichtes Ziel.

Wenige Meter rechts hinter mir richtet sich plötzlich einer meiner Männer auf und setzt sich auf den Rand seiner Schützenmulde (wer konnte, hatte sich natürlich in die Erde gebuddelt). Ich fauche ihn an

⁷⁹ in Höhe von *Dmitrijewskije* (KTB 257. I.D. Frame 000556)

⁸⁰ KTB 257. I.D. Frame 000558

⁸¹ *Rassochowatjez* (KTB 257. I.D. Frame 000558)

⁸² bei *Höhenpunkt 196*, der zunächst als Ziel befohlen war (KTB 257. I.D. Frame 000556/58)

wegen dieser Unvorsichtigkeit. Aber da sehe ich schon, dass ihm das rote Blut von der Schläfe rinnt. Kopfschuss. Als der Schock vorüber ist, fängt er leise an zu jammern. Ich schicke ihn nach hinten, und er kriecht zurück.

Kaum ist er fort, da zerreißt ein heller, durchdringender Schmerzensschrei die flimmernd-heiße Sommerluft. Das war links von mir, etwa zehn Meter entfernt. Bevor ich aber etwas unternehmen kann, stöhnt es hinter mir laut auf. Wieder einer getroffen! Die schießen uns einzeln ab wie die Hasen. Aber ich muss nun zu meinen MGs. Die müssen schräg rechts vor mir liegen. Da hat vorhin noch eins geschossen. Ich rufe ein paarmal laut. Das ist natürlich Wahnsinn in dieser Situation. Ich bekomme auch keine Antwort, sonst würden sie sich verraten und bekämen Zunder. Da sehe ich eine Bewegung vor mir im Gras. Ein Stahlhelm taucht auf. Aber es ist ein Mann von der Nachbarkompanie. Er ist verwundet und kriecht zurück.

Wenn es doch endlich dunkel würde! Ich bin scheinbar der einzige Unverwundete im ganzen Umkreis. Sonderbar: Die Schmerzensschreie der getroffenen Kameraden bewegen mich, aber dass ich selbst auch getroffen werden könnte, kommt mir kaum in den Sinn. Ich spüre keine Angst.

Der Tod geht um. So nahe wie heute zischte seine furchtbare Sense noch nie an mir vorüber. Aber noch nie im Leben habe ich auch die Nähe Gottes so intensiv – wenn auch nur im Unterbewusstsein – gespürt wie in diesen Stunden höchster Not. Ich glaube, dass dieses grenzenlose Vertrauen, dieses Bewusstsein der Geborgenheit bei Gott mir die Furchtlosigkeit vor dem Tod gibt. Sicher aber liegt es auch daran, dass sich meine Gedanken auf den Kampfauftrag konzentrieren müssen und für andere Dinge kein Raum ist. Ebenso kann es an meinem Naturell liegen. Mir hat mal jemand gesagt, ich sei „von langsam erregbarem Gemüt“, mich erschüttert so schnell nichts. Wie dem auch sei, man kann nicht alles erklären. Es gibt Dinge, die sind eben unerklärlich. Aber ein Gedanke kristallisiert sich doch in meinem Gehirn, während ich hier herumkrieche: Sollte ich aus dieser Schlacht heil herauskommen, dann hat mir der Herrgott zum zweiten Mal das Leben geschenkt. Und zum Dank will ich mich mehr als bisher nach Seinen Geboten richten.

Ich krieche hin und her, um Verbindung aufzunehmen und Übersicht über die Lage zu gewinnen. Da liegt ja noch einer! Aber so liegt kein Mensch mit wachen Sinnen. Seiner Haltung nach muss er bewusstlos sein. Ich krieche hin und bin verduzt über so viel Nerven und empört über so wenig Kampfgeist: Der Kerl pennt! Der ist mitten im Gefecht seelenruhig eingeschlafen. Er ist übermüdet.

Ein Befehl wird durchgegeben: Bei einbrechender Dunkelheit vorsichtig absetzen. Das ist kein guter Befehl. Er kam zu früh. Die Sonne war endlich untergegangen, aber es war noch hell. Dennoch können die Landser die Zeit nicht abwarten und beginnen zurückzukriechen. Einigen geht es zu langsam. Sie stehen auf und springen in kurzen Sätzen zurück, sich zwischendurch immer wieder hinwerfend, denn sie werden beschossen. Das Feld wird lebendig, und ich sehe mit Staunen, wie viele noch am Leben sind. Nun will niemand mehr der Letzte sein, und bald ist die Rückwärtsbewegung in vollem Gange. Als die Russen unser Zurückweichen erkennen, schwillt ihr Gewehrfeuer an und beschleunigt unsere Absetzbewegung.

Ein Soldat, der verwundet im Gras lag, war beim Zurückgehen übersehen worden. Er wird zum zweiten Mal von einer Kugel getroffen und stößt einen gellenden, verzweiferten Schmerzensschrei aus. Aber wir waren schon etwa hundert Meter zurückgegangen. Zwei Männer der Schützenkompanie erkennen an der Stimme ihren Gruppenkameraden. Sie erbieten sich, ihn zurückzuholen, wenn wir ihnen Feuerschutz geben. Daraufhin lasse ich meine MGs in Stellung gehen, und unter ihrem rasselnden Kugelregen, der die Sowjets in Deckung zwingt, laufen die beiden noch einmal hundert Meter dem Feind entgegen, packen ihren Kameraden und schleppen ihn zurück.

Das ist vorbildliche Kameradschaft. Nach diesem mörderischen, missglückten, demoralisierenden Angriff war jeder froh, unversehrt herausgekommen zu sein. Da bieten sich zwei Männer an, noch einmal unter Lebensgefahr in das sowjetische Feuer zu laufen, um einen verwundeten Kameraden zu retten. Sie setzen ihr eigenes Leben aufs Spiel, um das ihres Kameraden zu retten. Das ist wahres soldatisches Heldentum und echte christliche Nächstenliebe.⁸³

Unser Angriff ist abgeschlagen. Wir ziehen uns mit Verlusten zurück, die bisher die schwersten dieses Feldzuges waren. Unsere Kompanie hat 7 Tote und 24 Verwundete verloren. Das sind fast 20%.⁸⁴ Und

⁸³ Im Bericht über den Einsatz... S. 4 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000558) wird ähnliches dargestellt.

⁸⁴ vgl. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000824 bzw. Roll 1803 Frame 000517

das hat der Russe ausschließlich mit gutgezieltem Gewehrfeuer erreicht. Allerdings hatten wir auch ohne jegliche Artillerieunterstützung angegriffen. Der Russe ist ein harter Kämpfer. Hier kommt noch hinzu, dass er eingekesselt ist und wie ein wildes Tier mit dem Mut der Verzweiflung um Leben und Freiheit kämpft. Es gab viele – wir haben es öfter erlebt – die lieber Selbstmord begingen als sich zu ergeben. Sicherlich ist dieses Verhalten auch durch die Propaganda der Politruks beeinflusst, die ihnen die deutsche Gefangenschaft als Hölle hinstellten und alle möglichen Repressalien androhten. Aber es ist auch der harte, sture, todesmutige Widerstandswille des heimatliebenden Russen.

Die Schuld an unseren Verlusten liegt aber auch an dem unsinnigen Einsatz unserer schweren MG-Züge in vorderster Linie. Der ungestüme, unbekümmerte, geradezu unvorsichtige Vorwärtsdrang hat unsere MG-Gruppen bis in die vordersten Linien getrieben. Da lagen sie nun vorn und boten dem Feind mit ihrem schweren Gerät ein herrliches Ziel. Wären sie, wie das auch grundsätzlich sein soll, in der zweiten Linie geblieben, dann hätten sie mit ihrer gewaltigen Feuerkraft die vorgehende Infanterie wirksam unterstützen können, sozusagen als Ersatz für die fehlende Artillerie.

Gefangene, die wir später machten, haben ausgesagt, dass sie nach unserem Angriff abends am Ende ihrer Kräfte waren und schon bereit gewesen seien, sich zu ergeben. Als sie aber sahen, dass wir uns zurückzogen, hätten sie neuen Mut gefasst und beschlossen, weiterzukämpfen. Daraufhin bekam unser Bataillonsführer eine dicke Zigarre von oben wegen seines – noch dazu ungeschickten – Rückzugbefehls.

Wir ziehen uns auf den Rand eines Buschwaldes zurück, wo wir zunächst sammeln. Wir bemerken, dass die Russen nachrücken. Sie nutzen die Chance, den Einkesselungsring zu erweitern oder vielleicht auszubrechen. Inzwischen ist es dunkel geworden. Vereinzelt kommen noch Soldaten zurück. Einer unserer Unteroffiziere hatte sich beim Einbruch der Dunkelheit nicht gleich zurechtgefunden. Er war auf eine marschierende Kolonne gestoßen und hatte den letzten Mann angesprochen, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Als er genauer hinsah, erkannte er, dass es Russen waren. Da schlug er sich schleunigst seitwärts in die Dunkelheit.⁸⁵

Die Nacht ist kühl. Ich habe mich fröstelnd in meine Zeltbahn gewickelt und liege zwischen den Kameraden in einem Graben am Waldrand. Einmal jagt uns ein Alarm hoch. Die Russen kommen! Wir rappeln uns auf. Waffen und Geräte klappern. Gespannt lauschen wir in die Dunkelheit. Aber es bleibt alles ruhig, und wir legen uns wieder um. Aber schlafen kann ich nicht, es ist zu kalt.

Am folgenden Morgen (6.8.41) kehren wir in einem Bogen zur Front zurück, aber in den Nachbarabschnitt. Hier hatten die Sowjets im Nachdrängen ein Dorf⁸⁶ und die umliegenden Höhen besetzen können. Wir müssen sie wieder zurückwerfen. Nach kurzer Umgruppierung und Bereitstellung treten wir erneut zum Angriff auf die Höhen an. Zur Unterstützung unseres Angriffs war heute nacht eine Batterie 10-cm-Feldhaubitzen in Stellung gegangen, die nun die Höhe unter Feuer nimmt. Und während oben zwischen den russischen Stellungen unsere Granaten explodieren (wir hätten uns ein größeres Feuerwerk gewünscht), gehen die Angriffskompanien auf breiter Front langsam vorwärts, überqueren einen Acker und tauchen in ein Kornfeld. Da springt etwa dreißig Meter vor mir ein Iwan hoch, schießt den ihm am nächsten stehenden deutschen Soldaten aus fünf Metern Entfernung nieder, wirft sein Gewehr weg und hebt die Hände. Uns packt eine rasende Wut. Am liebsten hätten wir dieses Vieh erschossen. Aber niemand wagte es, weil es völkerrechtswidrig gewesen wäre.⁸⁷ So wird er als Gefangener abgeführt. Der Deutsche ist tot.

Der Angriff geht weiter. In vierhundert Meter Breite und mehreren tief gestaffelten Wellen geht das Bataillon den Hang hinauf. Der linke Flügel durchquert gerade ein Kornfeld. Dort fahren mehrere 2-cm-Fla- (Flugabwehr-) Geschütze auf Selbstfahrlafette⁸⁸ den Angriff mit. Zwischen den aufgelockerten Gruppen der Infanteristen sehen sie aus wie dicke Käfer, die in einem Ameisenschwarm mitkriechen. Wir auf dem rechten Flügel stapfen über einen Rübenacker. Und während auf der Höhe immer noch die Granaten bersten und dunkle Erdmassen wie zackige Kronen in die Luft schleudern, laufen unsere Angriffswellen den flachen Hang hinauf. Von jetzt ab sind wir ohne Deckung. Der Hang

⁸⁵ Im Bericht über den Einsatz... S. 4 wird ähnliches dargestellt.

⁸⁶ wohl Podwissokoje

⁸⁷ Das Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen von 1929 verpflichtete in Artikel 82 die Signatarmächte, auch wenn der Gegner, wie die Sowjetunion, keine Signatarmacht war (vgl. „Sowjetunion und Genfer Konvention“).

⁸⁸ vermutlich Sd.Kfz. 10/4 mit 2-cm-Flak 30 der 1. Batterie/Fla-Bataillon 48, die dem LII. Armeekorps zugeteilt war

ist nur noch mit Gras bewachsen. Ziu... ziu... sssst... fffft... zischen Infanteriegeschosse an uns vorüber. Aber das sowjetische Abwehrfeuer ist schwach. Nur wenn das Zischen zu drohend wird oder eine MG-Garbe vorüber faucht, werfen wir uns kurz zu Boden. Der Angriff rollt ab wie eine Übung auf dem Exerzierplatz.

Ich befinde mich zwischen zwei meiner sMG-Gruppen, die in **überschlagendem Einsatz** vorgehen. Während die eine mit kurzen Feuerstößen die feindlichen Stellungen bestreicht, macht die andere Bedienung ein paar Sprünge vorwärts, geht in Stellung und beginnt zu feuern. In diesem Augenblick springt die hintere an der feuernden vorbei und geht ihrerseits wieder in Stellung.

Die Batterie hat das Feuer eingestellt. Wir sind noch über hundert Meter von den feindlichen Stellungen entfernt, aber schon laufen die ersten Iwans zurück. Nur einer macht eine Ausnahme. Er kommt wie ein Sprinter den Abhang herunter gerast, denn er muss befürchten, dass seine Kameraden hinter ihm her schießen. Von Zeit zu Zeit hebt er im Laufen beide Arme. Atemlos, aber lachend erreicht er uns und geht nach hinten.

Fast mühelos erreichen wir die Höhe. Die Iwans haben die Flucht ergriffen. Einige tote Rotarmisten liegen herum. Einer ist ein Politkommissar. Wir suchen die Stellungen ab. Hin und wieder springt ein Landser, Warnrufe ausstoßend, zur Seite, als hätte er auf eine Schlange getreten. Sie haben dann Iwans entdeckt, die noch in ihren schulertiefen, kreisrunden Schützenlöchern stehen. Man weiß nie, ob sie sich in ihr Schicksal ergeben haben und die Gefangenschaft erwarten, oder ob sie noch aus dem Hinterhalt schießen. Manche wehren sich bis zum letzten Atemzug und werden in ihren Löchern getötet.

Wir besetzen die Höhe, die eigentlich nur eine hohe Bodenwelle ist, denn sie läuft auf der anderen Seite, feindwärts, wieder in eine flache Senke aus. Diese Senke ist ein einziges, riesiges, abgemähtes Kornfeld, dessen Hocken (anderswo heißen sie Garben) sich in endlos langen Reihen bis zu einem Waldrand hinziehen, der in etwa einem Kilometer Entfernung das Kornfeld wie eine dunkle Wand abschließt. In diese Wälder hat sich der Iwan zurückgezogen. Sie sind sein letzter Unterschlupf. Rechts unten am Fuß des Hanges steht ein einzelnes Haus, das scheinbar verlassen ist. Unsere Stellung ist günstig. Man kann das weite Gelände bis hinten zum Waldrand gut übersehen.

Wir graben uns ein, denn die Höhe ist kahl und bietet sonst keine Deckung. In langer Linie stehen oder knien schaufelnde Soldaten. Es entstehen Schützenlöcher und provisorische MG-Stände. Einige Landser sind schon in die Senke hinunter gestiegen, um sich einige Getreidegarben heraufzuholen und ihre Löcher damit abzudecken und auszulustern. Auch ich habe mit meinem Loch dasselbe getan. Aber zum Ausruhen ist noch keine Zeit.⁸⁹

Während die Männer sich nach des Tages Last zur wohlverdienten Ruhe niederlegen, läuft der Zugführer noch herum und sieht nach dem Rechten. Sind die Männer vernünftig eingegraben? Sind die MG-Stände getarnt? Sind die MG-Stände so gewählt, dass sie nicht im Schussfeld eines anderen liegen? Sind Seiten- und Tiefenbegrenzung richtig eingestellt? (Das ist für die Nacht wichtig.) Haben die MGs Zielpunkte festgelegt? Ist genügend Munition vorhanden? Und noch manches andere. Haben die Männer irgendwelche Wünsche oder Vorschläge? Oft wird der Zugführer dann noch zu einer Besprechung gerufen. Man kann natürlich vieles den Halbzugführern überlassen, aber wer die Trägheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur kennt, weiß, dass Aufsicht nötig ist. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.⁹⁰ Denn wenn etwas schief geht, bleibt es doch am Zugführer hängen. Und so rennt der (gewissenhafte) Zugführer noch herum, wenn seine Männer schon schnarchen.

Als die Dunkelheit schon herein bricht, gibt es noch eine kleine Aufregung. Die in unserer Linie stehenden 2-cm-Selbstfahrlafetten fangen plötzlich an, mit Leuchtspur zu schießen. Auch unsere Granatwerfer bullern einige Schüsse in die Stille des sinkenden Tages. Die Landser fahren hoch, aber da kommt schon die Durchsage, dass sich beide nur für die Nacht einschließen. Beruhigt kriecht alles wieder in die Löcher.

Inzwischen sind die Trossfahrzeuge herangekommen und stehen einige hundert Meter hinter der Front im Sichtschutz des Hügels. Unsere Essenholer machen sich fertig. Ich hatte noch bei Tageslicht in

⁸⁹ Im Bericht über den Einsatz... S. 4 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000558) heißt es, „das Btl. [erreichte] im Angriff den Südrand des Dorfes Podwyssokoje und richtete sich dort für die Nacht zur Verteidigung ein.“

⁹⁰ Lenin zugeschriebener Ausspruch, vgl. [Wikipedia](#)

aller Eile eine Postkarte an meine Eltern geschrieben und gebe sie jetzt dem Essenholer mit. Als sie zurückkommen, erzählen sie, dass der Alte wieder getobt hätte, weil ich die leeren Munitionskisten nicht zurückgeschickt hätte, damit die Trossfahrer die leeren Gurte wieder füllen konnten. Da haben wir's! Weder die Munitionsschützen, noch der Gewehrführer, noch der Halbzugführer haben daran gedacht, aber am Zugführer bleibt es hängen!

Nun ist es völlig dunkel geworden. Der heiße Tag ist einer kühlen Nacht gewichen. Ich fröstele in meinem Loch. Die am Tage durchgeschwitzte Wäsche ist nun kalt und unangenehm. Lautlose Stille ringsum. Die mondlose Nacht ist so finster, dass man die Hand vor Augen nicht sieht. Ich versuche einzuschlafen. Die Gefahr beunruhigt mich nicht. Man ist schon daran gewöhnt und das Gefühl, dem Gegner überlegen zu sein, gibt Ruhe und Sicherheit. Wir haben zwar nur eine Linie, aber sie ist recht gut besetzt und bewaffnet. Was hinter uns noch steht, weiß ich nicht. Außerdem sitzt an der ganzen Front entlang neben jedem schlafenden Soldaten ein zweiter, der aufmerksam in das Niemandsland hinein horcht, wenn er gewissenhaft ist. Posten vor dem Feind. Nur selten steigt eine Leuchtkugel hoch, erhellt für kurze Zeit die Umgebung und erlischt wieder, lautlos, als wolle sie die Ruhe der Schlafenden nicht stören.

Da zerreißt plötzlich ein gellendes „Urräää – Urräääh“⁹¹ die Stille der Nacht, breitet sich über das ganze Feld vor uns aus und erfüllt die Luft mit grellem Getöse. Das müssen Tausende sein, die da angestürmt kommen! Abertausende, seit vielen Tagen Einkesselte, mit dem Mut der Verzweiflung angreifende Menschenmassen! Und unsere Front besteht nur aus einer einzigen Linie von Schützenlöchern! Hinter uns sind nur noch die Granatwerfer!

Ich bin sofort hellwach und brülle automatisch: „Alarm!“. Es ist völlig überflüssig. Rechts und links wird es lebendig. Zu sehen ist nichts bei dieser Finsternis, aber ich höre Rufe und die metallischen Geräusche unserer Geräte. Die ersten Schüsse fallen. Dann rattert das MG neben mir los. Ein zweites folgt, und bald übertönt das rasende Hämmern unserer Maschinengewehre das Urräääh der Angreifer. Glühenden Perlenketten gleich jagen unsere Leuchtspurgarben in die Finsternis hinein. Jetzt greifen auch unsere Granatwerfer ein. Blupp – blupp – blupblupp.. Ihre dumpfen Abschüsse mischen sich in das helle Knattern der MGs. Wenn man bloß mehr sehen könnte! Niemand nimmt sich die Zeit, Leuchtkugeln zu schießen. Alles feuert aufs Geratewohl in die Finsternis hinein. Jetzt macht es sich bezahlt, wenn Schussfelder und Zielpunkte schon bei Tage festgelegt wurden. Diese rasselnde, ratternde, knatternde, dröhnende, massierte Feuerkraft, die da Tod und Verderben speiend dem Feind entgegenrast, gibt ein ungemein beruhigendes Gefühl der Sicherheit, selbst wenn es trügerisch sein mag. Ich bin nicht besorgt, nur gespannt. Durch dieses Feuer kommt kein Mensch!

Der Gefechtslärm flaut ab. Einzelne MGs, deren Läufe heißgeschossen sind, nehmen Laufwechsel vor, andere geben nur noch vereinzelte Feuerstöße ab. Vom Iwan im Vorfeld ist nichts mehr zu hören. Es wird wieder ruhig, und bald legt sich von neuem die Stille der Nacht über das dunkle Land. Der sowjetische Ausbruchversuch vor unserer Linie ist zusammengebrochen.⁹²

Aber nicht überall. Am nächsten Morgen (07.08.1941) erkennen wir, dass die Russen im Nachbarabschnitt, der schon zur Nachbardivision⁹³ gehörte, durchgebrochen sind. Sie haben die vordere Linie überrannt, die Artilleriestellungen überfallen und unter den überraschten Artilleristen ein furchtbares Blutbad angerichtet. Ein Sankra (Sanitätskraftwagen) unseres Regiments, der unsere Verwundeten vom Vortag abtransportieren wollte, ist ebenfalls auf der Landstraße im Hinterland überfallen worden. Man fand die Verwundeten – es waren Männer unseres Bataillons – ermordet neben dem Fahrzeug. Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Verstoß gegen die **Genfer Konvention!**⁹⁴

⁹¹ übliche Wiedergabe des russischen *Schlachtrufs* im Zweiten Weltkrieg, entspricht unserem „Hurra“. Die moderne Form lautet „Ura“.

⁹² Dieser Ausbruchversuch wird in folgenden Quellen erwähnt:

– Steets S. 105 f. unter Hervorhebung des „Urräh“; der Schwerpunkt des Angriffs lag beim linken Nachbarn, lt. Text I./98, lt. Karte III./98 (1. Geb.Div.)

– Funkspruch des I.R.477 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000535) betont die „blutigen Verluste für den Gegner“

⁹³ Das benachbarte Bataillon des Geb.Jäg.Rgt. 98 gehörte zwar zur 1. Geb.Div., war aber dem I.R. 477 und mit diesem der 4. Geb.Div. unterstellt.

⁹⁴ Das *Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen von 1929* war allerdings von der Sowjetunion gar nicht unterzeichnet worden, die *Haager Landkriegsordnung von 1907* soll sie gekündigt haben; es gab aber einen *am Genfer Abkommen orientierten Erlass* (vgl. „Sowjetunion und Genfer Konvention“).

Immerhin haben die Sowjets diesen Ausbruch teuer bezahlt. Der Hauptstoß ihres Durchbruchs erfolgte auf einer Straße, die von unserem Abschnitt nach links zur Nachbardivision führte. Sie ist nur wenige hundert Meter von uns entfernt, und ich gehe mal hinüber. Auf dieser Straße hatten die sowjetischen Fahrzeugkolonnen den Ausbruch versucht, waren dabei in unser konzentriertes Abwehrfeuer geraten und furchtbar zusammengeschossen worden. In endloser Reihe stehen die Trümmer dieser Kolonne. Lastwagen⁹⁵ und Geschütze liegen zerschossen, zerfetzt, ausgebrannt und umgestürzt auf der Straße und im Straßengraben. Zwischen diesen Schrotthaufen liegen zahlreiche Leichen gefallener Rotarmisten. Einer von ihnen liegt mit dem Oberkörper auf dem Trittbrett, während sein gebrochenes Bein zwischen den verbogenen Eisenteilen des Führerhauses eingeklemmt ist. Sein Fahrzeug war auf den Vordermann geprallt und in Brand geraten, wobei der eingeklemmte Fahrer mit verbrannte. Ein anderer lag mitten auf der Straße. Er war von den vorwärtsjagenden Fahrzeugen überfahren und buchstäblich wie eine Briefmarke plattgewalzt worden. Aber die Konturen seines Körpers mit Kopf, Hals, Schultern und Gliedmaßen sind ganz deutlich erhalten. Die übrigen Toten liegen, kohlschwarz verbrannt oder bläulich aufgedunsen, zwischen den zertrümmerten Fahrzeugen und im Straßengraben. Über der Stätte der Vernichtung liegt nun die brütende Sommerhitze und beginnt ihr Verwesungswerk, so dass mir fast übel wird.

Der Ausbruch war nur einem kleinen Teil der Roten gelungen. Der Ring um die Einkesselten ist wieder geschlossen. Jetzt gehen Spähtrupps in den Wald, um festzustellen, wo und in welcher Stärke noch feindliche Truppen vorhanden sind. Sie kehren mit einigen Russen zurück, die erklären, dass die Wälder noch voller Russen stecken. Sie hätten allerdings kaum noch zu essen und auch keine Munition mehr. Nun tritt nochmals eine ganze Schützenkompanie an, um dem Wald abzutasten. Zur Verstärkung dieser Kompanie werde ich ihr mit einem MG-Zug unterstellt. Wir gehen den Hang zu dem Getreidefeld hinunter. Hundert Meter vor meiner Stellung, am Fuß des Hanges, liegt der erste Tote des Nachtangriffs. Ein hellblonder, vielleicht 20-jähriger Junge mit schmalem, sympathischem Gesicht. Wir gehen weiter. In breiter Kette bewegen wir uns über das Kornfeld. Plötzlich ein lauter Ruf der Überraschung. Ich sehe nach links hinüber, wo gerade zwei Landser eine Getreidehocke auseinanderwerfen und zwei Iwans herausziehen. Nun war das Signal gegeben. Hocke um Hocke wird auseinandergerissen, und immer wieder ertönen freudige Rufe, wenn aus der fallenden Mandel wieder ein paar Rotarmisten herauskriechen. Ein Weib ist auch schon dabei. Ich trete an eine Mandel, aus der ein Schuh herausguckt. Wir werfen auch diese um und finden drei Mann darunter: Einen Kapitän (Hauptmann), einen Leutnant und einen Melder. Ich nehme dem Kapitän Pistole⁹⁶ und Kartentasche ab und schicke ihn zu den anderen Gefangenen. Wir kämten auf diese Weise das ganze Feld durch und zählen zum Schluss mehr als hundert Gefangene. Einer von ihnen, mit intelligentem Gesicht blickt so hoffnungslos traurig ins Leere, dass ich fast Mitleid mit ihm habe. Aber als ich an die Unmenschlichkeiten bei dem nächtlichen Ausbruchversuch denke, vergeht es wieder. Dann dringen wir in den Wald ein. Auf einer Lichtung stehen wirr durcheinander gefahrene Panjewagen. Der Boden ist mit Ausrüstungsgegenständen übersät. Aber Russen sind nicht zu finden.

Zu den Stellungen zurückgekehrt, mache ich an meinem Loch eine Ruhepause. Da tauchen zwei sowjetische Jagdbomber auf, kreisen über unseren Stellungen, jagen ein paar Feuerstöße in unsere Linie und werfen einige kleine Bomben ab. Beim Abdrehen und Hochziehen feuern sie noch aus zwei Bord-MGs, die in den Tragflächen eingebaut sind und nach hinten schießen. Als ich da das Mündungsfeuer sehe, glaube ich, dass sie brennen. Aber mein anfangs jubelnder Ausruf erstarb in Enttäuschung. Getroffen haben sie übrigens nichts. Ihr Erscheinen sollte wohl eine kleine moralische Unterstützung für die Einkesselten sein.

Wir bereiten uns auf die nächste Nacht vor, und zwar sorgfältig, denn wir sind jetzt gewarnt. Am Abend beginnt es zu tröpfeln, und bald geht ein leiser, aber anhaltender Regen nieder,⁹⁷ der allmählich durch die Strohdecke meines Schützenloches dringt. Hilflos muss ich es ertragen, dass der Regen langsam meine Uniform durchtränkt. Ich kann wieder nicht richtig schlafen. Es ist schon die vierte Nacht ohne rechten Schlaf. Am nächsten Morgen (08.08.1941) steht wieder die lachende Sonne am Himmel, und die hochsommerliche Wärme trocknet die Kleidung schnell.

⁹⁵ Steets (S. 110) zählte 40 zusammengeschossene russische Lkw.

⁹⁶ vermutlich der sowjetische Standard-Revolver *Nagant M1895*

⁹⁷ Tagesmeldung der Division: „Mehrstündiger Gewitterregen hat die Wege wieder völlig aufgeweicht und z. Teil unpassierbar gemacht.“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000538)

Plötzlich ein Ruf, halb Überraschung, halb Warnung. Instinktiv wende ich meine Augen zur Front. Da sehe ich braune Gestalten aus dem Wald heraustreten. Erst sind es Einzelne, bald aber sickern sie in Gruppen und dichten Haufen aus dem Wald heraus, und dann quillt ein breiter Strom über das Kornfeld auf unsere Stellungen zu.⁹⁸ Sie sind unbewaffnet und gehen sehr langsam. Jetzt haben die ersten unsere Stellungen erreicht und heben die Arme. Wir lassen sie gleich hinter unserer Stellung antreten, denn sie müssen registriert werden. Nachdem Angehörige des Bataillons- und Regimentsstabes mit Tisch und Stuhl angerückt waren, beginnt die zeitraubende Aufnahme der Personalien. Die Iwans kamen ohne Waffen und Gepäck. Sie haben alles im Wald zurückgelassen. Unter ihnen sind Vertreter aller Völker der Sowjetunion. Ich nehme einem eine Zeltbahn und einem anderen den Leibriemen ab. Die Pistole, die ich kürzlich dem Kapitän abgenommen hatte, trage ich schon am Koppel. Es ist ein Trommelrevolver.

Da erleben wir noch eine Überraschung. Das Haus, das rechts unter unserer Stellung am Fuß des Hanges liegt, war nur eins von mehreren. Die anderen waren durch eine dichte Baumgruppe verdeckt. Außerdem war es nicht leer, denn in dieser kleinen Häusergruppe wird es lebendig. Scharen von Russen quellen heraus. Nicht zu fassen, wie viele Menschen so ein kleines Häuschen fassen kann. Die Iwans treten an und marschieren in strammer Ordnung direkt auf unseren Tisch zu. 500 waffenlose Rotarmisten. Sie stecken schon einen Tag und eine Nacht in den prallvollen Häusern vor unserer Nase, und wir haben es nicht bemerkt. Niemand war auf den Gedanken gekommen, die Häuser mal zu untersuchen.

Während der Registrier-Prozedur galoppiert plötzlich ein Berittener der Nachbardivision⁹⁹ auf den Strom der Gefangenen zu, der immer noch, wenn auch spärlicher, aus dem Wald über das Kornfeld kommt. Er lenkt den Strom jetzt ab und führt ihn auf seine eigenen Stellungen zu. Auch der Nachbar will mit möglichst hohen Gefangenenziffern glänzen!

Die Kesselschlacht von Uman ist beendet. Der später herausgegebene Divisionsbefehl nennt folgende Zahlen: 103.000 Gefangene, 1.500 erbeutete Geschütze, 700 Panzer, zahllose Infanteriewaffen und eine unübersehbare Menge an Kriegsgerät und Ausrüstungsgegenständen.

Das Ausräumen des Kessels und die Sichtung der Beute haben andere Einheiten übernommen. Aber eine große Anzahl von Beutepferden, die überall im Wald herumliefen, hatten wir uns schon genommen. Sie stammen von den im Kessel vernichteten Kavalleriedivisionen des Reitergenerals **Budjonny**. Als Führer der sowjetischen Heeresgruppe hier im Süden war er unser Gegner. Budjonny's Armee ist vernichtet.¹⁰⁰

Weiterer Vormarsch und Kämpfe im Sommer 1941

Viele Männer meines Zuges hatten sich eines der grasenden **Panjepferde** eingefangen. Die Pferde sind kleiner als unsere, aber sehr zähe, ausdauernd und sehr genügsam. Die Russen hatten sie einfach sich selbst überlassen. Meine Männer legten nun beim Abmarsch den Pferden ihre Schlafdecken über, schwangen sich in diesen provisorischen Sattel und ritten los, froh, dass sie nicht mehr zu laufen brauchten. Aber die Zahl dieser Amateurreiter wird von Tag zu Tag kleiner. Teils, weil die besten Pferde an die Veterinärkompanie abgegeben werden mussten, teils, weil die Männer sich wund geritten hatten. Reiten muss nämlich gelernt werden.

Außer den „privaten Pferdehaltern“ hatte sich auch die Kompanie mit Pferden und den dazugehörigen Panjewagen versorgt, so dass jetzt eine ganze Reihe von Panjefuhrwerken in unserer Kolonne mitgehen.

Unterwegs kommt der nörgelnde Alte zu mir herangeritten und erklärt, dass er eine Veränderung mit mir vorhabe. Ich höre, dass er mich am liebsten zum Halbzugführer degradiert hätte, aber damit kam er natürlich nicht durch.

Wir sind jetzt wieder beritten. Wir, das sind diejenigen, denen in einer bespannten Einheit planmäßig ein Reitpferd zusteht, nämlich Kompanie-, Zug-, und Halbzugführer, Speiß und Futtermeister. Die

⁹⁸ Gem. Steets (S. 106) beginnt der Feind vor der 4. Geb.Div. bereits am Vortag in Scharen überzulaufen.

⁹⁹ entsprechend KTB 257. I.D. Frame 000552 vielleicht von der **100. leichten Infanterie-Division**

¹⁰⁰ Nach der Schlacht erschien ein **Bericht in der Wochenschau** (Nr. 571 vom 13.08.1941, ab Minute 06:54)

Reitpferde sind wieder frei geworden, nachdem unsere aktiven Pferde durch die Panjerespanne entlastet sind. Futtersorgen haben wir mit den Pferdchen nicht. Nach dem Marsch werden sie ausgespannt und auf die Wiese gebracht, wo sie ihr Futter allein suchen.

Im nächsten Dorf¹⁰¹ beziehen wir für drei Tage (09.–11.08.1941) Ruhequartier. Das ist auch nötig. Ich habe in den letzten vier Nächten kaum geschlafen, und vielen Kameraden ging es natürlich ebenso. Am Abend des ersten Ruhetages veranstalten die Unteroffiziere der Kompanie ein gemütliches Beisammensein. Im Laufe des Abends merke ich, dass ich todmüde bin. Bald wird mir klar, dass ich mich erkältet habe. Zu allem Überfluss kommt noch ein Durchfall hinzu, der mir die fünfte Nachtruhe raubt. Es war nämlich Kirschenzeit, und ich hatte mir ein Kochgeschirr voll Sauerkirschen gekocht. Da ich noch große Mengen von Beutezucker besaß, sparte ich nicht damit. Der Erfolg war dann auch durchschlagend.

Dieser Zucker stammte aus einer Zuckerfabrik, an der wir beim Vormarsch einmal vorbeikamen. Sie arbeitete nicht, denn wenige Tage vorher waren unsere Angriffstruppen über diese Gegend hinweg gerollt. Da haben wir uns dann eingedeckt und so viel Zuckersäcke auf die Fahrzeuge gepackt, wie nur hinaufgingen. Niemand wollte mehr Zucker haben. Auch die Bevölkerung hatte sich reichlich bedient. Beim Abmarsch musste ich meinen eigenen Zuckersack (ein Zentner!) im Quartier zurücklassen. Das hat mich besonders geärgert, denn das Weibsstück von Quartierswirtin war ein gehässiges Biest gewesen.

Die Ruhetage wurden mit den üblichen und notwendigen Arbeiten ausgefüllt: Waffen- und Gerätereinigen, Sachen instandsetzen, Bestandsaufnahmen, Appelle, Verlustmeldungen, Unterführer- und Chefbesprechungen. Dabei gibt es wieder schwere Differenzen zwischen dem Alten und den beiden Kompanieoffizieren, die seine zuweilen blödsinnigen Anordnungen nicht hinnehmen. Ich, als Benjamin, halte mich da raus. Mich kann der Alte sowieso nicht leiden, vielleicht auch, weil ich Akademiker bin. So hat dieser Kommissstiefel von Chef genug Gründe für seine Abneigung gegen mich. Ich habe das oft genug zu spüren bekommen. Seine Leutnants kann er zwar auch nicht leiden, aber die sind Offiziere, denen er nichts anhaben kann.

Die Führerreserve wird wieder ausgewechselt, und der Alte schiebt mich dahin ab. Als ich in der Küche meine Marschverpflegung empfangen und mich verabschiede, erzählt mir der Küchenunteroffizier von einem Hauptmann, der am Vortag hier war, um nach dem Grab seines in der Schlacht gefallenen Sohnes zu suchen. Er hatte es abends gefunden, sich an den Grabhügel gesetzt und dort die ganze Nacht zugebracht, bis unser Küchenunteroffizier ihn morgens zu einer Tasse Kaffee ins Quartier holte.

Wir fahren mit einem Lkw zur Division.¹⁰² Die Divisions-Führerreserve ist vergrößert worden. Sie umfasst jetzt 50 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Der Zweck dieser Abteilung ist klar: Man will angesichts der unvermeidlichen Ausfälle immer eine Reserve zur Verfügung haben. Dazu kommen jetzt neue Aufgaben, die sich aus den bisherigen Erfahrungen beim Vormarsch als notwendig oder zweckmäßig erwiesen haben. Dazu gehört die Einweisung und Weiterleitung der Marschblocks der Regimenter durch unübersichtliche Waldgebiete, an Wegegabelungen und bei Wegstrecken, die auf den Karten ungenau oder gar nicht eingezeichnet sind. Ebenso Verkehrsregelung an Brücken, Straßenkreuzungen und durch Ortschaften. Auf diese Weise soll der Vormarsch der Division vor zeitraubenden Stockungen bewahrt werden. Für diese Zwecke ist die Führerreserve in Gruppen zu zwei bis vier Mann eingeteilt, die sich in der Nähe des zu besetzenden Verkehrspunktes einquartieren oder zelten und dann die durchziehenden Kolonnen durchschleusen. Sind alle Marschgruppen vorbei, wird die Gruppe auf Fahrrädern oder Lkws schnell wieder an den Truppen vorbei nach vorn gebracht, wo ihre Aufgabe von neuem beginnt. Wir tragen rote Armbinden mit der Aufschrift „Stomarsch“ (*Stabsoffizier für Marschüberwachung*) und haben das Recht, zu unserer Weiterbeförderung jedes Fahrzeug und zu unserer Verpflegung jede **Feldküche** zu benutzen, falls unsere eigenen Fahrzeuge diese Aufgabe nicht rechtzeitig erfüllen können.

Heute schleusen wir eine Kolonne russischer Gefangener durch den Ort. Sie kommen über eine Brücke und folgen der Straße in den Ort hinein. Beiderseits der Straße liegen kleine Holzhäuschen mit

¹⁰¹ in *Golowaniewsk* (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000554/75/80/82)

¹⁰² Der Divisionsgefechtsstand befand sich 08. (od. früher? KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000554)–12. (Roll 1804 Frame 000289) in *Marijampolj*, 13.–15. in *Lyssaja Gora* (Roll 1803 Frame 000583), ab 15. in *Rownoje* (Frame 000585).

Vorgärten. Aus einem dieser Häuschen tritt ein Mädchen mit einem Eimer Wasser und bietet den Gefangenen zu trinken an. Das gibt zwar etwas Unordnung, macht aber nichts. Nur einer ärgert mich. Der bummelt. Er geht am Schluss, aber müde ist der nicht, denn er hat sehr wache Augen. Auf meine Anrufe reagiert er gar nicht. Als ich aber mit drei Schritten bei ihm bin und ihn in den Achterstegen treten will, ist er weg wie der Blitz.

Kurze Zeit später nähert sich eine Nachschubkolonne, die frontwärts fährt. An ihrer Spitze reitet ein Offizier. Wir erkennen uns fast gleichzeitig. Es ist ein Leutnant, der in Jaslo eine Zeit lang bei uns war und sich immer sehr um die Pferde gekümmert hat. Er ist im Zivilberuf Förster und versteht etwas von Tieren. Nach einer kurzen Unterhaltung folgt er seiner Kolonne, die längst vorübergezogen ist.

Nach den furchtbaren Vernichtungsschlägen, die die Rote Armee in drei gewaltigen Kesselschlachten¹⁰³ erlitten hat, ziehen sich die Reste der zertrümmerten sowjetischen Armeen im Eiltempo zurück. Im Südabschnitt bieten die endlos weiten, baumlosen Ebenen der Ukraine keine guten Verteidigungsmöglichkeiten mehr, oder es fehlt ihnen die Zeit zum Aufbau einer Verteidigungslinie. So ziehen sich die Roten bis hinter den Dnjepr zurück. Unsere Divisionen folgen in Eilmärschen. Was die deutsche Infanterie allein bei diesen Gewaltmärschen leistet, ist beispiellos.

Diese Märsche! Brütende Hitze lastet über dem Land.¹⁰⁴ Die Luft flimmert und gleißt. In langen Kolonnen marschiert die Infanterie – Männer und Fahrzeuge – über die endlosen Straßen und Wege, die sich in grenzenlose Weiten hineinschlängeln. Je nach dem Zustand der Wege laufen die Soldaten gruppenweise hinter ihren Fahrzeugen oder in Reihe rechts und links des Weges. Sie haben die Kragen aufgeknöpft und die Rockärmel aufgekrepelt. Manche haben sich Taschentücher um die Stirn gebunden. Ihre schweißnassen Haare kleben an der Stirn. Leichte Staubschleier, von den Marschierern aufgewirbelt, ziehen seitwärts über das Land. Überholende Mot-Kolonnen blasen immer neue Wolken von Staub auf, die wie gelbe Schleier dahinwehen, die Männer einhüllen, sich auf ihre Uniform legen und ihnen die ohnehin trockenen Kehlen verkleben. Wenn die Männer noch frisch sind, stoßen sie grässliche Flüche gegen die Kraftfahrer aus. Sonst aber lassen sie es stumm über sich ergehen.

Bei solchen Gelegenheiten wünscht man sich dann einen kleinen, reinigenden und erfrischenden Regen. Wenn es hier aber zu dieser Zeit regnet, sind es meist kurze, sommerliche Platzregen.

Die Vormarschstraßen, die wir benutzen, sind meist nur festgefahrene Feldwege. Die fette, fruchtbare **Schwarzerde** bildet bei Trockenheit eine harte, feste Decke, die dann unserem Asphalt ähnelt. In diesem Zustand sind die Wege dann unseren Asphaltstraßen beinahe vergleichbar. Aber ein Platzregen von 10 Minuten kann genügen, um diese Wege in zähen, tiefen Morast zu verwandeln, in dem die Fahrzeuge stecken bleiben und den Vormarsch der Division um ein bis zwei Stunden fast zum Stillstand bringen.

Da waren die Märsche im Anfang, im Frühjahr, im hügeligen Polen, ja reine Spaziergänge! Noch dazu in der Zeit, da unsere Zugpferde Fohlen hatten, die sich frei und ungebunden neben der marschierenden Kolonne tummelten. Von Zeit zu Zeit kamen sie in steifen, drolligen Sprüngen zu ihrem Muttertier zurück. Dann trippelten sie brav und artig neben der Stute her, die mit nickendem Kopf im Geschirr ging und unseren schweren HF1 zog. Lange hielten sie es aber nicht bei der Mutter aus, und sie sprangen wieder davon. Entzückende, kleine Wesen, diese jungen Fohlen! Unbekümmert, springlebendig und voller Lebensfreude.

Heute¹⁰⁵ fahren wir mit dem Fahrrad über Jusefpol(?)¹⁰⁶ nach **Nowa Ukrainka**, einem kleinen Städtchen. Wir passieren eine große Mühlenfabrik. Am Eingang hängt ein Schild: „Beschlagnahmt durch die **Panzergruppe Kleist**“. In einem Bauernhaus in der Nähe fassen wir unsere Verpflegung, worunter sich diesmal eine Tafel Schokolade befindet. In Nowa Ukrainka lasse ich mir bei einer Instandsetzungskompanie die Haare schneiden.

¹⁰³ bei **Bialystok und Minsk** (22.06.–09.07.), bei **Smolensk** (10.07.–05.08.) und bei **Uman** (15.07.–08.08.)

¹⁰⁴ 17.–21.08.1941 „40–50 °C, im Schatten 30 °C“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000290)

¹⁰⁵ wahrscheinlich am oder nach dem 15.08.1941: Am 15. früh erreichten die ersten Teile der mot. Marschgruppe Nova Ukrainka (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000590); vorher kann er nicht dort angekommen sein. Vom 16. auf den 17. übernachtete er bereits in Kirowa.

¹⁰⁶ Das Fragezeichen hat der Autor selbst gesetzt, und zu Recht: Es kann nicht **Jusefpol** gewesen sein, denn der Divisionsgefechtsstand befand sich bereits weiter vorne, bis zum 15. in **Lyssaja Gora** (Frame 000583), ab dem 15. in **Rownoje** (Frame 000585).

Unser nächstes Ziel ist **Kirowa**. Die Fahrt geht über die endlosen Ebenen der Ukraine mit ihren unübersehbaren Getreide- und Sonnenblumenfeldern. Soweit das Auge reicht, dehnen sich die riesenhaften Ackerflächen. Kilometer um Kilometer rast unser Auto an ihnen vorbei, und man sieht nichts als schier endlose Sonnenblumenfelder.

In Kirowa übernachteten wir im Clubraum einer Fabrik. Die Wände dieses Versammlungsraumes sind mit roten Transparenten behängt, auf denen in goldenen Buchstaben kommunistische Parolen stehen. Selbstverständlich hängen auch Bilder von Lenin und Stalin dazwischen. Es ist Sonntag (17.08.1941). Die Straßen sind fast leer, nur einige Kinder spielen in der Nähe ihrer Häuser. In den Straßen liegen Straßenbahnschienen, aber die Bahn fährt nicht. Es gibt noch keinen Strom. Der Krieg ist ja erst vor wenigen Tagen über die Stadt gerollt, und die Ruhe ist erzwungen, denn die Wirtschaft ist noch nicht wieder angekurbelt. Dennoch liegt so etwas wie Sonntagsruhe über der Stadt und diesem Fabrikviertel, und es erinnert mich ein wenig an meinen Geburtsort **Oberschöneweide**.

17.08.1941 abends. Ich stehe mit einem Leutnant einige Kilometer ostwärts von Kirowa. Es ist eine Stelle, wo der Weg, der bisher am Bahngleis entlang führte, fast unmerklich nach Süden abbiegt. Das kann bei Nacht trotz der Richtungsschilder leicht übersehen werden, denn auch der Weg hebt sich nur unmerklich von der Umgebung ab. Deshalb stehen wir hier, um die Kolonnen auf den rechten Weg zu setzen. Hier steht auch ein bewohntes Bahnwärterhäuschen,¹⁰⁷ in dem wir unser Quartier aufgeschlagen haben. Ein einsames Haus, denn in weitem Umkreis bis zum Horizont ist kein zweites mehr zu sehen, dabei ist die Ebene weit, flach und baumlos. Das Bahngleis ist das erste, das ich seit Beginn des Feldzuges sehe. Ich stelle mich auf die Schienen und schaue mit leiser Wehmut auf den Schienenstrang, der nach Westen in die geliebte Heimat führt und nach Osten in unbekanntem Fernen verschwindet. Ein sichtbarer Beweis dafür, dass einmal Menschen hier gewesen sind, ein Gedanke, der angesichts der einsamen Weite dieser Landschaft beinahe unglaublich erscheint. Aber es fahren keine Züge mehr. Auch hier hat der Krieg vorerst die Verbindungen zerstört. Der Unterbau der Gleise ist übrigens schlecht und besteht nur aus einer flachen Sandschüttung. Schon deshalb muss die Spur breiter sein. Außerdem hat die Breitspur strategische Bedeutung: Wenn der Feind die Gleise benutzen will, muss er sie umspuren.

Ich bin hier mit dem Leutnant allein. Der schläft draußen sogar auf der Wache in der Gewissheit, dass die Geräusche der anrückenden Kolonnen ihn wecken werden. Ich liege im Bett in einem Raum des Bahnwärterhäuschens. Ich schlafe schlecht. Es ist zu warm, stockfinster, Mitternacht. Da höre ich auf dem Gang vor meinem Zimmer verdächtige Geräusche. Ich ziehe meinen Trommelrevolver und springe hinaus. Da steht der Russe, der Bahnwärter, vor meiner Tür. Er steht starr im Schein meiner Taschenlampe. Dann entfernt er sich wortlos, in der Hand hat er ein Beil.

Weit nach Mitternacht¹⁰⁸ (es ist bereits der 18.08.1941) erwache ich von dem bekannten Klappern und Kettenrasseln vorbeiziehender Fahrzeuge. Ich laufe hinaus und stehe gerade vor einem Wagen meiner Kompanie. Ich springe auf das V.-Fahrzeug¹⁰⁹ und höre, dass Post für mich da ist. Der Fahrer will sie im nächsten Quartier für mich zurücklassen.

Ortswechsel. Wir bringen wieder 1000 Gefangene zu einer Sammelstelle. Führer der Wachmannschaft ist der junge Leutnant vom Bahnwärterhäuschen. Zwischen den Gefangenen läuft ein Flintenweib. Sie trägt die übliche erdbraune Uniform, aber ihre Breecheshosen sind schnittiger als die pludrigen Hosen der anderen Iwans. Sie ist sehr hübsch, kräftig und herrlich gewachsen. Ein Bild von einem jungen Weib. Aber eine fanatische Bolschewistin. Als ein Landser sie nach Waffen abtasten will, schüttelt sie ihn mit einem heftigen Ruck und wütendem Blick ab. Eine fauchende Katze! An der Spitze der Kolonne marschieren vier Mädchen in Uniformmänteln. Wir haben sie an die Spitze gesetzt, damit sie das Marschtempo angeben können. Während einer Marschpause frage ich sie, warum sie als Frauen denn an die Front gegangen seien. Sie antworten erstaunt und etwas vorwurfsvoll, dass sie doch Sanitäterinnen seien. Das erklärt natürlich alles. Auf diesen Gedanken hätte ich eigentlich von selbst kommen können, denn es waren ganz sanfte und friedliche Mädchen. Beim Weitermarsch gerieten einige Russen etwas seitwärts aus der Kolonne. Da nahm der Leutnant einem der Landser den Karabiner ab und schoss von hinten an der Kolonne entlang. Ein verrückter Kerl! Aber die Iwans

¹⁰⁷ Das Bahnwärterhaus war am Bahndamm am im Luftbild noch erkennbaren Bahnübergang, die **Abzweigung** ist nur noch in der **Heereskarte M-36-125-B** sichtbar.

¹⁰⁸ Bei Abmarsch um 17 Uhr in Gruskoje (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000607) zog das I.R. 477 nach Mitternacht am Bahnwärterhaus vorbei.

¹⁰⁹ unklarer Begriff; vielleicht Verpflegungs- oder Versorgungs-Fahrzeug

waren mit einem Satz wieder im Glied. Am Ende der Kolonne führten wir noch einen erbeuteten 12-cm-Werfer mit, den wir am Marschziel ablieferten.

Ortswechsel. Ich stehe an einer kleinen Brücke,¹¹⁰ hinter der sich die Straße gabelt. Der Morgen (*des 19.08.1941*) dämmt herauf, und es ist kühl. Ich habe mir deshalb eine Decke über die Schultern gehängt. Die erste Kolonne kommt. Artillerie. Ein Lkw-Fahrer will sich nicht nach meiner Anordnung einreihen. Ich halte ihn an und steige aufs Trittbrett. Da gibt der Kerl Gas und fährt einfach mit mir los. Ich brülle ihn an, aber er stoppt erst, als ich ihm Strafe androhe. Ich halte einen Kradfahrer an und lasse mich zu dem Einheitsführer bringen, der in einem **VW** in der Kolonne fährt. Seite an Seite fahrend, brülle ich ihm zu, er möge für mehr Fahrdisziplin in seiner Einheit sorgen, sonst müsse ich ihn der Division melden. Der Hauptmann hört mich an, ohne etwas zu erwidern. Vielleicht ist er durch meine Drohung verunsichert, vielleicht ist es ihm nicht wichtig genug, vielleicht ist er auch zu müde. Egal, ich lasse den Kradfahrer halten, steige ab und laufe die paar hundert Meter zurück. Da merke ich, dass ich meine Decke immer noch über der Schulter habe. Man konnte also weder meinen Dienstgrad noch meine rote Armbinde sehen, und dann konnten sie auch nicht wissen, wen sie da vor sich hatten.¹¹¹

In der Nähe der Brücke standen einige Bauernhäuser, die uns als Unterkunft dienten. Die Bewohner hatten sie verlassen. Außer den Hühnern gab es keine Lebewesen. So hatten der Leutnant und ich, die wir hier den Brückenposten stellten, reichlich Platz. Den Leutnant kannte ich schon aus Jasło, wo wir beide noch Feldwebel waren. Als wir den Hof mal genauer inspizierten, fanden wir im Stall ein Hühnernest mit einem Berg von Eiern.

Ortswechsel. Das neue Quartier ist ein einsames Haus am Waldrand. Vielleicht eine Försterei.¹¹² Vor dem Haus führt ein Weg vorbei in ein ausgedehntes Waldgebiet hinein. Mitten im Wald macht der Weg nach einigen hundert Metern einen scharfen Knick nach Norden. An dieser Biegung stehe ich als Einweiser, d. h. ich sitze auf einem umgestürzten Baumstamm und warte auf unsere Kolonnen. Noch ist es hell. Das Sonnenlicht fällt durch die Kronen der hochstämmigen Bäume auf das grüne Laubwerk des Unterholzes. Der Waldweg liegt in der Sonne, und dies alles ist mir ein so vertrauter Anblick, dass es mich sehr an die heimischen märkischen Wälder erinnert. Ich liebe den Wald. Die friedliche Stille und der warme Sommertag machen mich beinahe glücklich. Ich ziehe mein Feldgesangbuch aus der Tasche und lese es von Anfang bis zum Ende durch. Es ist eine seltene, wohltuende Stunde der Besinnung. Ein Gebet sprach mich ganz besonders an, weil es so genau und realistisch für die Situation des Soldaten geschaffen war: Das Gebet um einen guten Tod: „Herr Jesus Christus, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes mit allen Ängsten, Nöten und Schmerzen bereitwillig aus Deiner Hand an. Aber um eines bitte ich Dich flehentlich, barmherziger Heiland: Lass mich nicht unvorbereitet in die Ewigkeit hinübergehen, sondern um Deiner Todesangst willen gib mir die Gnade, gereinigt und gestärkt durch die heiligen Sakramente, unter den Segensgebeten der Kirche von hinnen zu scheiden. Amen. Jesus, Maria, Josef, Euch schenke ich mein Herz und meine Seele. Jesus, Maria, Josef, steht mir bei im letzten Streit. Jesus, Maria, Josef, lasst meine Seele mit Euch in Frieden scheiden. Amen“

Eine einzige Kolonne ist erst durchgezogen.¹¹³ Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen, und es wird dunkel. Bald ist es stockfinster. Der anfangs so freundliche Wald wird mir etwas unbehaglich. Partisanen könnten mich jetzt spielend abknipsen. Ich bleibe auf meinem Posten, bin aber doch etwas erleichtert, als ich die Schritte meiner Ablösung sich nähern höre. Es ist einer der drei Männer, die diesmal zu meiner Gruppe gehören. Ich nehme ihn mit zurück und postiere ihn vor unserem Quartier. Die Kolonnen müssen sowieso erst an unserem Haus vorbei, und dann kann der Mann immer noch in

¹¹⁰ sicher die *Brücke bei Zibuljowo*

¹¹¹ Am 29.09.1941 hatte sogar der Div.-Kdr. „Veranlassung, darauf-hinzuweisen, dass den Anordnungen der Verkehrsregelungsorgane Folge zu leisten ist.“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000931).

¹¹² Es muss die Försterei am Waldrand ostwärts von Gutnizkaja (*Heereskarte Russland 1:100.000 Blatt Nr. M-36 XIV West Kremenschuk, Sonderausgabe VIII.1940*) sein. Der Marschweg in der Nacht vom 19. zum 20.08.1941 führte „in der Mitte des Waldes ostw. Gutnizkaja etwa 2 km nach Norden ausbiegend über Südteil Jefimowka“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000617)

¹¹³ Marschgruppe I.R. 477, um 17 Uhr in Jelissawetgradowka (18 km oder mindestens 3 Stunden entfernt) abmarschiert (KTB 257. I.D. a.a.O.), die bestimmt mehrere Stunden für den Vorbeimarsch am Abbiegepunkt benötigte. Als nächste war nach Mitternacht die Artillerie-Gruppe zu erwarten, um 20 Uhr in Topilo abmarschiert (23 km oder 4–5 Stunden). Einen Tag später (21./22.) kam noch das I.R. 466, jedoch erst um Mitternacht; diese Nacht kommt daher nicht in Frage.

den Wald bis zu der Biegung mitgehen, um sie einzuweisen. Außerdem haben wir auf diese Weise auch gleich eine Quartierwache. In der Nacht zogen dann noch mehrere Einheiten durch.

Nächster Tag (20.08.1941). Ortswechsel. Wir schwingen uns auf unsere Fahrräder und durchqueren den Wald auf demselben Weg, den wir den Kolonnen gewiesen haben. Dann folgen wir dem sandigen Weg bis zum nächsten Dorf (*Jefimowka*). Es ist wieder ein heißer Tag.¹¹⁴ Wir sitzen in der Stube eines Bauernhauses. Wie bei vielen russischen Bauernhäusern, kann man auch hier die Fenster nicht öffnen, weil die Rahmen mit den Fensterscheiben fest eingesetzt sind. Es sind Doppelfenster. Zwischen den beiden Scheiben liegt, im unteren Teil, eine handbreite Schicht Sägemehl gegen Zugluft. In manchen Häusern hat man in das Sägemehl noch künstliche Blumen gesteckt. In der Stube ist es sehr warm, und es wimmelt von Fliegen. Von Zeit zu Zeit werden sie von der Tochter mit einem grünen Zweig zur Tür hinausgewedelt. Als ich einmal von draußen hereinkomme und die Tür nicht gleich schließe, springt das Mädchen zur Tür, schließt sie ostentativ und wirft mir einen strafenden Blick zu. Ich habe sofort verstanden: Die Fliegen kommen herein! Auch deshalb kann man im Sommer die Fenster nicht öffnen, und im Winter wegen der Kälte schon gar nicht. Also macht man sie gleich dicht. Allerdings habe ich auch Fenster gesehen, deren oberen Teil man öffnen konnte.¹¹⁵

Wir haben den Standort gewechselt und stehen jetzt wie verloren an einer einsamen Wegekreuzung mitten in der weiten, eintönigen Landschaft. Ich blicke rundum über das Land. Bis zum Horizont dehnt sich die braune Steppe, flach und eben wie ein Tisch. Wohin der Blick auch wandert, überall nur braunes, trockenes Gras. Kein Baum, kein Strauch, kein Punkt, an dem sich das Auge in dieser grenzenlosen Ebene festhalten könnte. Man kann sich eines bedrückenden Gefühls der Einsamkeit und Verlassenheit nicht erwehren. So mag auch den Russen zumute sein, denen sich beim Anblick dieser trostlosen Einsamkeit und Eintönigkeit die Schwermut ins Herz senkt. Selbst die beiden Wege, die sich nach weitschweifigen Windungen am Horizont verlieren, können das Gefühl der Leere nicht auslöschen. Wir stehen an dem Punkt, an dem sich diese beiden Wege kreuzen. Hier steht ein hoher Pfahl, der wie ein indianischer Totempfahl in die Höhe ragt und mit Richtungsschildern und Einheitssymbolen benagelt ist. Neben diesem Mast haben wir unser Zelt aufgeschlagen. Der Pfahl und das Zelt sind die einzigen Anzeichen menschlichen Lebens in dieser öden Steppe. Wir liegen hier mit einem Leutnant und drei Unteroffizieren und warten auf unsere Regimenter. Auch dieser Leutnant war mit mir in Jaslo noch als Feldwebel zusammen. Anfangs hatten wir noch etwas zusammengehalten. Ich besorgte nach Erreichen unseres Tageszieles immer Milch, Eier und Brot und teilte mit ihm. Als ich aber merkte, dass er dies beinahe als selbstverständlich ansah und anfang, sich bedienen zu lassen, ließ ich ihn sitzen. Als Führer der Gruppe teilt er immer die Wachen ein und nimmt sich jedesmal die erste Abendwache, so dass er dann die ganze Nacht schlafen kann. Die Unteroffiziere begannen zu murren, natürlich in seiner Abwesenheit. Daraufhin machte ich ihn auf sein egoistisches Verhalten aufmerksam und forderte einen Wechsel im Wachdienst. Das tat er dann auch, aber seitdem kann er mich nicht mehr leiden.

21.08.1941. Der **Dnjepr** ist erreicht. Unser jetziges Kommando besteht wieder aus einem Leutnant und zwei Feldwebeln, aber anderen Kameraden. Wir liegen in einem Dorf¹¹⁶ auf der Westseite des breiten Stromes etwa gegenüber **Kremenschuk**, aber etwas südlicher. Es ist ein stilles, langgestrecktes Dorf mit sauberen Holzhäuschen und Gärten. Außer uns ist kein einziger deutscher Soldat hier. Wir suchen uns ein passendes Quartier mitten im Dorf. Da wir nur unseren Wäschebeutel und eine Decke bei uns haben, brauchen wir nicht viel Platz außer einem Bett für die Nacht. Das finden wir dann auch in einem Drei-Mäderl-Haus¹¹⁷. Ich habe jedenfalls außer zwei älteren Frauen immer nur drei Mädchen gesehen. Die haben uns mittags auch immer mit einem friedensmäßigen Borschtsch bewirtet, einer dicken Gemüsesuppe mit Fleischeinlage. Gegen Abend fuhr der Leutnant dann immer ins „Hauptquartier“ zurück, und wir beiden Feldwebel blieben allein im Dorf. Ich übernehme die erste Wache und setze mich auf die Bank, die vor dem Haus im Vorgarten steht. Es ist noch hell. Mein Kamerad sitzt in der Stube am Fenster und plaudert mit einem der Mädchen. Nach meiner Ablösung gehe ich ins Haus und lege mich ins Bett, ein Metallbett mit sauberem, weiß bezogenen Bettzeug. Das große Federkopfkissen hat ebenfalls einen weißen, bestickten Bezug. All dies ist nicht so ganz

¹¹⁴ Auch KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000832 vermerkt „heißer Sommertag“.

¹¹⁵ Fortotschka: kleine Oberklappe am Fenster (einzige Öffnung) notierte der Autor auf einem beigelegten Zettel.

¹¹⁶ sicher Rewowka, eine wichtige Wegegabelung (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000624), heute vom **Kremenschuker Stausee** überflutet, siehe Karte **Russland 1:100.000 Blatt M-36 XIV Ost „Kremenschuk“**

¹¹⁷ Der Begriff zitiert die beliebte Operette „Das Dreimäderlhaus“.

selbstverständlich, denn wir haben schon unglaublich primitive Katen und Dörfer gesehen. Aber in der Nähe großer Städte sind auch die Dörfer etwas komfortabler ausgestattet. Meine zweite Wache beginnt. Es ist zwei Uhr nachts. Ich sitze wieder auf der Bank am Holzzaun des Vorgartens und lausche in die friedliche Stille des schlafenden Dorfes. Da öffnet sich leise die Haustür. Ich wende mich um und sehe in der Tür das Mädchen stehen, mit dem ich mich schon am Tag etwas angefreundet hatte, als wir gemeinsam mein Bett zum Schlafen vorbereitet. Da hat uns nur der Leutnant ungewollt etwas gestört. Jetzt konnte sie nicht schlafen und wollte mir die Langeweile der Nachtwache etwas verkürzen.

Schräg gegenüber unserer Unterkunft wohnt eine junge Frau. Sie hat pechschwarzes Haar, ein schmales, feines Gesicht und ist fast klassisch schön. Sie wirkt aber etwas fremdartig, denn sie sieht gar nicht russisch aus. Sie kommt gerade vorbei, als wir uns mit einigen ukrainischen Bäuerinnen unterhalten. Sofort wird sie zum Gesprächsthema. Wir hören, dass sie schon zwei Kinder hat, obgleich sie gar nicht verheiratet ist. Dabei spricht deutliche Missbilligung aus den Worten und der Mimik der Bäuerinnen.

In diesem friedlichen Dorf, das vom Kriegsgeschehen unberührt und völlig unzerstört geblieben war, haben wir drei geruhsame, sommerlich warme Tage verlebt. Es fanden keine Truppenbewegungen mehr statt. Der gewaltige Strom erzwang einen Vormarsch-Stopp.

Jetzt (23.08.1941¹¹⁸) werden wir nach **Nowo Georgiewsk**¹¹⁹ verlegt, wo die ganze Führerreserve sammelt. Das Städtchen liegt etwas nördlich des eben verlassenen Dorfes, immer noch gegenüber Kremenschuk, aber etwas nördlicher. Es liegt auf der Westseite des Dnjepr-Tales an einem Seitenarm dieses gewaltigen Stromes. Nowo Georgiewsk ist eine typische russische Kleinstadt. Die Hauptstraße hat Katzenkopf-Pflaster, alle übrigen Straßen sind ungepflastert, haben meist auf beiden Straßenseiten eine Baumreihe und einen Fußweg. Die Häuser sind fast durchweg aus Holz gebaut und bestehen meist aus Erdgeschoss und erstem Stock. Aber auch dreistöckige Häuser sind nicht selten. Viele haben noch einen Vorgarten, mit Zaun, andere stehen direkt am „Bürgersteig“. Hinter den Häusern befinden sich meist noch Gärten. Aus dieser Masse der Holzhäuser ragen nur vereinzelt Steinbauten auf, aus rotem Backstein oder mit grauem Verputz. Es handelt sich fast immer um öffentliche Gebäude, Partei- oder Kulturhaus, Schule oder Fabrik. Die zweistöckigen Holzhäuser haben oft eine Außentreppe, die zu dem oberen Stockwerk führt.

Wir liegen mit sechs Mann in dem kleinen Holzhäuschen, das ein russisches Ehepaar bewohnt. Das ist sehr hart für die beiden. Nicht nur wegen der Enge des Raumes, sondern auch, weil wir uns als zusätzliche Verpflegung Tomaten und Kartoffeln einfach aus ihrem Garten holen. Sie haben ja selbst nicht allzu viel zu essen, aber das haben wir uns wohl nicht so recht klar gemacht.

Die Bevölkerung in den Dörfern und Städten, die an den Vormarschstraßen liegen, ist immer besonders hart betroffen, denn hier folgt eine Truppe der anderen, und wo sie durchziehen oder sich niederlassen, sind sie wie Heuschreckenschwärme, die alles kahl fressen.

Der Besitzer unseres Quartiers arbeitet für die deutsche Zivilverwaltung und muss in ihrem Auftrag weite Wege zu Fuß zurücklegen, weil er über Land muss. Er zeigt uns jammernd seine abgelatschten Schuhe und beklagt sich, dass man ihm keine neuen gibt. Wir baden in dem Dnjepr-Nebenarm, der in der Nähe vorbeifließt. Sein Ufer ist mit Gras und Weidengebüsch bestanden. Außer uns baden noch einige Kinder und ein alter Mann.

Ich gehe abends die Straße entlang und höre plötzlich leise Musik. Es ist eine sehr einschmeichelnde Melodie, und ich bleibe stehen, um die Herkunft der Töne festzustellen. Da sehe ich in einem Torweg einen schweren schwarzen Pkw stehen. Ich trete näher und erkenne, dass er einen **Generalsstander** führt. Die Musik kommt aus dem Wageninnern. Ich stecke den Kopf durch das offene Seitenfenster und lausche dem Lied, das aus dem Radiogerät ertönt: „**Vor der Kaserne, vor dem großen Tor...**“¹²⁰ Ich höre diese rührend-zärtliche, unvergessliche Melodie zum ersten Mal und bin ihr verfallen wie Millionen deutsche Landser auch.

¹¹⁸ In der Nacht 23/24. zog I.R. 466 durch Rewowka (KTB 257. I.D. Frame 000639); da der Autor dort keine Truppenbewegungen erlebt hat, war er am 23. schon in Nowo Georgiewsk.

¹¹⁹ Am Südosteingang Nowo Georgiewsk befand sich seit 22. der Divisionsgefechtsstand (KTB 257. I.D. Frame 000635); heute ebenfalls überflutet, siehe o. a. Karte.

¹²⁰ Der Autor hat den Text des Liedes aufgeschrieben; heute ist er [im Internet zu finden](#).

Einer von unseren sechs Stubenkameraden hat das Glück, dass seine Einheit in der Nähe liegt. Dort ist er dann oft zu Gast und bringt immer Zucker mit. Damit haben wir die wichtigste Zutat für die Kartoffelpuffer, die wir uns öfter backen.

Eines Morgens spüre ich einen Juckreiz in den Schamhaaren, der gar nicht aufhören will. Ich gehe auf die Gartenterrasse, um einmal nachzusehen. Da finde ich mehrere Läuse! Meine ersten **Kleiderläuse**. Die werde ich nun bis Kriegsende nicht mehr los.

14 Tage liegen wir in Nowo Georgiewsk. Diese Zeit brauchte die Heeresleitung für die taktischen Vorbereitungen zum Dnjepr-Übergang. Offiziell hieß das „taktische Vormarschpause“. Die sowjetischen Truppen hatten sich bei ihren Absetzbewegungen bis hinter den Dnjepr zurückgezogen. Nun liegen sie auf der anderen Seite des breiten Stromes in ausgebauten Verteidigungsstellungen. Die wichtige Großstadt Kremenschuk liegt auf dem Ostufer, ist also in russischer Hand. Die große Brücke, die über den Strom zur Stadt hinüberführt, ist gesprengt.

07.09.1941. Die Vorbereitungen für den Flussübergang laufen an. Wir beziehen unsere Ausgangsstellungen am Westufer, etwas oberhalb von Kremenschuk. Ich stehe als Einweiser an einer der Ablauf- und Übersetzstellen, von wo aus die **Sturmboote** und Fähren zum Übergang ansetzen. Das Ufer ist hier sandig und die Uferböschung fällt sanft zum Wasser hin ab. Sie wird von lichten Baum- und Buschgruppen beschattet, die sich bis ins Hinterland ziehen und den ganzen Bereitstellungsraum decken. In der Nacht ziehen die Pioniere ihre Sturmboote durch das Gebüsch bis ans Ufer heran.¹²¹ Der Strom ist hier etwa eineinhalb Kilometer breit, mit einigen kleinen Inseln und vielen Untiefen. Der Iwan schießt Störfeuer. Es stört aber nicht.

08.09.1941¹²². Wir schlafen im Zelt hinter einem Gebüsch unweit der Ablaufstelle. Kaum graut der Morgen, da fahren wir erschreckt von unserem Lager hoch. Unsere **Do-Werfer**, die hinter uns stehen, haben den Feuerschlag eröffnet.¹²³ Jaulend und aufheulend zischen die Raketen in weitem Bogen über den Strom, einen feurigen Schweif hinter sich lassend. Dampfe Schläge am jenseitigen Ufer künden uns die Einschläge. Jetzt mischt sich die Artillerie mit grollenden Salven ein, und unter der Feuerglocke von Granaten und Raketen knattern die Sturmboote los. Wie jagende Hunde preschen sie aufs Wasser hinaus und in der Mitte des Stromes sind sie nur noch dunkle Punkte, die ein strichdünnes weißes Kielwasser hinter sich herziehen. Das russische Abwehrfeuer konzentriert sich jetzt auf die Sturmboote. Hohe weiße Wasserfontänen spritzen zwischen ihnen auf, aber es wird keins getroffen.

Unsere Sturmtruppen – immer etwa fünf Mann in einem Sturmboot – haben drüben nach kurzem Kampf schon Fuß gefasst. Dieser Stromübergang ist erstaunlich schnell gegangen. Die Wucht unserer Angriffe ist unwiderstehlich, und selbst dieser breite Strom hat den **Furor Teutonicus** nicht aufhalten können. Den Sturmbooten können jetzt die langsameren Fähren mit schwerem Gerät folgen. Wir beginnen mit dem Übersetzen von **8,8-Flakgeschützen** (*Flugabwehrkanonen*) und den dazu gehörigen Fahrzeugen.¹²⁴

Bald kommen die ersten Boote zurück und bringen schon Gefangene mit. Es sind Schwerverwundete dabei, die erschütternd jammern und wimmern. Sie werden auf einem strohgepolsterten Panjewagen abtransportiert. Die russische Artillerie belegt jetzt unsere Ablaufstelle mit Feuer, nachdem sie sie endlich erkannt hat. Schwere Brocken krepieren mit gewaltigen Detonationen, richten aber keinen Schaden an.

10.09.1941. Drei Tage lang setzen wir jetzt schon über. Erst waren es Kampftruppen, jetzt sind es Nachschubkolonnen. Inzwischen war auch Kremenschuk gefallen, und unsere Pioniere haben neben der gesprengten Brücke trotz schweren feindlichen Feuers eine Pontonbrücke gebaut, über die nun Tag und Nacht endlose Kolonnen in die Stadt ziehen, ohne sich um die pausenlosen Angriffe sowjetischer Bomber zu kümmern, die vergeblich versuchen, die Brücke zu treffen.

¹²¹ am 07.09. und in der Nacht zum 08.09. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000744)

¹²² Mit dem Dnjepr-Übergang greift die Division von Südosten in die **Schlacht um Kiew** ein (daher „Südost-Kessel“ gem. KTB 257. I.D. Frame 000894 bzw. „Vernichtungsschlacht am Orschiza-Abschnitt“ gem. Frame 000905), von der im Tagebuch bis auf den Sula-Übergang nichts erwähnt wird.

¹²³ **Entgiftungsabteilung 102**, um 6 Uhr (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000749/58/59/66). Die Abt. wurde am 14.01.1942 zur schweren Werfer-Abt. 102 und im April zur III. Abt. des schweren Werfer-Regiments 2. Da die III. Abt. des schweren Werfer-Regiments 1 mit dem **28/32-cm-Nebelwerfer 41** ausgestattet war, kann angenommen werden, dass diese Waffe auch hier eingesetzt war.

¹²⁴ **Reseve-Flak-Abteilung 142** (KTB 257. I.D. Frame 000752)

13.09.1941. Unsere Aufgabe an der Übersetzstelle ist beendet. Heute¹²⁵ setzen wir selbst mit einer Fähre über den breiten Strom, dessen braunes Wasser träge dahinfließt. Drüben angelangt, besichtigen wir als erstes die Uferstellungen der Russen, die vorbildlich geschickt und meisterhaft getarnt angelegt sind. Das können sie: Graben, tarnen, verstecken, täuschen. Wir überzeugen uns auch von der vernichtenden Wirkung unserer Do-Werfer. Die in einiger Entfernung vom Ufer stehenden Häuser sind zertrümmert.

17.09.1941. Wir wenden uns jetzt nach Norden, also flussaufwärts. Nach kurzem Marsch erreichen wir den Sula¹²⁶, einen östlichen Nebenfluss des Dnjepr. Hier waren unsere Einheiten überraschend auf äußerst erbitterten Widerstand gestoßen. Unsere Angriffstruppen hatten den Fluss zwar an einer sehr schmalen Stelle überschritten, mussten aber feststellen, dass sie auf einer Insel gelandet waren.¹²⁷ Nun musste der schwierige Angriff über den anderen Flussarm wiederholt werden. Er gelang zwar, kostete aber schwere Verluste. Als wir den Fluss erreichen, bringen Sturmboote und Fähren unsere Verwundeten zurück, während Pioniere dabei sind, eine Brücke zu bauen. Sie ist fast fertig, und dann werden wir hier die Verkehrsregelung übernehmen.

Gerade kommt wieder eine Fähre mit Verwundeten an. Der erste wird von zwei Sanitätern zu den am Ufer bereit stehenden Sankras geführt. Ich erkenne in ihm den Gefreiten Fischer, Richtschütze an einem meiner MGs. Er hat einen schweren Oberschenkeldurchschuss, ist bleich und lächelt matt. Ich gehe bis zum Sankra mit und verabschiede mich. Den nächsten Verwundeten bringen die Sanis (*Sanitäter*) auf einer Bahre und schieben ihn in den Wagen. Ich beuge mich über sein Gesicht. Es ist ein Leutnant, der in Jasło noch Oberfeldwebel war. Er hat einen gefährlichen Halsschuss. Er kann kaum sprechen. Als ich ihn etwas fragen will, zeigt er auf seinen Hals und winkt erschöpft ab. Er ist im Lazarett gestorben.

Auch mein alter Kamerad Feldwebel Lehmann ist heute gefallen. Morgens hatte er noch zu seinen Kameraden gesagt: „Heute drehe ich ein Ding!“ Beim Angriff war er dann seinen Kameraden immer vorausgestürmt, bis seine Männer ihn in dem unübersichtlichen Gelände aus den Augen verloren. So hatte er es auch in Jasło schon immer gemacht. Ich sehe ihn heute noch bei den Geländeübungen wie ein Wiesel weit vor seinem Zug herlaufen, dass die Gewehre Mühe hatten, ihm zu folgen. So hatte er es auch heute wieder getan. Er war ein Draufgänger. Er fiel im Glauben an Deutschland. Ich mochte ihn gern.

Wir marschieren durch ein Dorf, in dem große Aufregung herrscht. Eine kurz vor uns hier durchmarschierende Infanterie-Kompanie war aus einer kleinen Scheune beschossen worden. Ein Deutscher war dabei gefallen. Der Speicher war sofort umstellt und nach kurzem Feuergefecht in Brand gesteckt worden. Dabei verbrannten zwei Rotarmisten, die sich hier versteckt und auf die durchziehende Kolonne geschossen hatten.

Immer häufiger werden die Fälle heimtückischer, hinterhältiger, unmenschlicher und völkerrechtswidriger Kampfmethoden der Sowjets. In drei Punkten sind uns die Russen zweifellos überlegen: In Tarnung, Täuschung und Tücke. Größere Naturverbundenheit und unverbildeter Instinkt geben ihnen einen sicheren Blick für die Anlage verdeckter Stellungen, die sie mit einer in Farbe und Form passenden Tarnung aus dem Material der Umgebung verbergen. Dabei greifen sie oft zu Mitteln, auf die wir bei der unserem westlichen Kulturverständnis eigenen Pietät und Humanität gar nicht kommen würden. Sie errichten z. B. B-Stellen (*Beobachtungsstellen, vorgeschobene Beobachter*) auf Friedhöfen, indem sie Gräber aushöhlen und das Scherenfernrohr in den Grabstein einbauen. Oder sie verminen bei ihren Rückzügen die Häuser, so dass unsere Soldaten beim Öffnen der Türen oder Anheizen der Öfen in die Luft fliegen. Den Tod seiner russischen Landsleute nimmt er dabei in Kauf. Die bedenkenlose Verschwendung von Menschenleben war schon immer typisch für die russische Kampfweise in allen ihren Kriegen. Und die grausame Ermordung gefangener Deutscher passt durchaus in das Bild seiner Mentalität. Nein, die Rote Armee kämpft unfair, unmenschlich und verbrecherisch. Wohl habe ich auch immer wieder Beispiele einer anständigen Gesinnung bei russischen Offizieren und Soldaten erlebt, aber das bleiben leider Ausnahmen in der Unzahl von Brutalitäten. Die zweifellos asiatisch beeinflusste Mentalität des Russen ist grundverschieden von unserer westlichen Denkweise und Moralauffassung. Es sind Welten, die uns trennen. Als die

¹²⁵ Der Fährbetrieb wurde am 13. mittags eingestellt (KTB 257. I.D. Frame 000800).

¹²⁶ am 17. bei Galizkoje (KTB 257. I.D. Frame 000837, Benary S. 52)

¹²⁷ Benary S. 55

„Goldene Horde“ Dschingis Khans¹²⁸ im 13. Jahrhundert große Teile des europäischen Russland besetzt hatte, riss die Verbindung zum Westen ab. Während bei uns das Rittertum blühte und seine Tugenden gepflegt wurden, verfiel in Russland die Kultur unter der grausamen Despotie der **Mongolenherrschaft**. Die russische Geschichte kennt kein Rittertum, und daher ist Ritterlichkeit dem Russen wesensfremd. Er kann sehr gutmütig sein, aber ritterlich und großmütig ist er nicht. Das beweist sein Verhalten gegenüber dem besiegten Feind. Er demütigt und vernichtet ihn. Fast 300 Jahre dauerte die Mongolenherrschaft, und in dieser Zeit sind sicherlich manche asiatische Elemente in das russische Wesen eingegangen. Auch in der Sprache zeigen sich noch Spuren der damaligen Unterdrücker (z. B. in einem besonders widerlichen Fluch (**Ljub twoju match**)¹²⁹, den man häufig hört.)

In **Graditschk**¹³⁰ liegen wir einige Tage. Aus einem von einer Infanterie-Einheit beschlagnahmten Magazin holen wir uns einige Kleinigkeiten. In diesen Kaufläden – Magazin oder **Sklad** genannt – gibt es alles von der Bekleidung über Geräte bis zu Esswaren. Die Qualität der Gegenstände ist miserabel.

Wir ziehen weiter, drehen jetzt aber nach Osten ab und erreichen **Lubny**.¹³¹ In dieser Stadt übernachteten wir im Keller des Gefängnisses. Am nächsten Tag schlendern wir durch den Ort, überschreiten die Eisenbahngleise und gehen in eine Häuserreihe, die in einiger Entfernung von der Bahnlinie steht. Hier wohnen Eisenbahner. Wir „schnorren“ uns ein paar Kartoffeln und backen uns in einer Küche Kartoffelpuffer. Die Hausfrau bekommt auch einen ab.

Ich gehöre jetzt zu einem Kommando der Führereserve, das einer Vorausabteilung unterstellt ist. Diese Vorausabteilungen haben die Aufgabe, ohne Rücksicht auf links oder rechts befindliche Feinde weit in das Hinterland des Gegners vorzustößen, dessen rückwärtige Verbindungen zu stören und Verwirrung zu stiften. Zuweilen bekommen sie auch Spezialaufträge, z. B. feindliche Stäbe auszuheben, Brücken zu sichern, bevor der Feind sie sprengen kann usw. Unsere Aufgabe ist nur, dem allzu rasch fliehenden Feind auf den Fersen zu bleiben. Die Wehrmacht hat ja außer den Panzerkorps viel zu wenig motorisierte Verbände, während der Russe dank der massenhaft gelieferten amerikanischen Lkws sehr viel schneller ist. Unser Vorauskommando ist eine bataillonsstarke, schwer bewaffnete, vollmotorisierte Einheit, die in Gewaltmärschen dem fliehenden Feind nachsetzt. Wir werden dabei von einer Gruppe von Kradfahrern gesichert, die auf parallel laufenden Straßen oder Wegen fahren oder stehen. Andere fahren voraus, um das Gelände zu erkunden. Einer stößt dabei auf einen Lkw voller Russen. Beide sind so erschreckt, dass sie in entgegengesetzter Richtung davonrasen.

25.09.1941. Wir erreichen **Mirgorod**. In unserem Quartier wohnen einige jüngere und ältere Mädchen und Frauen. Eines der Mädchen ist reichlich zudringlich. Einmal entreißt sie mir mein Schlüsselbund und lässt es in ihrem Ausschnitt verschwinden. Ich bin ärgerlich, greife kaltschnäuzig hinein und hole ihn wieder heraus. Sie hat dabei wohl mehr erhofft und lächelt säuerlich. Manchmal ist sie harmloser. Da singt sie ein Lied, das mit „krasnaja army“ (*Rote Armee*) endet, wobei sie einen Landser schalkhaft anlächelt. Der stürzt sich daraufhin mit gespielter Empörung auf sie und beginnt mit ihr einen scherzhaften Ringkampf, was sie ja wohl provozieren wollte. In unserer Nähe arbeitet eine Bäckerei für die Zivilbevölkerung. Ich gehe mal hin und lasse mir ein Brot geben, was sicher nicht gestattet ist. Der Bäcker gibt es mir wortlos.

30.09.1941.¹³² Unsere nächste Station ist **Poltawa**. Eine Großstadt mit etwa 200.000 Einwohnern, Pflasterstraßen und dreistöckigen Häuserreihen. Ich wohne mit einem Feldwebel im Erdgeschoß eines dreistöckigen Hauses. In der Wohnung lebt nur eine Frau, deren Mann sich auf dem von Deutschen besetzten Gebiet befindet. Sie hat noch keine Nachricht von ihm und macht sich große Sorgen. Ich beruhige sie mit dem Hinweis, dass er sicher schreiben oder herkommen wird, wenn nach den Kriegswirren der letzten Tage wieder normale Verhältnisse eingetreten sind. Man spürt direkt, wie sie sich an diese Hoffnung klammert, aber so recht überzeugt scheint sie nicht zu sein. Ich hoffe, dass der gütige Herrgott dieser armen Frau den Mann wiedergibt.

¹²⁸ Nicht Dschingis Khan, sondern sein Enkel führte die Goldene Horde an.

¹²⁹ eigentlich „job twoju mat“ (ѣб твою мать), gleichbedeutend mit "motherfucker"

¹³⁰ Dieses Erlebnis in Graditschk ist räumlich, also auch zeitlich vor dem Sula-Übergang einzuordnen, nämlich ab 14. (bis 17.) 9.

¹³¹ Nach dem Sula-Übergang am 17. zwischen Galizkoje und Matwejewka ging es in einem Bogen zunächst nach Nordwesten und dann nach Nordosten; am 24. wurde Lubny erreicht (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000837–86), vgl. **Karte**.

¹³² Benary S. 56

Das Vorauskommando ist inzwischen¹³³ wieder aufgelöst, und wir machen wieder den weniger gefährlichen Dienst.¹³⁴ Da stoßen wir plötzlich auf zurückgehende Trosse. Unsere vor uns marschierende Division war bei **Krasno Pawlowka** plötzlich auf starken sowjetischen Widerstand gestoßen. Sie griff aus der Bewegung heraus an, geriet aber in so erbitterter Abwehrfeuer, dass sie mit schweren Verlusten liegen blieb. Durch unser stürmisches und allzu sorgloses Nachdringen sind wir hier auf eine schnell aufgebaute Verteidigungsfront der Roten regelrecht aufgelaufen.

Als wir gerade von Nordwesten her in den Ort einzogen, wo wir den Trossen begegneten, schossen die Roten einen massierten Feuerüberfall auf den südlichen Ortsteil. Flammen und quellende Rauchwolken stiegen in breiter Front zum Himmel. Die hier stationierten Trosse hatten ebenfalls empfindliche Verluste und zogen sich in das nächste Dorf zurück. Wir bleiben und sind am Nordrand des Dorfes untergebracht. (Ich habe den Namen des Dorfes vergessen. Es lag etwa im Norden oder Nordwesten von Krasnopawlowka.¹³⁵) Die Bauernhäuser stehen an einer breiten, sandigen Dorfstraße, die nach etwa hundert Meter ins freie Feld hineinführt. Wir hatten unser Gepäck abgelegt und gingen sofort wieder auf die Dorfstraße, um den Verlauf des Kampfgeschehens weiter zu verfolgen. Über uns ziehen zwei leichte sowjetische Bomber.¹³⁶ Sie fliegen zur Front zurück. Plötzlich schießt eine deutsche **Me 109** von hinten an die Rotte heran, geht so nah an den letzten Bomber, dass es aussieht, als ob sie ihn rammen wolle, dreht aber im letzten Augenblick in elegantem Bogen ab und verschwindet. Plötzlich steht der rote Bomber in Flammen und stürzt brennend in die Tiefe. Die mit uns auf der Dorfstraße stehenden Russen brechen in Freudenrufe aus. Ein Mädchen klatscht lachend in die Hände.

Ich sage immer Russen. Wir sind aber noch in der Ukraine, und die Ukrainer sind den Großrussen nicht besonders freundlich gesinnt. Die Ukrainer wollen ihre politische, völkische und kulturelle Freiheit, aber die Großrussen haben es immer zu verhindern gewusst. Nun setzen die Ukrainer ihre große Hoffnung auf uns. Daher auch die großen hölzernen, mit Girlanden verzierten Triumpfbögen an den Dorfeingängen, mit denen wir schon in den ersten Vormarschtagen in vielen Dörfern begrüßt wurden. Es war ein folgenschwerer Fehler Hitlers, diese Hoffnung der Ukrainer enttäuscht zu haben. Es war eine Riesendummheit.

Vor einiger Zeit, als wir zufällig mit unserem Divisionsstab in demselben Ort lagen, hatte ich Gelegenheit, einen Gottesdienst zu besuchen. Anschließend machte ich mit dem Divisionspfarrer noch einen Spaziergang. Dabei äußerte ich im Gespräch, dass man dieses antichristliche nazistische Regime eigentlich gar nicht unterstützen dürfte. Der Geistliche hielt aber den Kampf für ein christenfeindliches Vaterland immer noch für das kleinere Übel gegenüber einem ebenso christenfeindlichen und noch dazu fremdländischen Bolschewismus. Damit hatte er sicher recht.

Gegen Abend stehen wir wieder auf der Dorfstraße, denn ostwärts des Dorfes setzte plötzlich Gefechtslärm ein.¹³⁷ Vier gefangene Sowjetsoldaten kommen aus dieser Richtung. Sie sind ohne Bewachung und schieben auf einem Karren einen schwerverwundeten Genossen vor sich her. Im Laufe der Nacht kommt der Gefechtslärm aus Osten immer näher. Bald hören wir deutlich das Infanteriefeuer und unterscheiden eigene und feindliche MGs. Eine Salve der russischen **Stalinorgel** prasselt nieder und erhellt die Nacht mit ihren sprühenden Phosphorfunkeln, die bei der Explosion der Raketen strahlenförmig in die Höhe schießen und in feurigem Bogen zur Erde niederregnen. Die Front ist auf dieser Seite noch etwa vier Kilometer entfernt. Der Russe greift also an und will offensichtlich das Dorf nehmen. Wir liegen hier hinten mit einem Häuflein Kameraden, nur mit Pistole bewaffnet, in völliger Ungewissheit über die Lage, in unbekanntem Gelände und mitten in der Nacht. Was wir hören, sind nur die Schreckensnachrichten verwundeter Landser, die allein zurückgehen. Natürlich darf man solchen Leuten nicht alles glauben. Sie stehen noch unter Schock, wollen sich wichtig tun

¹³³ am 28.9. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000920)

¹³⁴ Wahrscheinlich ist damit der Dienst in der Führerreserve bzw. beim Stomarsch gemeint.

¹³⁵ sicher **Preobrashenskoje**, das erst nach zweitägigem Kampf am 13.10. genommen wurde (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 001014, Roll 1804 Frame 000312, Benary S. 61; am 15. gem. KTB OKW 1940–1941 S. 701 – Der Ort wird in der Karte und daher auch in den Kriegstagebüchern und bei Benary so genannt, obwohl er seit 1918 Myroniwka hieß. Es wurden demnach immer noch Karten des ersten Weltkriegs benutzt.)

¹³⁶ Sowjetische Bombenangriffe wurden für den 10. und 11., im weiteren Verlauf für den 14., 15. und 16.10.1041 gemeldet. Nur am 11. sind auch Abschüsse (allerdings durch Heeresfla 279) vermerkt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 000994, 001006, 001019, 001023, 001027).

¹³⁷ möglicherweise der am 13.10. gegen 17 Uhr abgewiesene Angriff auf Hf. Lissowinowskij (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 001014)

oder ihre Desertion bemänteln. Aber ein ungutes Gefühl bleibt doch zurück, und das Näherrücken der Front ist unüberhörbar. Dies alles tatenlos hinnehmen zu müssen, ist schlimmer, als vorn in der Stellung dem Feind mit der Waffe in der Hand gegenüberzustehen und zu kämpfen. Mir ist unbehaglich zumute, und in dieser Nacht habe ich den Krieg zum ersten Mal verflucht.

Dem Iwan ist es nicht gelungen, das Dorf zu erreichen. Am Morgen werden wir an den Südrand des Dorfes verlegt, besichtigen kurz die Wirkungen des gestrigen russischen Feuerüberfalls und schieben uns dann an die kämpfende Truppe heran. Die Front verläuft zwischen unserem Dorf und Krasnopawlowka. Bei der letzten Häusergruppe machen wir Halt. Draußen auf den Äckern wird gekämpft, d. h. da liegen unsere Landser im Dreck, denn sie kommen nicht vorwärts.

Da die Häuser dicht belegt sind, haben wir keine große Auswahl und müssen in eine dreckige, ärmliche, stinkende Kate einziehen. Sie wird von einem alten Mann und seiner etwa 28 jährigen Tochter bewohnt. Die Kate hat außer der Küche nur noch einen Raum, und der ist Wohnraum, Stall und Scheune zugleich. Dass Hühner, Ferkel und Kaninchen in der Küche mitwohnen, ist auf russischen Dörfern keine Seltenheit. Unter dem einzigen Bett liegt ein Haufen Getreide, auf dem die Katze schläft. Uns dient der Fußboden als Schlafstätte, während der Russe mit seiner Tochter auf dem Ofen schläft. Wenn die Tochter dann abends auf den Ofen klettert, bieten sich interessante Einblicke. Die Leute sind wirklich arm, denn die Tochter trägt nur einen Rock.

Schon drei Tage lang¹³⁸ greift unser Bataillon erfolglos an. Die Verluste sind hoch. Der Iwan verteidigt sich verbissen und hartnäckig. Hier zeigt sich, dass der Russe, obgleich auch im Angriff sehr hart, seine größten kämpferischen Leistungen in der Verteidigung vollbringt. Es ist die Kampfesart, die seiner Mentalität – der Passivität – am meisten entspricht. Hier leistet er Ungewöhnliches an Härte, Leidenschaft und Todesbereitschaft. Er kämpft bis zur letzten Patrone und lässt sich vom Angreifer in seinem Schützenloch erschlagen oder tötet sich selbst. Ich habe derlei mehrfach erlebt, muss aber hinzufügen, dass es auch viele Fälle von mutlosem Zurückweichen und angstvoller Flucht gab.

Einflüsse des Volkscharakters auf die Kampfweise sind natürlich und offensichtlich. Den Norwegern und Briten sagt man eine zwar harte aber allgemein ritterliche Kampfweise nach. Der Russe kämpft oft heimtückisch und hinterhältig. Deutlich wird die Andersartigkeit der Völker auch in der Art und Weise, wie sie ihre Gefangenen behandeln.

Hier nur einige wenige Beispiele für die russische Verhaltensweise, die sich aus ihrer Mentalität ergibt:

- Täuschung, Verschlagenheit bis zur Heimtücke: Beobachtungsstand in einem ausgehöhlten Grab. Annäherung der ersten Welle in deutschen Uniformen oder mit erhobenen Händen bis dicht an unsere Stellungen und plötzlicher Angriff der verdeckt nachgefolgten Bewaffneten. Verminung von Haustüren und Öfen in den Häusern der von ihnen geräumten Dörfer. Zurücklassen von falschem Kartenmaterial zur Irreführung unserer Artillerie beim Schießen.
- Misstrauen: Strengste Geheimhaltung, große Wachsamkeit, scharfe Kontrollen durch die Posten, mehrfach ausgebaute Sicherheitsanlagen.

Selbstverständlich arbeiten alle Armeen mit derartigen Tricks, aber der Russe ist auf diesem Gebiet haushoch überlegen, besonders, weil er bedenkenlos Methoden anwendet, die wir aus moralischen Gründen ablehnen. Der Russe ist eben anders als wir.

Besonders typisch ist das Vorgehen der sowjetischen Truppenführung, die bei ihren taktischen Planungen keinerlei Rücksicht auf Menschenleben nehmen. Ich meine die kaltblütige Verschwendung von Menschenleben, die sture Wiederholung gescheiterter Angriffe an derselben Stelle ohne Rücksicht auf Verluste. Rücksichtslose Opferung von Vorposten, Stützpunkten und ganzen eingeschlossenen Verbänden, die verlustreichen Massenangriffe und anderes mehr. Die sowjetische Führung braucht sich bei den unbegrenzten Menschenmassen dieses Millionenvolkes keine Sorgen um Ersatz zu machen, was sich europäische Strategen nicht leisten könnten. Zweifellos hat die sowjetische militärische Führung ihre anfängliche taktische Unfähigkeit durch den Masseneinsatz an Menschen wettgemacht. Aber unbeschadet dieser Erklärungen lässt dieses Verhalten der Sowjets auch eine den asiatischen Völkern ähnliche Mentalität erkennen, die den Wert des menschlichen Lebens geringer einschätzt und die uns Europäern unmenschlich erscheint.

¹³⁸ wohl 15.–17.10. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1803 Frame 001017/20, Roll 1804 Frame 000006)

Nun aber zurück zum Tagesgeschehen. Unser Bataillon versucht immer wieder, den verbissenen Widerstand der Russen zu brechen. Bisher ist es ihnen trotz hoher Verluste nicht gelungen, das Dorf zu nehmen. Zu allem Unglück ist auch noch schlechtes Wetter dazugekommen.¹³⁹ Aber ein Teil der Verluste geht auch auf das Konto der Unvernunft der Landser. Sie griffen bei strömendem Regen an. Ziel war ein Dorf. Der Angriff ging über einen weiten, flachen Sturzacker. Aus dem Dorf prasselt ihnen ein wüster Geschosshagel entgegen. Die Landser aber hatten ihr Gewehr unter den Arm geklemmt, die Hände in die Taschen gesteckt, den Kopf in den hochgeschlagenen Rockkragen eingezogen und stapften so über den aufgeweichten Acker. Sie dachten gar nicht daran, in Deckung zu gehen. Bei dem Wetter war ihnen alles egal. Sie hätten sich lieber eine Kugel verpassen lassen als sich in den Matsch zu werfen. Und so geschah es dann auch.

Unserem Quartier gegenüber steht ein Häuschen. Davor steht ein angeschossenes **Sturmgeschütz**. Die Besatzung ist in das Haus eingezogen und wartet auf Ersatzteile.

18.10.1941.¹⁴⁰ Der **Oberbefehlshaber**¹⁴¹ **Hoth** erscheint mit einem **Fieseler-Storch** hier am Brennpunkt der Kämpfe. Klein, drahtig, ruhig steht er mit einigen hohen Offizieren auf einer Wiese neben seinem Storch (ein leichter, zweisitziger Hochdecker). Ich vermute, dass der Russe hier an der letzten günstigen Verteidigungslinie vor dem **Donez** den deutschen Vormarsch aufhalten will, um den Rückzug seiner Truppen über den Donez zu decken.

Nach drei Tagen ist der Widerstand der Sowjets gebrochen. Wir rücken nach und ziehen in **Krasnopawlowka** ein. Ein Dorf wie alle anderen. Ich liege mit einem Feldwebel im Haus eines Türken. Er hat eine Ukrainerin geheiratet. Seine Kinder haben alle türkische Namen. Der Mann ist sehr freundlich, aber er beklagt sich bitter bei mir darüber, dass unsere Soldaten seine Bienenstöcke geplündert und dabei zerstört haben. „Warum tun die Soldaten so etwas? Sie können doch zu mir kommen. Ich gebe ihnen den ganzen Honig, den ich habe, aber sie sollen doch die Bienenvölker nicht vernichten!“ Ich gebe ihm völlig recht. Das ist schlimmer als Unvernunft. Das ist Vandalismus, der unser Ansehen schädigt. Es müsste bestraft werden, aber wer kümmert sich im Krieg schon um solche Kleinigkeiten?! Seine Frau, ebenso wie der Mann nicht mehr ganz jung, ist etwas rundlich und freundlich. Sie ist immer bereit, unsere Wünsche zu erfüllen. Aber auch sie hat noch Wünsche.

Der Sommer geht zu Ende. Die **Schlammperiode** setzt allmählich ein. Der Vormarsch wird fortgesetzt, aber die tägliche Marschleistung der Division wird immer geringer. Auch heute (19.?)¹⁴² regnet es schon den ganzen Tag. Die Wege sind aufgeweicht. Die Einheiten haben sich in die Dörfer verzogen und warten besseres Wetter ab. Die Häuser unseres Dorfes sind vollgestopft mit Soldaten aller Waffengattungen. Ich bin im Quartier eines Flakhauptmanns untergekrochen, dessen 2-cm-Geschütze im Bereich des Dorfes den Fliegerschutz übernommen haben. Der Hauptmann und sein Batterietrupp liegen im Wohnzimmer, die Russenfamilie in der Küche. Es sind drei Frauen mittleren Alters. Draußen rauscht der Regen. Um der Enge im Wohnzimmer zu entgehen, begeben sich die Ukrainerinnen hinüber in die recht geräumige Küche. Während der Unterhaltung entdeckte ich noch ein junges Mädchen. Es liegt auf einem Bett, das so geschickt in eine Nische eingebaut ist, dass man es beim Eintreten gar nicht gleich bemerkt. Ich setze mich auf den Bettrand zu ihr. Sie hat sich seitlich auf die Ellbogen gestützt und leicht vorgebeugt. Ihr Kleidchen ist recht offenherzig, und ich sehe, dass es wirklich ein Mädchen ist. Die Beweise waren gewissermaßen greifbar. Ein niedliches Mädchen, vielleicht 17 Jahre. Sie rührt sich nicht und spricht kein Wort, aber sie lächelt mich zutraulich und erwartungsvoll an. Ich bleibe nicht lange sitzen, denn die ganze Familie ist in der Küche, und ich will keinen schlechten Eindruck machen.

(20.?) Am nächsten Tag hat der Regen aufgehört. Einige Einheiten brechen schon auf. Ich ziehe in ein Haus um, das etwas am Dorfrand liegt und nicht belegt ist. Hier wohnt ein Ehepaar. Der Mann ist bei den Kämpfen um das Dorf verwundet worden. Die Frau arbeitet in der Küche und hantiert gerade mit einem sehr hübschen Holzlöffel herum. Er hat die typische stumpfe Form, die man hier oft sieht, ist mit einem bunten Muster bemalt und lackiert. Er ist noch fast neu. Ich will ihn der Frau abkaufen, aber sie mag ihn nicht entbehren.

¹³⁹ Das war am 10.-13.10. (KTB OKW 1940–1941 S. 690-696), also während des Angriffs auf Preobraschenskoje.

¹⁴⁰ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000314

¹⁴¹ im Original irrtümlich **Kommandierender General**, eine Bezeichnung nur für Führer von Armeekorps

¹⁴² Obwohl sie nur geschätzt sind, gelingt es mit den folgenden Daten, den geschilderten Ablauf in die festen Rahmendaten einzubinden.

Die Straßen sind immer noch aufgeweicht, aber wir müssen weiter. Ich habe Glück. Ein Sturmgeschütz¹⁴³ hat denselben Weg und nimmt mich mit. Ich klettere in das Turmluk, und wir rattern los. Mit brummendem Motor bahnt sich der stählerne Koloss wie ein wütender Bär seinen Weg durch den Schlamm. Er kommt durch. Im nächsten Dorf steige ich aus und suche mir ein Quartier. Als ich die Tür des ersten Hauses öffne, blicke ich in einen fast leeren Raum. Es war einmal die Wohnstube. Auf dem Boden liegt ein toter Russe. Eine Frau steht im Raum und blickt mich wortlos an. Wir zucken beide die Achseln, und ich gehe wieder. Hier müssen harte Kämpfe stattgefunden haben, denn das Dorf ist stark zerstört.

Es ist ungemütlich hier. Das Wetter regnerisch, die Straße verschlammmt, das Dorf zerstört, die Frontlage unklar. Ich bin noch allein, denn unsere Gruppe versucht, einzeln zu dem vereinbarten Sammelpunkt zu gelangen. Das glückt schließlich, wir sind wieder ein paar Kilometer vorgerückt und haben ein neues, sehr sauberes Quartier bezogen.

Aber die Division kriecht nur noch vorwärts.¹⁴⁴ Es regnet oft, und der aufgeweichte Boden ist grundlos. Die Räder unserer schweren Fahrzeuge sinken so tief ein, dass die armen Pferde sie kaum noch vorwärts bringen. Die Tiere sind überanstrengt. Viele unserer aktiven Pferde sind schon krepirt.¹⁴⁵ Aber wir müssen vorwärts. Wir müssen vor Einbruch des Winters noch den Donez erreichen. Unser Einweisungskommando liegt tatenlos an seinem Posten, denn tagelang lässt sich kein Fahrzeug sehen.¹⁴⁶ Fast eine Woche liegen wir schon hier in diesem Ort, lassen uns abwechselnd von einer deutschen und einer ungarischen Feldküche verpflegen und schlagen die Zeit mit Kartenspielen tot. Da ich nicht spielen kann, schreibe ich Tagebuch oder besichtige die Zwiebelturmkirche des Ortes.¹⁴⁷

Heute bin ich an der Reihe, das Mittagessen von der deutschen Feldküche zu holen. Ich gehe zu dem Koch an der Gulaschkanone und stehe plötzlich vor einem alten Bekannten. Es ist ein ehemaliger Fahrer der alten 8./477 aus Jasło. Ich bekomme nun natürlich eine besonders große Portion. Am nächsten (21.?) Tag habe ich ihn dann noch einmal in seinem Quartier besucht. Wir haben lange zusammen gegessen, alte Erinnerungen aus Jasło aufgefrischt und von unseren Erlebnissen erzählt. Er hatte vor Kriegsbeginn gerade seinen eineinhalbjährigen Wehrdienst hinter sich und freute sich schon auf die Entlassung. Da brach der Krieg aus, und er musste gleich weitermachen. Zum Abschied hat er mir dann noch ein mächtiges Stück Wurst zugesteckt.

Ich habe das Quartier gewechselt und liege nicht mehr so beengt. Eines Morgens (22.?) hält ein Reiter vor meinem Haus, bindet das Pferd fest und betritt die Stube. Es ist Feldwebel Nadler. Er war schon in Jasło bei der 8./477 als **Gruppenführer in meinem Zug**. Ein hübscher frischer Kerl, der tüchtigste Gruppenführer. In meiner Abwesenheit wurde ihm immer die Führung des Zuges übertragen. Jetzt soll er mich hier ablösen.

Dann hat Leutnant Herzog also schnell Wort gehalten. Vor einiger Zeit nämlich, als ich unsere Einheiten an einem Ort durchschleuste, hatte ich wieder einmal unsere Kompanie getroffen. Ich sprach kurz mit Leutnant Herzog, der die Kompanie jetzt führt, und bat ihn bei dieser Gelegenheit, mich wieder zur Kompanie zurückzuholen. Er hatte es versprochen, und heute schickt er also die Ablösung.

Ich lasse mir von Nadler den Standort der Kompanie beschreiben. Sie hat zur Zeit drei Ruhetage eingelegt und befindet sich in einem kleinen Dorf, das etwa dreißig Kilometer entfernt ist.¹⁴⁸ Am nächsten Morgen (23.10.1941) reite ich los. Am Dorfausgang verlasse ich die schlammige Straße und

¹⁴³ der 2./Stug.Abt. 245

¹⁴⁴ Lt. Tagebuch des Ic der Division waren am 21.10.1941 „täglich 15 km“ (normal waren 25–30 km) und am 26. „kleine Tagesmärsche“ angeordnet (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000316/17).

¹⁴⁵ so auch KTB OKW 1940–1941 S. 694: „12. Oktober 1941 - Bewegungen 17. Armee infolge katastrophaler Straßen- und Wegeverhältnisse erschwert. [...] Empfindliche Pferdeausfälle durch [...] Überanstrengungen in den letzten Tagen.“

¹⁴⁶ Dieser Satz passt nicht zu den Tatsachen, s. folgende Fußnote 147

¹⁴⁷ Die letzten beiden Sätze dieses Abatzes gehören in den Zusammenhang einer späteren einwöchigen Ruhezeit des Bataillons; er passt von der Zeitspanne her vor dem 27.10. („Hang“) ebenso wie danach (20.–26.10.: KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000316/317 bzw. 27.10.–04.11.: Roll 1802 Frame 000907); allerdings beschreibt der Autor „vorher“ noch Marschbewegungen, die dem befohlenen „Aufschließen“ entsprechen können und „nachher“ tatsächlich nicht mehr stattfanden.

¹⁴⁸ 22.–24., genau genommen 20.–27.10.1941 in *Jegoriewka* (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000053/059/065/066/078/316)

wende mich nach Südosten. In dieser Richtung soll das Dorf liegen. Ich folge einem kaum erkennbaren Feldweg, der sich über weite Äcker und ausgedehnte Weiden dahinzieht. Vor meinen Augen dehnt sich eine schier endlose schwachwellige Landschaft. In der Ferne liegt ein Hügel, auf den ich zuhalte. Von Zeit zu Zeit komme ich an hohen Strohdümen vorbei. Das Land war also bebaut. Jetzt aber liegt es kahl und verlassen da. Dunkelbraun und schmutzig sieht die Erde aus. Die Äcker ebenso wie die Wiesen und Weiden mit ihrem trockenen Gras. Ich reite durch die Stille. Nur das Puffen der Pferdehufe am Boden und das rhythmische Knirschen des Sattelzeugs dringen in mein Unterbewusstsein. Ab und zu prustet das Pferd, und wenn es den Kopf schüttelt, dann klirrt das Zaumzeug. Ich bin schon länger als eine Stunde geritten, da begegne ich den ersten Menschen. Einige Russen, die dem Dorf zuzustreben scheinen, aus dem ich komme. Dann bin ich wieder allein, reite zur Abwechslung eine kleine Strecke im Trab, falle dann wieder in Schritt, hänge meinen Gedanken nach. Hin und wieder blicke ich prüfend in die endlose, einsame Weite, um mich zu orientieren. Außer dem Hügel vor mir gibt es in dieser leeren Landschaft keine Anhaltspunkte. Ich reite noch zwei Stunden, ohne auf dem ganzen Weg auch nur einen Baum oder Strauch gesehen zu haben. Ich bin auch keinem Menschen mehr begegnet. Endlich, um die Mittagszeit, erkenne ich am Horizont eine Reihe von Telegrafmasten, die sich in eine Senke hinunterziehen. Dort muss ich also irgendwo zu Menschen kommen. Der Zeit nach müsste ich auch bald am Ziel sein. Als ich dann die Senke erreiche, sehe ich das Dorf unter mir liegen. Ich reite hinein und sehe auch schon die ersten bekannten Gesichter. Nach der Meldung beim Chef begrüße ich die alten Kameraden und lasse mir vom Spieß mein Quartier anweisen. Hier verbringe ich eine schlaflose Nacht. Ich hatte mich kaum auf mein Strohlager auf der Erde niedergelassen, als ich auch schon die ersten nadelfeinen Stiche und ein verdächtiges Krabbeln verspürte. Ich mache Licht und starre ungläubig auf meinen Oberschenkel. Er war schwarz von Flöhen, die in Blitzgeschwindigkeit weghopsten. So etwas habe ich vorher und nachher nicht wieder erlebt.¹⁴⁹ Es war meine einzige Nacht hier. Die Ruhetage der Kompanie waren vorüber, und ich war froh, dass wir weiterzogen.

Ich liege für eine Nacht mit einigen Landsern im Quartier. Hier wohnt nur eine Frau. Sie liegt in dem einzigen Bett der Stube, und wir liegen auf einer Strohschütte auf dem Fußboden. Abends kommt ein Mann und legt sich zu ihr ins Bett. Sie sprechen erregt, fangen halblaut an zu streiten, die Frau weint. Ich brülle den Iwan an, dass wir schlafen wollen. Es hilft aber nur für kurze Zeit, dann fängt der Iwan wieder an zu zischeln. Schließlich hört es auf.

Es regnet jetzt häufig, aber die Sonne hat nicht mehr die Kraft, das Wasser zu verdunsten. Es sickert in den Boden und verwandelt ihn in Morast, bis der Frost ihn wieder erhärtet. Im Frühjahr ist es umgekehrt. Es wird schnell warm, und der Schnee schmilzt schneller, als der Boden aufsaugen kann, und so weicht das Schmelzwasser den Boden wieder auf. Diese beiden Schlammperioden im Frühjahr (*Raspútiza* genannt) und im Herbst sind zwar relativ kurz, weil der Übergang vom Winter zum Sommer und umgekehrt sehr schnell erfolgt, aber dennoch sind sie jedem Russlandkämpfer in fürchterlicher Erinnerung. Da die meisten Wege in Russland keine Straßen mit Kunstdecke sind, sondern eben nur festgefahrene Wege, verwandeln sie sich bei Regen in Morast. Besonders hier in dem fetten Schwarzerdegebiet der Ukraine ist es ein zäher Brei, in dem die Landser bis fast an die Waden einsinken und die Räder unserer Fahrzeuge manchmal einen halben Meter absacken. Wenn dann die Fahrspur zu tief geworden ist, suchen sich die Fahrzeuge neben der ausgefahrenen Spur eine neue, bis auch diese grundlos geworden ist. So entsteht eine Bahn neben der anderen. Wir haben kürzlich eine Strecke passiert, wo sieben Fahrspuren nebeneinander herliefen, so dass die „Vormarschstraße“ fast hundert Meter breit war.

Während sich die Gespanne mit den voll beladenen, für russische Verhältnisse viel zu stabil und schwer gebauten HF1 durch die tiefen, ausgefahrenen Spuren quälen, stapfen die Landser in aufgelösten Gruppen breitbeinig und schwerfällig durch den Schlamm, bei jedem Schritt die Beine hoch anhebend, weil an den Stiefeln massige Klumpen dieser zähen Erde kleben. Manchmal zog sich der Fuß aus dem Stiefel, weil sich dieser in dem zähen Schlamm festgesaugt hatte. Der Marsch durch diesen grundlosen Morast verbrauchte unsere Kräfte, und wenn wir abends hundemüde im Quartier anlangten, hatten wir neun bis zehn Kilometer Tagesleistung erzielt. Am meisten tun mir unsere treuen Pferde leid. Die armen Tiere sind völlig erschöpft. Längst schon haben wir unsere Reitpferde wieder

¹⁴⁹ Nicht die Flöhe, aber die zunehmende Verlausung war aktenkundig (KTB 257. I.D. Frame 000065).

als Zugpferde eingespannt. Unsere russischen Beutepferde, die kleinen Panjepferdchen, sind widerstandsfähiger. Sie ziehen die leichten Panjewägelchen durch jeden Dreck.¹⁵⁰

Aber der Vormarsch geht weiter, trotz aller Strapazen. Wir müssen den Donez erreichen, die strategische Linie, an der entlang wir verteidigungsfähige Winterstellungen bauen können. Und wir müssen ihn vor dem Wintereinbruch erreichen. An jedem Tag gibt es irgendeine Panne. Heute (25.10.1941)¹⁵¹ hat es mich erwischt. Der Tagesmarsch war ohne Zwischenfälle verlaufen, und wir nähern uns dem Tagesziel. Die Spitze des Bataillons hat die ersten Häuser des Dorfes schon erreicht. Da versackt ein vollbeladener HF1 meines Zuges in einem tiefen Schlammloch. Der Fahrer versucht mit allen Tricks herauszukommen, aber dabei wühlen sich die Räder immer tiefer in den Morast. Die Hinterräder stecken fast bis zur Achse drin. Und wir stehen nur fünfhundert Meter vor dem Dorf! Ich lasse den Zug weiterfahren und bleibe bei dem Unglückswagen. Die anderen Kompanien ziehen an uns vorüber, während sich meine Fahrer und zwei Gruppen bemühen, das Fahrzeug wieder flott zu machen. (Auf dem Marsch war jedem Fahrzeug eine Gruppe Soldaten zugeteilt, die bei schlechten Wegstrecken helfen sollten.) Das Bataillon hat längst seine Quartiere erreicht. Selbst die Nachzügler sind schon alle vorbei. Es dunkelt bereits. Da entschieße ich mich zum letzten, ungerne gebrauchten Mittel: Das Fahrzeug wird entladen, um es zu entlasten. Gepäck und Munitionskisten werden in dem Schlamm gestapelt. Aber selbst das leere Fahrzeug rührt sich nicht von der Stelle. Die Pferde sind erschöpft und wollen nicht mehr anziehen. Die Männer sind unlustig. Ich schicke nun einen Mann ins Dorf, um ein zweites Gespann zu holen. Schon längst ist es dunkel geworden. Da erscheint der Fahrer mit seinem Gespann. Er ist wider Erwarten bester Laune, spannt seine Pferde vor die unseren, und mit neuem Mut und letzter Kraft ziehen wir das Fahrzeug aus dem Trichter. Nun beladen wir es wieder in aller Eile und gelangen bei stockdunkler Nacht in unsere Quartiere.

Am nächsten Tag (26.10.1941)¹⁵² regnet es wieder. Träge wälzt sich der langgezogene und zerrissene Marschblock auf den mehrgleisigen Wegen dahin. Die Männer haben ihre Zeltbahnen wie Ponchos als Regenschutz umgehängt und stapfen mühsam durch den Schlamm. Ihre Stiefel sind mit dicken, unförmigen Erdklumpen bepackt. Sie sehen aus wie Elefantfüße. Immerhin geht an diesem Tag alles glatt, jedenfalls auf dem Marsch. Dafür ist unser Quartierort schon von einer ungarischen Einheit belegt. Die wollten bei dem Regen nicht weitermarschieren. Wir werden einfach noch dazwischen gestopft. Ich übernachtete mit meinem gesamten Kampfzug in einem Raum. 20 Mann in einem winzigen Stübchen! Wir liegen auf dem Fußboden wie Ölsardinen in der Büchse. Armer deutscher Infanterist! Nach dem erschöpfenden Marsch am Tage dann noch eine solche Nachtruhe! Gasmaske und Brotbeutel dienen als Federkopfkissen, und der feuchte Mantel als Daunendecke. An Kleiderablegen ist natürlich nicht zu denken, und das Waschen sparen wir uns auch. Wir sind ja nass genug.

Der nächste Morgen (27.10.1941)¹⁵³ bringt gleich beim Abmarsch den ersten Kraftverschleiß. Der Weg führt gleich neben dem Dorf einen steilen Hang hinauf, der zu allem Überflus noch eine Kehre aufweist. Im Galopp nehmen die Gespanne den Hang an, und die braven Pferde stemmen sich mit allen Vieren in den Boden. Aber ein Gespann nach dem anderen überwindet den fast achtzig Meter hohen Steilhang. Manche machen an der Kurve eine Pause, manche klettern in einem Zug durch, bis sie oben stehen, mit schnaubenden Nüstern und zitternden Flanken. Arme, geplagte, unschuldige Kreatur! Schließlich sind alle oben, und nach einer Verschnaufpause für die tapferen Pferde geht es weiter.

An einem regennassen Tag (06.11.1941)¹⁵⁴ erreichen wir **Barwenkowo**. Das mir anfangs zugewiesene Quartier mit einer bildhübschen Tochter musste ich für Angehörige des Divisionsstabes (natürlich) wieder räumen. Ich ziehe dafür mit meinen Männern in eine Hütte am Stadtrand, wo uns zwei sehr

¹⁵⁰ Über den Straßenzustand im Südtel der Ostfront berichtete sogar die *Wochenschau* (Nr. 586 vom 26.11.1941, ab Minute 13:44, [bei YouTube](#) ab 13:54)

¹⁵¹ vom übernächsten Tag (27.) zurückgerechnet

¹⁵² vom folgenden Tag (27.) zurückgerechnet

¹⁵³ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000078; gleich hinter *Metschebelowka* beginnt ein ca. 60 m hoher *Hang*

¹⁵⁴ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000913

mürrische Mädchen empfangen. Sicher ist es für sie kein Vergnügen, vier verdreckte und durchnässte Männer aufzunehmen. Aber außerdem scheinen sie uns zu hassen.¹⁵⁵

Im nächsten Dorf¹⁵⁶ treffen wir wieder auf mufflige Quartiersleute. Aber man kann sie verstehen, wenn da sechs Landser ins Haus treten, die einzige Stube mit Beschlag belegen und die Familie in die Küche umquartieren; wenn die Landser – selbst missmutig an solchen Regentagen in überbelegten Quartieren – ihre nassen und verdreckten Sachen überall zum Trocknen ausbreiten und mit ihren Nagelstiefeln den Lehm Boden der Katen aufkratzen; wenn unsere Fahrer die Panjepferde des Bauern einfach ins Freie stellen, um den Stall für unsere schweren aktiven Pferde freizumachen, die dann mit ihrem Kopf das Dach durchstoßen und mit ihren Hufen die Lehmwände des viel zu kleinen Stalles demolieren; wenn unsere nassen Landser dann im Ofen Feuer machen, dass die Flammen zum Schornstein hinausschlagen, und das bei den Strohdächern. Ich will damit nicht sagen, dass es immer so war, aber der eine oder andere Zwischenfall hat sich schon mal ereignet. Sie waren aber wohl ebenso selten wie unfreundliche Quartiersleute. Vielleicht waren aber auch schon einige Russen unter ihnen, denn wir nähern uns allmählich den Grenzen des ukrainischen Siedlungsgebietes.

Barwenkowo ist ein größerer Ort, dem Aussehen nach eher ein Riesendorf. Die meisten Häuser haben nur Erdgeschoß und Dach. Es sind Lehm- oder Fachwerkhäuser (das Gerippe aus Balken, die Wände aus Lehm), Strohdächer. Sie stehen im Abstand von dreißig bis vierzig Metern an den meist sehr breiten Straßen, sind meist durch einen Zaun von der Straße getrennt und haben hinten einen Gemüsegarten.

Aus dem Meer der niedrigen Häuser ragt meist nur das steinerne Schul- oder Parteigebäude oder die Kirche heraus. In den Dörfern – sofern es Kirchdörfer sind – sind auch die zwiebeltürmigen Dorfkirchen oft aus Holz. Lebenswichtig sind die Brunnen. In den größeren Dörfern liegen sie ziemlich weit auseinander, so dass die Frauen beim Wasserholen manchmal recht weite Wege zurücklegen müssen. Sie legen sich dann ein Joch quer über die Schulter, an dessen beiden Enden ein Eimer mit Schnur oder einer Kette befestigt ist. Auf das Wasser legen sie dann noch ein Stück Holz, damit es nicht überschwappt. Der Dorfbrunnen ist dann immer Treffpunkt für Frauen und Mädchen, und oft sieht man sie dort schwatzend und lachend beisammenstehen.

Winterkämpfe 1941/42

Unsere Division hat ihr strategisches Ziel erreicht. Wir stehen kurz vor dem **Donez**. Man munkelt, dass wir am Fluss Winterquartier beziehen und Verteidigungsstellungen ausbauen sollen, obgleich der ganze Raum zwischen Donez und **Don** angeblich feindfrei ist.

Die deutschen Infanterie-Divisionen haben in diesem Sommer unglaubliche Marschleistungen vollbracht, aber sie sind zu langsam. Die Weiträumigkeit Russlands verlangt mehr motorisierte Einheiten.

10.11.1941.¹⁵⁷ In dem uns zugewiesenen Abschnitt liegen schon Ungarn¹⁵⁸ in provisorischen Stellungen. Wir machen uns bereit, sie abzulösen. Nach einer Besprechung mit den ungarischen Einweisern erfolgt die übliche Gliederung. Tross und Schreibstube bleiben weiter hinten, meist in einem Dorf, während die Kampfzüge den Weg nach vorn in die Stellungen antreten. Die Züge unserer MG-Kompanie werden wie üblich auf die Schützenkompanien verteilt. Mein schwerer MG-Zug wird noch durch eine schwere Granatwerfergruppe verstärkt und dann einer Schützenkompanie unterstellt.¹⁵⁹ Der Führer meiner schweren Granatwerfer-Gruppe ist Feldwebel Spremann.

Im Ganzen gesehen verlaufen unsere Stellungen am Ostufer des Donez entlang. Im Einzelnen aber sind sie sehr unterschiedlich. Manche Stellungen lehnen sich an ein Dorf an, das am Flussufer oder am Talhang liegt. Das ist besonders jetzt im Winter angenehm, weil die Männer in den Häusern

¹⁵⁵ Der im Original hier anschließenden Absatz (betr. nächstes Dorf) gehört hinter Barwenkowo.

¹⁵⁶ *Basalijewka* (Frame 000914)

¹⁵⁷ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000318/122, KTB OKW 1940–1941 S. 740 bzw. 745; an diesem Tag in *Golaja Dolina* (Benary S. 69)

¹⁵⁸ *V. Bataillon der 2. mot. Brigade* (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000125/26)

¹⁵⁹ 5./477 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000129/62)

Unterschlupf finden. Andere Stellungen verlaufen über kahle, windgepeitschte Höhenzüge, auf denen sich die Männer mühsam in die Erde buddeln müssen.

11.11.1941.¹⁶⁰ Die Schützenkompanie, der ich unterstellt bin, wird in **Tichozki** stationiert. Dieses kleine Dorf liegt in einer Talmulde, die parallel zum Donezthal verläuft, von diesem aber durch einen langgestreckten Bergzug von mächtiger Höhe und Breite getrennt ist. Auf dem breiten, schwach gewölbten Rücken dieses Bergzuges werden unsere Stellungen liegen.

Unsere Kompanie nähert sich von Osten, erreicht den Rand der ziemlich steilwandigen Talmulde und beginnt den Hang zu dem Dorf hinabzusteigen, das wir unten in der Mulde liegen sehen.

Da rauscht es in der Luft, und eine Lage¹⁶¹ Werfergranaten schweren Kalibers haut in unserer Nähe ein. Der Iwan ist also keineswegs bis hinter den Don zurückgegangen. Außerdem kann er offensichtlich das ganze Gelände einsehen. In der ersten Überraschung waren wir in Deckung gegangen. Ich hatte mich im Heranrauschen der Granaten instinktiv hingeworfen, stehe aber sofort wieder auf, denn der Weg ist schlammig. Nun bin ich verdreht, und ich habe mich über diesen voreiligen Hechtsprung noch lange geärgert. Drei andere Kameraden waren hinter eine hohe **Strohmiete** gesprungen. Die waren wenigstens sauber geblieben. Nun aber beeilen wir uns, in das gedeckte Tal zu kommen. Da rauscht schon die zweite Lage heran. Die drei Landser von der Strohmiete sind noch keine zehn Meter weiter gegangen, als eine Granate genau an der Stelle krepirt, wo die drei eben noch gelegen haben.

Wir gelangen nun ohne weitere Zwischenfälle in das Dorf und sind nun halbwegs gesichert, denn für gezieltes Feuer ist der Ort nicht erreichbar. Wir lösen die Ungarn ab. Ich sehe mit Verblüffung, wie aus jedem Haus zehn bis zwölf Mann herausquellen, wo wir nur sechs von uns wieder hineinlegen können. Auch aus den Stellungen kommen sie in langen Schlangen mit friedensmäßiger Gruppenstärke, während wir nur vier bis sechs Mann Besatzung hinstellen können.

Am nächsten Morgen trete ich aus dem Haus und traue meinen Augen nicht: Es ist eiskalt. Buchstäblich über Nacht ist die Schlammperiode in hartes Winterwetter umgeschlagen.¹⁶² Der gestern noch von unseren Fahrzeugen zerwühlte Schlamm ist steinhart gefroren. Unsere Fahrzeuge sind in fußtiefem Morast festgefroren und nicht mehr zu bewegen. So überraschend bricht der Winter herein, und das ist in Russland keine Seltenheit. Mitte *November*¹⁶³: Minus 15 Grad Frost. Und dabei blieb es.

Gestern habe ich die Granatwerferstellungen besucht, die ich am Hinterhang des Berghanges angelegt habe. Heute gehe ich über den gewaltigen breiten Rücken des langgestreckten Hanges zu meinen MG-Stützpunkten. Ein eisiger Wind pfeift über die Höhe. Die MG-Stellungen sind so weit vorgeschoben, dass sie einen großen Teil des Doneztales einsehen können. Schräg unter uns liegt es. Ein kilometerbreites Tal, eine weite Ebene mit ausgedehnten Wäldern. *Links*¹⁶⁴ in der Ferne liegt **Isjum** in einer grossen Flussschlinge des Donez.

Leider sind wir nicht allein hier oben. Der Bergrücken ist selbst hier auf der Höhe noch mindestens einen Kilometer breit, so dass man beinahe von einer Hochebene sprechen kann. Und auf der Ostseite dieses breiten Rückens befinden sich russische Stellungen, und zwar in der Nähe eines trigonometrischen Punktes¹⁶⁵. Manchmal sehen wir drüben einen Iwan herumlaufen. Eines Tages ließ ich die Stellung mal von unseren Granatwerfern beschießen, wobei uns der T.P. ein guter Richtpunkt war. Die Iwans haben das sofort bemerkt und rissen den T.P. ab.

Unsere MG-Nester hier oben bestehen nur aus kleinen rechteckigen Gruben von 40 cm Tiefe. Die Ungarn hatten sie noch gegraben. Über diese Gruben haben die Männer ein Dach aus Strohgarben gestellt. Darunter haben sie wegen der bitteren Kälte noch zusätzlich ein kleines offenes Feuer unterhalten. Das konnte natürlich nicht lange gut gehen, und tatsächlich brannte ihnen eines Tages das Dach über dem Kopf ab. Nun frieren sie wieder.

¹⁶⁰ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000126; Benary S. 69

¹⁶¹ Lage oder Lagenfeuer, Salve, Gruppenfeuer und geschützweises Feuer sind die **Feuerarten der Artillerie**.

¹⁶² am 11. geringer Nachtfrost, am 12. geringer Frost, am 13. starker Frost; durch Frost Verkehrslage gebessert (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000318)

¹⁶³ im Original „Oktober“, unklar ob irrtümlich oder als Beispiel

¹⁶⁴ bei Blickrichtung zur Front, genau genommen nordnordwestlich; im Original irrtümlich „rechts“

¹⁶⁵ Ein **hölzernes Vermessungsgerüst**, mit dem der eigentliche trigonometrische Punkt (T.P.) signalisiert wird, wurde im Volksmund selbst auch als T.P. bezeichnet.

Die MG- und Werferbedienungen bleiben jeweils eine Woche hier oben auf der windgepeitschten Höhe. Dann werden sie abgelöst und ziehen ebenfalls für eine Woche ins Dorf, wo sie sich in ihrem warmen Quartier erholen können. Ich selbst wohne mit Feldwebel Spremann in einem kleinen Häuschen, das nur aus Stube und Küche besteht. Die Wohnstube wird zu fast einem Viertel von dem großen lehmverputzten Ofen ausgefüllt, auf dem sich auch ein Schlafplatz befindet.

Diese warmen Schlafplätze sind bei den eiskalten russischen Wintern eine praktische Erfindung.

Wir wohnen zu viert in dem Häuschen. Der junge Ukrainer schläft im Bett, seine Frau auf der Ofenbank und wir zwei Feldwebel auf einer Strohschütte auf dem Fußboden.

Das Dorf ist ein langgestrecktes Reihendorf. In der Mitte des Dorfes fehlen ein paar Häuser, so dass es eigentlich zwei Ortsteile sind. Die Dorfstraße ist in einem fürchterlichen Zustand. Die tiefgefurchten Wagenspuren sind steinhart gefroren. Man kann sich die Knochen brechen.

Tagsüber bin ich viel unterwegs. Entweder besuche ich die weit auseinanderliegenden Stellungen und Stützpunkte, oder ich gehe mal zu den Männern in die Quartiere. Eines Tages werde ich in ein Haus gerufen, das meinem Quartier gegenüber liegt. Einer meiner MG-Schützen war, als er ins Nachbarhaus gehen wollte, auf der Dorfstraße von einer verirrtten Kugel getroffen worden. Nun liegt er auf dem Fußboden der Bauernstube. Sein Atem geht röchelnd und dem blutgefüllten Mund entringen sich von Zeit zu Zeit gurgelnde und schnarchende Laute. Der Arzt ist benachrichtigt, aber der Soldat ist wohl nicht zu retten. Ich schicke die Männer in den Nebenraum, denn der Todeskampf dieses armen Kameraden ist furchtbar anzuhören. Die Gesichter der Stubenkameraden scheinen gleichgültig, aber sie sprechen die ganze Zeit kein Wort. Einer saß am Tisch und schrieb einen Brief.

In meinem Nachbarhaus herrscht eine andere Atmosphäre. Hier erscheint öfter ein sehr hübsches, schwarzhaariges Mädchen mit Madonnenscheitel, um ihre Tante zu besuchen. Ich habe mich auch mit ihr unterhalten. Sie ist sehr anschmiegsam.

Am weitesten entfernt liegt Unteroffizier Sasse mit seiner MG-Bedienung. Es ist eine gefährliche Ecke, die er bewacht. Hier mündet ein kleines Quertal, durch das die Iwans oft im Schutze der Nacht einzudringen versuchen. Die letzten Häuser unseres Dorfes stehen hier bis an den Talausgang heran, so dass der Iwan beim Eindringen in das Tal auch schon in den ersten Häusern sitzt. Die Bewohner haben deshalb diese Häuser auch schon verlassen. Es ist ihnen zu brenzlich. Diesen Taleingang flankiert Sasse nun mit seinem MG von der benachbarten Höhe. Er sitzt am oberen Rand des Talhanges in Vorderhangstellung und hat einen guten Überblick über den Taleingang, kann aber andererseits auch vom Russen gesehen werden.

Nach einem Besuch bei Sasse trete ich wieder den Rückweg an. Ich bin gerade bei den ersten Häusern angelangt, als eine Granate heranheult und in der Nähe krepitiert. Ich war blitzschnell in Deckung gegangen und renne nun vorwärts, um aus diesem gefährlichen Ortsteil herauszukommen. Eine neue Lage rauscht heran. Ich habe keine Zeit mehr zu springen und klatsche mich neben einen Misthaufen auf die Erde. Brrrach-zäng – der schmetternde Schlag der zerberstenden Granate singt in meinen Ohren, und der Luftdruck reißt an meinen Kleidern. Schwarzer Pulverqualm wirbelt über den Hof, und hartgefrorene Erdbrocken prasseln auf meinen Rücken. Auf und weiter. So renne und springe ich durch das halbe Dorf. Die Einschläge laufen immer mit. Da heult es schon wieder. Fiu-fiu-bruch-bruch. Ich zwänge mich in eine Mauerspalte zwischen Haus und Kuhstall. Hier fühle ich mich halbwegs sicher und bleibe eine Weile sitzen, um zu verschnauften und die Einschläge zu beobachten. Da merke ich, was vorgeht: Der Iwan streut das ganze Dorf systematisch ab, indem er das Feuer langsam immer weiter vorverlegt. Und ich Hornvieh bin mit dieser Feuerwalze immer fleißig mitgelaufen! Wäre ich beim ersten Einschlag erst einmal liegen geblieben, um abzuwarten, dann hätte ich mir diese Felddienstübung ersparen können. Aber nachher ist man immer klüger.¹⁶⁶

Ein Mann der MG-Bedienung von Sasse ist verwundet. Ich mache mich auf den Weg und erreiche die Stellung in einer guten halben Stunde. Der Soldat liegt mit einem schweren Halsschuss auf dem Tisch der Unterkunft. Die Kameraden haben ihn mit einem Verbandspäckchen notdürftig verbunden. Er ist etwas benommen, noch im Schock. Er ist schwer verwundet und braucht dringend einen Arzt. Ich eile ins Dorf zurück zum Bataillonsarzt. Der meint, man solle den Verwundeten herunterbringen. Meine Einwendung, dass man den Schwerverwundeten nicht eine dreiviertel Stunde bei bitterer Kälte über

¹⁶⁶ Am 20.11.1941 „15–17^h stärkeres feindl. Artl.-Feuer auf Kamenka bei 457“ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000320). In *Ssuchaja-Kamenka lag die 6./457, im benachbarten Tichozki, das offenbar ebenfalls mit Feuer belegt wurde, die 5./477 (Frame 000162) mit dem Autor.*

Stock und Stein heranbringen könne, beeindruckt ihn gar nicht. Außerdem müsste Sasse seine ganze Bedienung als Träger losschicken, und auch das ist unmöglich. Aber der Arzt, das faule Schwein, rührt sich nicht aus der warmen Stube, denn draußen ist es eiskalt, und es weht ein scharfer Wind. Sasse hat schließlich ein Fuhrwerk aufgetrieben und bringt den Verwundeten am nächsten Tag auf holprigen hartgefrorenen Wegen ins Dorf, fährt vor das Arztquartier und meldet sich dort. Der Arzt kommt heraus, schlägt die Decke zurück, sieht den Verwundeten kurz an und meint, man solle ihn gleich weiter in ein Lazarett transportieren. Dann macht er kehrt und geht eilig in seine geheizte Stube zurück. Zwei Tage später kommt die Meldung, dass der Verwundete gestorben ist. Er war der beste Soldat der Gruppe und einer der wenigen Elitesoldaten unserer Kompanie. Er musste sterben, weil dieser Lump von Arzt seine Pflicht nicht getan hat. Feldwebel Spremann macht eine Meldung über diesen Vorgang, aber über das Ergebnis haben wir nie etwas gehört.

Am schlimmsten ist der Weg zu den Höhenstellungen über dem Donezthal. Dabei durchquere ich erst das Tal und steige dann den steilen Hang des Höhenzuges hinauf. Hier besuche ich erst die Granatwerferstellungen. Sie liegen noch am Hinterhang. Schon bei meinem ersten Gang hier hinauf waren mir die flachen, tellergroßen Vertiefungen rechts und links des Weges aufgefallen. Es sind Granatwerfereinschläge. Der Iwan schießt also hierher. Von hier aus gehe ich dann weiter über den kahlen, breiten Rücken des Höhenzuges. Hier oben fegt mir jedesmal der eisige Ostwind ins Gesicht und nimmt mir den Atem. Er dringt durch Mantel und Uniform, als wären sie nur ein Schleier. Schräg gegen den Wind gelehnt, schiebe ich mich vorwärts. Dort, wo der breite, massige Bergrücken allmählich feindwärts zum Donezthal abzufallen beginnt, liegen unsere MG-Stellungen. Tief unten im Tal fließt der Donez. Weite, dunkle Wälder füllen die kilometerbreite Talebene. In einer Lichtung schräg unter uns liegt ein Dorf. Es scheint verlassen, denn nichts regt sich dort. Man sieht weder Mensch, noch Tier, noch rauchende Kamine. Niemandsland, durch das nur ab und zu deutsche und sowjetische Spähtrupps streifen. Eine dünne Schneedecke liegt stellenweise über der Erde, meist aber hat der jagende Wind die dunkle Erde kahlgefegt. Wir haben einen weiten Blick von hier oben und können links weit hinten **Isjum** deutlich sehen. Die Stadt ist in russischer Hand.

Nachts fahren wir plötzlich hoch, geweckt von einem harten, reißenden Schlag. Weitere Einschläge folgen, ganz in der Nähe unseres Quartiers. Dann ist wieder Ruhe, und wir schlafen weiter. Es war das übliche Störfeuer, mit dem der Russe das Dorf von Zeit zu Zeit belegt. Am nächsten Morgen besichtigen wir die Umgebung des Hauses. Eine Granate hat den Gartenzaun zerschmettert und einen kleinen Trichter in den Boden gerissen. Der junge Ukrainer flucht und schüttelt die Fäuste gegen Osten. Dann erzählt er uns empört, dass ein sowjetischer Spähtrupp in dem verlassenen Dorf, das meine MG-Bedienungen unten im Donezthal liegen sehen¹⁶⁷, ein paar Häuser in Brand gesteckt hat. Die Roten hätten Kopfkissen unter die Dachsparren gestopft und angezündet, wobei die strohgedeckten Dächer sofort lichterloh gebrannt hätten.¹⁶⁸ Woher er das weiß? Ein paar Flüchtlinge aus dem verlassenen Dorf haben wohl hier in Tichozki Unterschlupf gefunden und schleichen ab und zu mal heimlich hinüber, um nach dem Rechten zu sehen.

Ich gehe in die Küche. Von hier aus kann man meine Werferstellungen sehen. Am Fenster steht eine junge Frau – wohl eine Verwandte unserer Quartiersleute. Sie steht vornüber gebeugt, die Ellbogen auf das Fensterbrett gestützt, und blickt hinaus, denn es prasselt gerade ein Feuerüberfall sowjetischer Werfer auf den Weg, der zu meinen Stellungen führt. Ich trete ganz dicht hinter sie und blicke ebenfalls hinaus. Der Iwan scheint zu wissen oder zu ahnen, dass dort ein Weg und meine Werferstellungen sind.

Unser Ort wird durch einen Wiesengrund, durch den ein Bach fließt, in zwei Teile geteilt. Unser Dorf ist der kleinere Teil. Der andere Ortsteil ist größer und hat – glaube ich – auch einen eigenen Namen (**Ssuchaja-Kamenka?**). Die Schule dieses Dorfes wird gerade von einem russischen Infanterie-Geschütz beschossen, weil sie von Deutschen belegt ist. Ich beobachte alles von meinem Wohnzimmerfenster aus. Als der erste Treffer in das obere Stockwerk der Vorderfront einhaut, sausen unten aus dem Hinterausgang die Landser heraus in Deckung. So schnell habe ich selten jemand rennen sehen. Es sah zum Brüllen komisch aus.

Unsere Sicherungslinie am Donez ist sehr dünn. Wegen des überraschenden Wintereinbruchs sind die Stellungen und Stützpunkte oft nur ungenügend ausgebaut. Außerdem liegen sie oft mehrere hundert

¹⁶⁷ sicher **Ssenitscheno**

¹⁶⁸ Ähnliches vermerkt KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000322, für den 25.11. Grundlage war der Stawka-Befehl Nr. 428 vom 17.11.1941.

Meter auseinander, zuweilen sogar kilometerweit. Die Russen haben das bald erkannt und beginnen, sich dazwischenzuschieben. So liegen z. B. auf dem breiten Höhenrücken nördlich von uns sowohl deutsche als auch sowjetische Stellungen, natürlich in respektvollem Abstand und zuweilen ungesehen voneinander. Sie schießen nur jeweils in die entgegengesetzte Richtung. Ein wahrhaft grotesker Zustand!

Da unsere Fernaufklärer – angeblich – gemeldet hatten, dass sich zwischen Donez und Don keine größeren sowjetischen Truppenverbände mehr befinden, nimmt man an, dass sich das Gros der sowjetischen Armeen hinter den Don zurückgezogen und nur Sicherungsverbände am Donez belassen hat. Von diesen sind aber keine größeren Angriffsoperationen zu befürchten, zumal der Winter mit aller Strenge eingesetzt hat. Und so glaubte die deutsche Heeresleitung (oder Hitler) wohl, mit einem Minimum an Verteidigungsstreitkräften auszukommen. So wird hier jedenfalls vermutet. Ich glaube, unsere Divisionen sind durch die bisherigen Verluste personell schon geschwächt, so dass für eine dichtere Besetzung der Stellungen gar nicht mehr genügend Soldaten vorhanden sind.¹⁶⁹ Jedenfalls konnte es deshalb geschehen, dass die Bolschewiki, deren Spähtruppstätigkeit sehr rege ist, sich an vielen Stellen zwischen unseren dünnen Linien festsetzen konnten. Das ist umso leichter, als das Gelände hier im Donezgebiet bergig, hügelig, schluchtenreich und schlecht zu übersehen ist.

Die Russen waren also keineswegs überall hinter den Donez zurück gegangen. Allein in unserem Bataillonsabschnitt saßen sie an mehreren Stellen diesseits des Flusses¹⁷⁰ in unübersichtlichem Gelände, und sogar – wie schon geschildert – direkt zwischen unseren Stellungen. Wo es ihnen möglich scheint, versuchen sie sogar vorzurücken. Auf den Höhen nördlich des Dorfes, wo auch Sasse mit seinem MG liegt, haben sie sogar ganz frech – in Sichtweite! – eine Pakstellung gebaut und beginnen, in direktem Beschuss das Dorf zu bepflastern. Das wird dem Bataillon nun aber doch zu dumm. Es wird beschlossen, diese Einbrüche „auszubügeln“. Wahrscheinlich hat sich Leutnant Herzog dazu angeboten, dieses Unternehmen mit unserer Kompanie durchzuführen, denn wir Unterführer werden zu einer Besprechung gerufen. Laut Plan sollte eine Kompanie, durch meinen schweren Granatwerferzug¹⁷¹ verstärkt, den breiten Hang am Donez ersteigen und die dortigen russischen Stellungen ausräumen. In weit geöffneter Ordnung gehen wir den Hang hinauf. Leutnant Herzog läuft weit voraus. Da bekommen wir Feuer von hinten! Die Pak auf dem nördlichen Hang kann uns in direktem Schuss von hinten fassen. Wir sehen die Stellung, sehen jeden Abschuss, sehen die Leuchtspurgranate direkt auf uns zufliegen und in unserer Nähe krepieren. Es ist völlig zwecklos, ausweichen zu wollen. Ehe man ahnt, wo sie einschlagen, sind sie schon da. Glücklicherweise treffen die ersten Schüsse meist nicht gleich, bis sie auf die richtige Entfernung und Seitenrichtung eingeschossen sind. Da beobachten wir, dass die Pak von einer unserer IG- (*Infanterie-Geschütz-*) Stellungen unter Feuer genommen wird. Nach wenigen Schüssen wird die rote Pakstellung durch einen Volltreffer vernichtet, und der Rest der Stützpunktbesetzung – wir zählen 13 Mann – flieht nach rückwärts. Nun haben wir den Rücken frei, erreichen die Höhe auf unserem Hang und werden von feindlichem Infanteriefeuer empfangen. Ich gehe mit meinen Wernern in einer **Balka** in Stellung, aber bevor ich zum Schuss komme, wird der Angriff abgeblasen. Der Iwan konnte zwar aus einigen Stellungen herausgedrängt werden, aber eine völlige Bereinigung unserer Frontlinie ist nicht gelungen. Eine verstärkte Kompanie ist in diesem Gelände für eine solche Aufgabe zu schwach. Immerhin haben wir für einige Wochen Ruhe, denn seit unserem Angriff verhält sich der Iwan ruhig.¹⁷²

Dafür überrascht er unser Bataillon an einer anderen Stelle. Etwas weiter flussabwärts liegt ein kleines Dörfchen an einem flachen Hang wenige hundert Meter vom Donez entfernt. Hinter dem Dorf begann dichter Wald. Ich glaube, es war **Krasni Jar**¹⁷³. Die Landser nannten es Winkeldorf¹⁷⁴. Das Dörfchen

¹⁶⁹ *Der Zustandsbericht der 257. I.D. vom 15.11.1941 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000173/74) vermeldet ein Fehl von über 4000 Mann. „Die Kampfkraft der Truppe ist durch die Verluste so verringert, dass bei der Infanterie nur etwa 60 % der schweren Waffen besetzt werden können.“*

¹⁷⁰ *KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000181*

¹⁷¹ *Zur damaligen Zeit führte der Autor einen verstärkten sMG-Zug, zu anderen Zeiten einen sGrW-Zug.*

¹⁷² *KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000181 vermerkt am 21.11.1941: „Gegen 1400 Uhr stieß ein kampfkraftiger feindlicher Spähtrupp vom Donez her in Gegend Longinowa mit sMG- und Granatwerfer-Unterstützung gegen unsere Sicherung vor [bzw. (Frame 000320) „auf eigene Sicherungen II/477 bei Longinowa bis Kamenka“]. Feind wurde abgewehrt, hält aber auf Südufer des Donez.“ Longinowa ist der nördliche Nachbarort von Tichotzki.*

¹⁷³ *Krasni Jar gibt es nicht mehr; es ist aber z. B. auf der Karte Rußland 1:100000, Blatt M-37-99 zu finden.*

¹⁷⁴ *im KTB 257. I.D. (NARA T-315 Roll 1804 Frame 000207) „Winkelhausen“*

war von einer Schützenkompanie unseres Bataillons belegt, der noch ein Zug unserer MG-Kompanie unterstellt war. Ein Kamerad unseres MG-Zuges erzählte uns später von dem Ereignis. Eines nachts waren die Russen unbemerkt über das Eis des Donez gekommen, hatten das Dorf umstellt und im Morgengrauen angegriffen und erstürmt. Mittags aber wurden sie von unseren Leuten im Gegenangriff wieder hinausgeworfen.¹⁷⁵

Inzwischen hatten die Iwans aber alles, was die Deutschen beim Verlassen des Dorfes zurückgelassen hatten, vereinnahmt. Die Dorfbewohner erzählten, dass die Russen sofort nach dem Sturm mit Panjewagen über das Eis gekommen sein und sämtliche Geräte, Tornister, Wäschebeutel, Brotbeutel, Decken, Zeltbahnen, Kochgeschirre und sonstiges Zeug eiligst verladen und abgefahren hätten. Einen Bauern, der die Rotarmisten hindern wollte, einen deutschen Verwundeten mitzunehmen, hätten diese geohrfeigt. Nach der Rückeroberung saßen unsere Männer zwar wieder in ihren Quartieren, aber ihre Sachen waren restlos futsch.

25.11.1941. Wir werden ganz überraschend aus den Stellungen herausgezogen. Man sagt, dass wir Winterquartiere beziehen sollen. Aber vielleicht erfordert die Kriegslage auch eine Umgruppierung. Wir werden nach **Slawjansk** verlegt.¹⁷⁶

Die Stadt zieht sich im **Toreztal** etwa zwölf Kilometer hin und ist eine durchschnittliche russische Industriestadt. Trotz ihrer 70 000 Einwohner hat sie in ihren Stadtrandgebieten noch weitgehend dörfliches Gepräge: Einstöckige, in Gärten gebettete Häuschen. Der Stadtkern hat mehrstöckige Wohnhäuser und Verwaltungsgebäude, Kinos, gepflasterte Straßen und eine große Kirche, die auf einem großen Marktplatz im Stadtzentrum steht. Außerdem gibt es eine Reihe von Industrieanlagen und eine Kaserne.¹⁷⁷

In der Stadt liegen zwei Divisionsstäbe¹⁷⁸ mit den dazugehörigen Nachrichten- und Versorgungseinheiten. Ferner etliche kleinere Sondereinheiten, Kampftruppen der Infanterie und Artillerie. Die Quartiere unseres Bataillons liegen nahe am Stadtzentrum, aber zum Teil doch schon im Gebiet der Holzhäuser. Die Kampfzüge und Fahrer werden möglichst gruppenweise in einem Haus untergebracht. Ich selbst ziehe in das Häuschen eines alleinstehenden Mannes. Er ist sehr freundlich und von unseren militärischen Erfolgen begeistert. Er zeigt mir eine Karte, auf der er unseren Vormarsch und die Frontlinie eingezeichnet hat. Das kleine Puppenzimmer, das ich hier bewohne, ist mir aber doch zu klein, und deshalb ziehe ich um. Mein neues Quartier ist ein Eckhaus in derselben Straße. Um in das Haus zu gelangen, muss man durch eine hölzerne Tür in einer Bretterwand neben dem Haus. Dann geht man um das Haus herum und betritt über ein paar Stufen und eine überdachte Terrasse das Haus. Es ist von einer russischen (diesmal wirklich russischen) Familie bewohnt. Der Mann und der etwa 16-jährige Sohn sind anscheinend berufstätig und nur abends zuhause. Die Frau muss etwa 50 Jahre alt sein, sieht aber viel älter aus. Sie ist klein und mager, aber ein liebes altes Mütterchen. Sie versorgt mit der etwa 15-jährigen Tochter das Haus. Hin und wieder habe ich mich zu den Leuten gesetzt und eine bescheidene Unterhaltung versucht. Das Thema in solchen Fällen ist zunächst immer der Familienstand, Alter, Beruf, Kinder und dergleichen. Es sind ruhige Leute, und besonders die gute Matka¹⁷⁹ ist rührend besorgt um mich. Einmal war eine kleine Gesellschaft junger Leute zu Besuch im Haus. Wahrscheinlich feierten sie ein Familienfest. Es gab zwar weder zu essen noch zu trinken, denn die Verpflegung war sehr knapp, aber es wurde getanzt. Als ich mich zufällig blicken ließ, forderte mich ein junges Mädchen gleich zum Tanz auf. So geriet ich in diese kleine Gesellschaft und tanzte noch mehrmals mit.

Ich bewohne ein Zimmer, in dem vorher wohl der Sohn oder die Tochter geschlafen haben. Es hat eines der üblichen Eisengestell-Betten, ist sehr sauber und ungezieferfrei. Ich bin sehr zufrieden hier.

Ich erwache mitten in der Nacht. Irgendwo an der Front rattert ein MG. Es erscheint ganz nah, denn die klare Luft der kalten Winternacht trägt den Schall laut und deutlich heran. Etwas beunruhigt bleibe ich wach, bis die Bettwärme und das Gefühl der Geborgenheit hier in der Ruhestellung mich wieder

¹⁷⁵ KTB 257. I.D. (NARA T-315 Roll 1804 Frame 000190) vermerkt am 23.11.1941 einen Angriff und Gegenstoß „nordwestlich Bogoroditschnoje“, dort liegt – auf der damals vom Divisionsstab verwendeten Karte Russland 1:100000 Blatt M-37-XIII Ost Kramatorskaja nicht verzeichnet – Krasni Jar.

¹⁷⁶ II./477 war ab 25.11.1941 Korpsreserve (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000322).

¹⁷⁷ Dieser Absatz teilweise wörtlich aus Benary S. 70.

¹⁷⁸ Gen.Kdo. XXXXIV. A.K. (KTB 257. I.D. Frame 000216), Stab I.R. 466 (Frame 000224), evtl. Kdo 295. I.D.

¹⁷⁹ Hier hat der Autor versehentlich das **polnische Wort für Mutter** verwendet, das auf Russisch „**Gebärmutter**“ bedeutet.

einschlafen lassen. Ich wusste nicht, wo die Front genau war. Ich weiß nur, dass unsere Frontlinie am Donez aus Mannschaftsmangel sehr dünn besetzt ist. In dem Sicherheitsabschnitt unserer Division, der ca. 45 Kilometer lang ist, sind nur die Dörfer zu Stützpunkten ausgebaut. Zwischen ihnen aber befindet sich nur eine sehr lückenhafte Reihe von Stellungen, noch dazu in einem sehr unübersichtlichen Gelände. Und hier spielten sich, wie schon geschildert, kleine örtliche Gefechte und Kampfhandlungen ab, die den ganzen November und Dezember andauerten.

Hier in Slawjansk ist noch Ruhe. Unser Dienst beschränkt sich auf die notwendigsten Tätigkeiten, Waffenreinigen, Sacheninstandsetzen und Stalldienst für die Fahrer. Und selbstverständlich Nachtwachen. Tagsüber gehe ich von Quartier zu Quartier, mache den üblichen Kontrolldienst, unterhalte mich mit den Männern und den russischen Hausbewohnern. Richtiges Etappenleben. Trotzdem nennt sich das hiesige Kino der Truppenbetreuung Frontkino. Da waren wir heute. Die Vorstellung wird von einer Gruppe russischer Mandolinenspieler eröffnet, die ein paar schmissige Melodien hinrasseln. Anschließend singt eine russische Sängerin einige Lieder, und dann läuft die Wochenschau an. Auf der Leinwand erscheint ein Landser mit einer Gans unter dem Arm. Da unsere Landser aber wegen der augenblicklich sehr schlechten Verpflegungslage ziemlich ausgehungert sind, erntet das Bild das dröhnende Hohngelächter der Soldaten.¹⁸⁰

Die Versorgungslage ist sehr schwierig: Ungeheuer weite Nachschubwege, die durch Partisanenüberfälle erschwert und durch viel Schnee und eisige Kälte behindert werden. Während des ganzen Monats Dezember bestand unsere kalte Verpflegung nur aus täglich 500 gr Brot und einem Päckchen **Machorka**. Dazu eine Tube Weichkäse. Dieser Tubenkäse kam uns schon zum Halse heraus und brachte unserer Division den internen Spitznamen „Käsedivision“ ein.

29.11.1941 oder später. Auf dem Marktplatz ist ein Galgen errichtet, an dem ein Partisan hängt. Durch den Luftzug bewegt, schaukelt der leblose Körper leise hin und her. Das Gesicht des Toten ist ruhig, seine Lippen sind zusammengekniffen. Sein Gewehr hat man ihm umgehängt, mit dem Kolben nach oben. Auf seiner Brust hängt ein Schild, das den Grund seiner Hinrichtung angibt. Die vorübergehenden Zivilisten schauen gleichgültig oder überhaupt nicht zu dem Gehängten auf.¹⁸¹

23. oder 24.01.1942. Barwenkowo ist in die Hände der Roten gefallen.¹⁸² Trotz seiner 14.000 Einwohner war es ein kümmerliches Nest, aber dort lagerten im Armeeverorgungslager unsere Verpflegungsbestände, die Marketenderwaren und die Futtermittel für unsere Pferde. Die Fahrzeuge, die wöchentlich einmal hinüberfahren, um Hafer zu holen, kehrten eines Tages leer zurück. Sie waren nicht mehr durchgekommen. Die Russen hatten alles kassiert. Besonders ärgerlich war, dass auch unsere Weihnachtsmarketenderwaren schon dort bereitlagen. Nun erfreuten sich die Russen daran. Sie haben sich sogar über Lautsprecher bei uns dafür auch noch bedankt, die Schufte. Nur ein kleiner Teil war noch gerettet worden wie Briefmappen und Taschenmesser mit dem Wappen unserer Division, dem Berliner Bären. (Wir waren übrigens eine von insgesamt drei Berliner Bärendivisionen.)¹⁸³

Nicht nur unsere Männer hungern, sondern auch unsere Pferde. Das ist schlimm, denn die durch die Strapazen des Vormarsches besonders in der letzten Phase überanstrengten Tiere sind sehr geschwächt. Jetzt fangen sie an, die hölzernen Krippen und Balken anzuknabbern. Eines nach dem anderen muss notgeschlachtet werden, vor allem unsere aktiven (deutschen) Pferde. Für die Fahrer waren diese Notschlachtungen eine willkommene Aufbesserung der verdammt knappen Verpflegung, aber sie aßen diese Zusatzverpflegung mit einem lachenden und einem weinenden Auge, denn viele unserer Fahrer waren Bauern, und die Pferde waren ihnen ans Herz gewachsen. Insgesamt sind die Verluste noch tragbar, denn wir hatten nach der Schlacht von Uman unseren Pferdebestand durch Beutepferde fast verdoppelt, und die kleinen, zähen Panjepferdchen halten noch durch.

Ich muss an unseren alten Nörgelchef denken, der uns auf dem Vormarsch immer mit der Fütterung so geplagt hat. Er war bald nach der Schlacht von Uman abgelöst und als Regimentsfuttermeister eingesetzt worden. Damit hatte er eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Stellung

¹⁸⁰ Hier eine **thematisch ähnliche Wochenschau** (Nr. 585 vom 20.11.1941; ab Minute 02:25 geht es um Schlachtvieh und Winterpelzkleidung)

¹⁸¹ Es existiert ein **Foto**, auf dem dieser Galgen abgebildet ist; der Hingerichtete trägt ein Schild mit der Aufschrift "29.11.41 Ein zweites Mal wurde ein deutscher Soldat in Slawjansk durch einen Schuss verwundet [Rest unleserlich] ". Im **Internet** wird „Apokalyptische Jahre“ von G. Kostjuk zitiert, der sogar von drei Galgen „auf dem Platz zwischen der Kathedrale und dem Sockel des kürzlich zerstörten Lenin-Denkmal“ berichtet.

¹⁸² 23. gem. Benary S. 79; 24. gem. **Wikipedia**

¹⁸³ Es waren **die 257., die 68. (mit Berliner Bär, obwohl in Guben aufgestellt) und die 293. I.D.**

erhalten. Die Führung der Kompanie hatte dann Leutnant Herzog übernommen, der aber inzwischen schon wieder von einem anderen Chef abgelöst worden ist: Oberleutnant Jablonski mit einem unsympathischen Galgenvogelgesicht. Ehemaliger **Zwölfender**. Kürzlich hat er anlässlich seines Geburtstages eine große Feier gestartet, die er sich anschließend aus der Kompaniekasse bezahlen lassen wollte. Der fängt gut an!

Die Kälte nimmt weiter zu. Das Thermometer zeigt 25 bis 30 Grad minus.¹⁸⁴ Es liegt hoher Schnee. Unsere Weihnachtsfeier findet schon am 23.12. statt. Bei seiner Ansprache nennt der Chef den Grund: Wir sollen verlegt werden. Nach der Ansprache erfolgt eine Ordensverleihung für die letzten Gefechte am Donez, und dann widmet sich jeder seinem bunten Teller, der wider Erwarten reichlicher ausgefallen ist als befürchtet. So bekam u.a. jeder 2 1/2 Tafeln Schokolade. Ich habe meinen Bestand durch Eintauch von Tabakwaren auf 5 1/2 Tafeln erhöht.

24.12.41.¹⁸⁵ Fertigmachen zum Abmarsch. Ausgerechnet am Heiligen Abend! Ich bin stinkwütend. Wir fangen an zu packen. Als alles fast fertig ist, und mein Zug anzutreten beginnt, sind die Fahrzeuge noch nicht da. Sie waren nicht benachrichtigt worden. Ich rase zu den Fahrern, um das Versäumte nachzuholen. Hatten sie denn nicht bemerkt, dass die anderen Züge packen? Hatte der Spieß sie denn nicht benachrichtigt? Egal, es war auch meine Schuld, denn ich hätte meine Fahrer auf alle Fälle benachrichtigen müssen. So kommt es nun, dass das marschfertige Bataillon fast eine Stunde in der Kälte warten muss, bis mein Zug zur Stelle ist. Eine schöne Schweinerei. Am Spätnachmittag verlässt das Bataillon die Stadt. Die Sonne sinkt schon, und als wir aus der Stadt in die weite, verschneite Ebene hinausmarschieren, ist es schon dunkel. Weihnachtsstille liegt über der weißen Landschaft. Nur die knirschenden Geräusche der Fahrzeuge und der marschierenden Kolonne unterbrechen die Stille der Winternacht. Niemand spricht. Mir ist die Weihnachtsstimmung verleidet, denn wegen der Verspätung beim Abmarsch hat es Krach mit dem Chef gegeben. Ich meine, der Spieß hat auch ein bisschen Schuld, aber da Fritz Schulz ein anständiger Kerl ist, habe ich ihn nicht in die Affäre hineingezogen.

Nach mehrstündigem Marsch sehen wir im Halbdunkel der Winternacht den dunklen Streifen einer Siedlung in der weißen Schneelandschaft auftauchen. Es ist **Rai Gorodok**, unser Ziel. Das Dorf liegt am Rand der flachen Donezebene, etwa einen Kilometer vom Fluss entfernt. Am Ostrand des Dorfes fließt der Torez vorbei, ein Nebenflüsschen des Donez. Ich habe mich in einem winzig kleinen Häuschen einquartiert. Die Frau, die hier wohnt, ist äußerst mürrisch, aber da ich mich in derselben Stimmung befinde, macht es mir nichts aus. Ich sehe mir noch eines meiner Zugquartiere an und ziehe mich dann in meine Unterkunft zurück. Ich will endlich noch etwas vom Heiligen Abend haben. Es ist ohnehin schon spät. So krame ich mein kleines Weihnachtsengelchen aus dem Gepäck und stelle es auf den Tisch. Es ist ein winziges hölzernes Engelchen mit einem Lichthalter für Puppenkerzen. Ich zünde die kleine Kerze an und blicke träumend in den schwachen Lichtschein...

Schon in der Frühe des nächsten Morgens lässt mich der Chef rufen. Er will mit mir meine Granatwerferstellungen besichtigen. Ich rieche den Braten: Er will mich reinlegen. Ich hatte ja gestern abend meine Stellungen gar nicht mehr besucht und konnte sie ihm deshalb jetzt auch nicht zeigen. Das wusste der Chef natürlich. Naja, ein Unglück kommt selten allein. Auf dem Rückweg erklärt er mir, dass ich nun wohl von der Liste der Offizieranwärter gestrichen würde. Sein Wunsch geht allerdings nicht in Erfüllung, denn schließlich macht jeder mal einen Fehler, und wegen einer einzigen Panne wird niemand gleich gehenkt. Ich bemerke aber, dass auch der Bataillonsadjutant von jetzt ab keine Gelegenheit auslässt, um mich anzuschwärzen. Sie vergessen nicht, dass ich sie eine Stunde in der Kälte habe warten lassen, und mein Chef hat deshalb ebenfalls mit Sicherheit vom Bataillonskommandeur eins auf den Deckel bekommen.

Mein Dienst besteht in den täglichen Besuchen der Feuerstellungen, der Überprüfung des Stellungsbaues, der Festlegung des Schussfeldes und u. U. einzelner Ziele, der Aufstellung eines Feuerplanes usw. Die Kampftätigkeit ist gering. Zwischen uns und dem Russen liegt ein breites Niemandsland. Wenn man vom Dorfrand zum Iwan hinüber guckt, schweift der Blick über eine ca. drei Kilometer breite, baumlose, verschneite Ebene, die drüben von dem dunklen Saum eines großen

¹⁸⁴ Benary (S. 73) berichtet von bis zu 45 Grad unter Null, KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000745 f. nur „um 0°“.

¹⁸⁵ Gem. KTB 257. I.D. war die Verlegung erst für die Nacht 25./26. angeordnet; Befehlsübernahme in für die Division neuen Abschnitt erfolgte am 26. 08.00 Uhr und Vollzugsmeldung am gleichen Abend (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000746/747/979/981).

Waldgebietes begrenzt wird. Durch diese Wälder fließt der Donez, und dort am Waldrand liegen die sowjetischen Stellungen. Die flache Ebene ist gut zu übersehen. Nur selten schießen russische Pak oder IG einen kurzen Feuerüberfall oder Störfeuer herüber.

Meist aber liegt das Dorf ruhig und friedlich in der klaren Wintersonne.¹⁸⁶ Die strohgedeckten Bauernhäuschen liegen geduckt im tiefen Schnee, und aus den Kaminen steigt weißer Rauch kerzengerade in die unbewegliche Luft empor. Nur selten unterbricht ein menschlicher Laut oder das Bellen eines Hundes die Stille, und der reine, eiskalte Äther trägt den Schall hell und vernehmlich weit über das Land. Dann ist wieder lautlose Stille, und das Dorf liegt wie erstarrt im klirrenden Frost. Wenn ich durch die Dorfstraßen gehe, quietscht der Schnee bei jedem Schritt unter den Füßen. Auf dem Dorfplatz steht einsam und verlassen das Kulturdenkmal, ein hölzerner Obelisk, dessen Spitze von einem ebenfalls hölzernen Sowjetstern gekrönt ist. Die Dorfkirche, der einzige Steinbau, ist zerstört. Sie steht am Dorfrand, und in ihren Mauerresten befindet sich eine unserer MG-Stellungen.

Ich bin mit einem Auftrag unterwegs, der mich in das Nachbardorf¹⁸⁷ führt. Dieses Dorf ist aber praktisch nur durch die **Bahnlinie Slawjansk–Krasni Liman** von Rai Gorodok getrennt. Es liegt der feindlichen Front etwas näher und ist daher stärker gesichert. Ich habe das Bahngleis überschritten und stehe hundert Meter vor dem Dorfrand. Ich brauche nur noch einen kleinen verschneiten Acker zu überqueren und stapfe munter durch den Schnee. Da ruft mich ein Posten an: „Stehen bleiben! Mann, Sie stehen mitten im Minenfeld!“ Ich bleibe wie angewurzelt stehen, drehe mich dann um und stelze vorsichtig wie ein Storch im Salat in meinen eigenen Fußtapfen zurück. Dann weist mich der Posten durch Zurufe auf den rechten Weg ein, bis ich das Dorf erreicht habe. Das hätte schief gehen können.

Im Dorf melde ich mich bei dem Ortskommandanten, Hauptmann Kolrep¹⁸⁸. Er begrüßt mich herzlich und legt mir beide Hände auf die Schultern. Nachdem ich ihm meinen dienstlichen Auftrag übermittelt habe, schickt er mich zum Übernachten in das Haus des Starosten. Der ist ein ziemlich junger und recht hübscher Bursche mit pechschwarzem Haar und nussbraunen Augen. Auch er begrüßt mich mit freundlichem Händedruck und zeigt dabei seine prachtvollen weißen Zähne. Hauptmann Kolrep scheint ihm nicht recht zu trauen, denn beim Abschied hatte er mich zur Vorsicht gemahnt mit der Bemerkung, dass der Bruder des Starosten auf sowjetischer Seite kämpft.

Nach einer ruhigen Nacht kehre ich am nächsten Morgen (28.12.1941) nach Rai Gorodok zurück, wo mich schon ein neuer Befehl erwartet: Ich werde als Verbindungsoffizier zum Nachbardorf kommandiert, in dem bereits eine andere Division liegt. Das Dorf heißt **Nikolajewka** und ist von einem Bataillon der niedersächsischen Pferdekopfdivision belegt.¹⁸⁹

Solche Nahtstellen zwischen zwei Divisionen sind immer „weiche Stellen“ in der Front, weil hier Befehlsbereiche enden, die Nachrichtenverbindungen spärlicher sind und somit die Zusammenarbeit erschwert ist. In unserem Fall kommt noch erschwerend hinzu, dass diese Nahtstelle besonders breit ist: Zwischen Rai Gorodok und Nikolajewka liegt eine fünf Kilometer breite, zur Zeit völlig ungesicherte Ebene. Auf der ganzen Strecke steht kein einziger Posten. Die drei vorhandenen Bunker an der Straße stehen leer. Tagsüber ist die Ebene zwar gut zu übersehen, aber nachts ist sie völlig unbewacht. Deshalb soll ich die Verbindung über diese Nahtstelle halten, und zwar mit zwei Aufgabenbereichen: Erstens tagsüber bei Bedarf Nachrichtenaustausch (mit Schlitten) und zweitens nachts von Zeit zu Zeit mit Pendelspähtruppen diese Lücke zwischen beiden Dörfern wenigstens einigermaßen unter Kontrolle zu halten.

Am nächsten Morgen verlasse ich mit zwei Meldern das Dorf, um nach Nikolajewka hinüberzugehen. Ich überschreite die kleine Holzbrücke über den Torez, der Raigorodok an der Frontseite umfließt, und erreiche nach einigen hundert Metern die „Straße“, die nach Nikolajewka führt. Vor uns liegt die weite, tischebene und tief verschneite Ebene. Der Weg ist kaum zu erkennen, aber wir brauchen nur den Telegrafmasten zu folgen, die in endloser Reihe neben dem Weg herlaufen und direkt nach Nikolajewka führen. In der Ferne erkennen wir die Häuser des Dorfes. Sie sind noch winzig klein, aber in der kristallklaren Winterluft deutlich zu sehen. Nach der Karte sind es ca. sechs Kilometer bis dorthin. Ostwärts am Ende der Ebene liegt der dunkle Wald, in dem sich die russischen Stellungen

¹⁸⁶ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000747; heute im wesentlichen Ruhe

¹⁸⁷ *Majazkoje* gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000008

¹⁸⁸ *Hptm d. R. Hermann Kolrep, Kdr (Führer?) III./I.R. 466* (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000124; Benary S. 210)

¹⁸⁹ *Die Verbindungsaufnahme ist in der Tagesmeldung der 257. I.D. vom 28.12.1941 dokumentiert* (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000984); es handelte sich um die **295. I.D. (Pferdekopf-Symbol, Lagekarte)**.

befinden. Von dort aus verfolgen uns jetzt mit Sicherheit sowjetische Posten und Späher mit Augen und Ferngläsern. Aber die Gefahr ist nicht groß. Für einen Gewehrschuss ist die Entfernung zu weit, und für schwere Waffen sind wir kein lohnendes Ziel.

In Nikolajewka melde ich mich beim Bataillonsstab. Meine beiden Melder treten den Rückweg an, und ich suche mein Quartier auf, das man mir schon bereitgestellt hat. Es liegt nahe beim Bataillonsstab in einer langen Häuserreihe, die den Dorfrand bildet. Hinter den Hausgärten dehnen sich die weiten, verschneiten Flächen, die ganz allmählich ansteigend in etwa zwei Kilometern Entfernung den oberen Rand des hohen Talhanges erreichen. Dort oben verläuft die Front. Fast unmerklich flache Erhebungen lassen unsere dortigen Bunkerstellungen erahnen, und oft sehe ich abends die glutroten Feuerfontänen der krepierenden Granaten um diese Stellungen herumtanzen.

Mein Quartier ist das letzte von Soldaten belegte Haus in dieser Straße. In den noch folgenden Häusern wohnen nur Zivilisten. Eine dieser Unterkünfte war bis vor kurzem noch von drei Artilleristen belegt, die hier eine B-Stelle hatten. Das Haus wurde durch einen Volltreffer zerstört, und die drei Artilleristen getötet. Als ich gestern mal zu der Stelle hinging – sie ist nur fünfzig Meter von meinem Quartier entfernt – lagen die drei Kameraden immer noch so da, wie sie gefallen waren.

Ich wohne allein bei einer russischen Familie. Mein warmes Mittagessen hole ich mir im Kochgeschirr von der Feldküche, die in einem der Nachbarhäuser steht. Dabei muss ich mich auf dem Rückweg beeilen, denn bei der knirschenden Kälte ist das Essen, das glühend heiß aus der Gulaschkanone kam, auf dem fünfzig Meter weiten Weg erkaltet, wenn ich nicht im Laufschrift nach Hause renne.

Den Vormittag verbringe ich oft mit dem Studium einer politischen Karte, wobei mich das Wachsen des Großdeutschen Reiches mit Genugtuung erfüllt. Eines Tages sitze ich wieder über der Karte, als sich ein widerlicher Geruch in der Stube verbreitet. Ich stehe auf und werfe einen Blick durch die Glasscheibe der Tür in die Küche. Da sehe ich, wie die Bäuerin ihr Baby zu einer großen Verrichtung einfach über der Erde abhält. Dann nimmt sie einen Strohwisch und verschmiert das ganze Geschäft auf dem Lehmfußboden der Küche.

Ein andermal habe ich erlebt, dass eine Frau ihr Kind über der Waschschüssel abhielt. Als ich ihr mein Missfallen äußerte und daran erinnerte, dass sie sich doch in dieser Schüssel auch wasche, antwortete sie halb erstaunt und halb verständnislos: „Das macht doch nichts, die Schüssel wird doch wieder ausgewaschen!“ Solche und ähnliche Erlebnisse gibt es öfter. Man braucht aber deshalb nicht überheblich zu werden. Ich habe in unseren ländlichen Provinzen in Deutschland ähnliches erlebt. Aber wie allen Denk- und Lebensbereichen bei Deutschen und Russen, gehen auch die Begriffe von Hygiene weit auseinander. Die Russen nennen uns unkultiviert, weil wir unsere WC's in der Wohnung haben. Eine Toilette in der Wohnung – welch eine Schweinerei! Die russischen Örtlichkeiten liegen oft außerhalb und weitab vom Haus. Die Russen vergessen dabei nur zweierlei: 1. Auf deutschen Klos kann man essen; an die russischen kommt man nur über Berge von Exkrementen heran, die im Klo keinen Platz mehr haben. 2. Die russischen Kloaken kann man nicht ins Haus verlegen, ohne sich die Pest hereinzuholen. Wenn der Russe an Toiletten denkt, dann denkt er an **seine**, und deshalb ist ihm der Gedanke an ein WC im Haus so unvorstellbar. Nur so ist es zu begreifen, dass ein russischer Offizier in seinem deutschen Quartier das Klobecken herausreißen und dafür eine Torfkiste hinstellen ließ.

Ich habe „Toiletten“ in russischen Mietshäusern und in **Direktorenhäusern** gesehen, und sie waren alle gleich unbenutzbar. Zweifellos gibt es auch in Russland viele saubere Klos. Aber wenn mir ein Tourist 16 Jahre nach dem Krieg erzählt, dass selbst in den Badeorten der Krim die Toiletten nicht besser aussehen, dann wundert mich das eigentlich nicht. Die Lebensgewohnheiten eines Volkes ändern sich nicht so schnell.

Ähnliche Rätsel gibt das russische Schamgefühl auf. Es liegt offenbar auf einer ganz anderen Ebene als das unsere, oder es tritt überhaupt in ganz anderen sittlichen Relationen auf. Wenn sie die von den Landsern aufgehängten Magazinbilder mit halbnackten Mädchen sehen, oder wenn wir an glühend heißen Sommertagen mit kurzen Turnhosen durch das Dorf laufen, sagen sie „nix kultura!“. Aber die sowjetische Soldateska schämt sich nicht, in tausendfachen sexuellen Exzessen deutsche Frauen zu schänden, wobei jeweils ganze Gruppen eine einzige Frau vergewaltigten. Oder der russische Bauer, der seine deutsche Einquartierung zusammen mit seiner Tochter in das Nebenzimmer schiebt und die Tür lachend abschließt. Ich gebe zu, dass mir diese Zusammenhänge noch nicht klar sind und mein Urteil vielleicht etwas schief. Die massenhaften Schändungen deutscher Frauen jedenfalls stehen in der europäischen Kriegsgeschichte bisher beispiellos da. Gemessen an unserem europäischen

Sittenkodex ist dieses Verhalten viehisch. Aber der Russe denkt und fühlt und handelt eben anders. Jedenfalls scheint die gruppenweise Benutzung ein und derselben Frau für die Russen nichts Ungewöhnliches zu sein, denn sie haben sogar ein Wort dafür: Tschubarovschtschina¹⁹⁰. Wo liegen die Gründe dafür? Ist es das im russischen Wesen stark ausgeprägte Kollektivbewusstsein, das uns individualistischen Europäern unbekannt ist? Sind es unterschwellige Relikte aus der Mongolenzeit, Mangel an Ritterlichkeit und an Achtung vor der Würde der Frau? War es nur der Siegesrausch einer entfesselten Soldateska? Oder die durch die hasstriefenden Veröffentlichungen des jüdisch-russischen Autors **Ilja Ehrenburg** aufgepeitschten Instinkte? Oder alles zusammen? Jedenfalls zeigt sich auch hier der abgrundtiefe Wesensunterschied zwischen unseren Völkern.

Russische Artillerie legt Störfeuer auf das Dorf. In großen Abständen kriecht jeweils eine Granate. Der Schall und Druck pflanzt sich anscheinend in der Schneedecke fort, denn bei jeder Explosion gibt es einen sonderbar hellen Ton in der Schneedecke, der sich durch das ganze Dorf fortpflanzt. Als der Beschuss einsetzt, lese ich gerade Zeitung. Ich will mich nicht stören lassen. Diese Kleckerei kann ja einen alten Krieger nicht erschüttern. Ich will weiterlesen, ertappe mich aber wiederholt dabei, dass ich immer auf den nächsten Einschlag warte. Also lege ich die Zeitung weg. Doch etwas entwöhnt, alter Junge! Zu lange Ruhe gehabt? Bei der Weitläufigkeit des Dorfes richten die einzelnen Einschläge keinen großen Schaden an. Immerhin hat eine Granate den Regimentsgefechtsstand getroffen. Es ist aber niemand verletzt.

Eben bringen sie einen Rotarmisten zum Bataillon. Er sollte mit einer schweren Zugmaschine ein russisches Geschütz aus der Stellung holen. Dabei war er in der Dunkelheit versehentlich über seine Stellungen hinausgefahren und auf deutscher Seite gleich mitsamt seinem Trecker einkassiert worden. Es scheint ihn aber keineswegs zu erschüttern. Er macht einen fast selbstzufriedenen Eindruck.

Ich war ins Bett gegangen. Es ist finster, aber ich liege noch wach. Da höre ich, dass die Stubentür leise geöffnet wird. Ich sehe den Schatten der 15-jährigen Tochter. Sie kommt herein und geht zu dem anderen Bett, das an der gegenüberliegenden Seite des Zimmers steht. An den Schattenbewegungen und den Geräuschen erkenne ich im Halbdunkel, dass sie sich entkleidet und dann ins Bett geht. Ganz vernünftig. Warum soll dieses bequeme Bett leer stehen?

Ich ziehe um. In meinem bisherigen Quartier habe ich mich sehr wohl gefühlt. Mit den Russen bin ich kaum in Berührung gekommen. Sie wohnten in der Küche, während ich die Wohnstube für mich allein hatte. Da ich aber in letzter Zeit häufiger gebraucht wurde und nicht immer durch den tiefen Schnee bis zum Bataillon stapfen wollte, zog ich in die Unterkunft des Nachrichtenstaffelführers. Es war ein Feldwebel, der mit seinem Melder im Haus neben dem Bataillonsgefechtsstand wohnte. Hier sind wir also zu dritt, aber die Kameraden sind sehr freundliche Kerle, und ich bin mit dem Wechsel ganz zufrieden. Morgens schlafen wir, solange wir Lust haben. Nach dem Aufstehen beginnt sofort die Entlausung. Wir sitzen dann auf dem Bettrand und suchen Hemd und Unterhose nach Läusen ab, die zwischen beiden Daumnägeln zerknackt werden.¹⁹¹ Darin sind wir routinierte Spezialisten. Anschließend folgt das Waschen und Frühstück. Inzwischen hat die Bäuerin oder die Tochter geheizt, und es ist wohligh warm. Dann gehen die beiden Kameraden zum Dienst. Der Staffelführer ist meist den ganzen Tag unterwegs. Sein Melder ist häufiger zuhause. An solchen Tagen unterhalten wir uns oft sehr angeregt. Den größten Teil des Tages bin ich aber allein.

Es ist unvorstellbar kalt. Minus 30 Grad und kälter.

Heute muss ich nach Rai Gorodok. Der Schlitten bringt mich in fünfzig Minuten über die Ebene. In Rai Gorodok übergibt mir der Adjutant meines Bataillons andere Papiere, die ich nun nach Nikolajewka zurücknehme. Als ich die Rückfahrt antrete, beginnt es schon zu dunkeln. Wir fahren zwischen der letzten Häuserreihe von Rai Gorodok hindurch, gleiten die flache Uferböschung des Torez hinunter, überqueren mit dumpfem Rumpeln die kleine Holzbrücke und fahren in die Ebene hinein. Jetzt hebt der Fahrer den Arm, die Pferde legen sich ins Geschirr, und in zügigem Trab zischt der Schlitten in die weiße Dämmerung hinein. Ganz fern im fallenden Abendlicht glaube ich die ersten

¹⁹⁰ Die genannte Bezeichnung meint keinen „gewöhnlichen“ Gruppensex; sie leitet sich vielmehr von **einem ungeheuerlichen Verbrechen** ab: In der Nacht vom 22. zum 23. August 1926 wurde in Leningrad in der Chubarow-Straße eine Gruppenvergewaltigung begangen, die später als "Chubar-Fall" bekannt wurde. Mehr als 30 Personen nahmen an der Vergewaltigung teil; 23 von ihnen wurden vom Gericht als Banditen eingestuft, 7 von ihnen zum Tode verurteilt, obwohl damals als Höchststrafe für Gruppenvergewaltigung nur eine Haftstrafe von bis zu 8 Jahren vorgesehen war!

¹⁹¹ Der Beschreibung nach könnten es auch **Flöhe** sein.

Häuser von Nikolajewka als dunkle Flecken zu erkennen. Links in der Ferne liegt dunkel und schweigend der Wald. Von dort aus könnten uns jetzt Berittene oder Skipatrouillen den Weg verlegen, denn unsere Straße verläuft fast parallel zur feindlichen Front. Ich sitze im Fond des Schlittens, den siebenschüssigen Trommelrevolver in der Faust. Das nächste Mal werde ich lieber die MPI (*Maschinenpistole*) mitnehmen. Vor mir auf dem Bock sitzt der Fahrer, in seinen dicken Schafspelz gehüllt. Über seiner Schulter hängt der Karabiner. Jetzt hebt er wieder die Peitsche, und die Pferde galoppieren an. Hastiger trommeln die Hufe, und das Gespann jagt wie der Wind über die Ebene. Mit leisem Zischen fegen die Kufen über den Schnee. Der Schlitten fliegt. Es ist fast dunkel. Ich habe mich auf die Aktentasche gesetzt und meinen Kragen vor das Gesicht geschlagen, aber der schneidende Fahrtwind treibt mir die Tränen in die Augen. Nach einiger Zeit haben wir die gefährlichste Strecke hinter uns. Die Pferde fallen wieder in Trab. Bald passieren wir die Obstplantage und erreichen dann nach einer Kurve die ersten Häuser von Nikolajewka. Ich übergebe meine Aktentasche dem Bataillonsgefechtsstand und kehre in mein warmes Bauernhaus zurück.^{27.–29.01.1942.}¹⁹² Seit drei Tagen schneit es pausenlos. Jetzt setzt auch noch ein stürmischer Wind ein. Der Schnee liegt schon einen Meter hoch. Morgens sind die Haustüren schon so zugeweht, dass sie nur mit Mühe zu öffnen sind.

6.2.42.¹⁹³ Zehn Tage lang rast der **Schneesturm** nun schon ununterbrochen über das Land. Er hat Mensch und Vieh in die Häuser gejagt, und beginnt nun auch diese zuzudecken. Ich stehe in der Stube und blicke durch das niedrige Fenster in den Wirbel da draußen. Pfeifend und brausend jagt der Sturm dicke Wolken von Schnee vor sich her. Die Luft ist eine flockige, körnige weiße Masse. Zuweilen fegt der Schnee fast waagrecht am Fenster vorbei, wie in langen weißen Fäden und Strichen. Dann wieder wirbelt ein Windstoß die dicken Wolken durcheinander, und in diesem Augenblick wird für Sekunden der schemenhafte Schatten des Nachbarhauses sichtbar, um sofort wieder von den quirlenden Schneewolken verdeckt zu werden. Wie geängstigte Tiere ducken sich die niedrigen Bauernkaten in den Schnee. Höher und immer höher weht der tobende Sturm die weißen Berge gegen die Häuser. An der Windseite kriechen die Schneewehen schon über die Strohdächer hinauf und beginnen, die Häuser unter ihrem weißen Mantel zu begraben.

Wer nicht unbedingt hinaus muss, bleibt im Haus. Der Bauer füttert sein Vieh, das sich ja unter demselben Dach befindet, schaufelt den Schnee von seiner Haustür fort und kriecht dann wieder auf den warmen Ofen. Die Dunkelheit bricht früh herein. Schon am frühen Nachmittag ist es stockfinster. Die Winternächte sind lang. Wer jahrelang diese endlos langen russischen Winter mit ihren endlos langen dunklen Nächten erlebt hat, wer diese monatelange erzwungene Untätigkeit erfahren hat, der kann verstehen, dass sich hier Melancholie ins Herz senkt, dass sich Passivität entwickelt (wie man es dem russischen Wesen nachsagt) und dass sich manche Unsitte einschleicht. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Das ist sicher einer der Gründe dafür, dass – zumindest in früheren Zeiten – der Vater oder Großvater die Schwiegertochter benutzte, wenn der Sohn zum Militärdienst eingezogen war. Aber vielleicht liegt es auch an der andersgearteten Mentalität der Russen. Im – alten – Japan war es auch Sitte, dass der Bruder sich der Schwägerin mit sämtlichen Rechten und Pflichten eines Ehemannes annahm, wenn der Bruder sehr lange abwesend sein musste. Und ein bekannter Schriftsteller berichtet vom Ersten Weltkrieg, dass deutsche Kriegsgefangene in Sibirien Kinder hinterlassen haben. (Das ist verständlich.) Als dann die aus deutscher Gefangenschaft entlassenen sibirischen Ehemänner heimkehrten, freuten sie sich über diese Kinder. (Und das ist uns unverständlich.)

Der Sturm tobt weiter. Viele Häuser gleichen nur noch Schneehügeln. Nur auf ihrer Leeseite guckt noch ein Stück Dach oder die Giebelwand mit dem Fenster heraus. Am Morgen des achten Tages ist das Nachbarhaus restlos zugeschneit. Die Bewohner können nicht mehr heraus. Sogleich geht ein Trupp Soldaten daran, mit Schaufeln und Spaten von außen einen Weg durch die Schneemassen zu graben und die Haustür freizumachen. Als sie sich endlich wieder öffnen lässt, gibt es lautes Hallo und Lachen bei Russen und Soldaten.

Es schneit noch immer, Tag und Nacht. Ich frage mich schon mit leichter Besorgnis, ob wir jemals wieder aus diesen hohen Schneemassen herauskommen können. Die einfachsten Dinge werden zum

¹⁹² Vom 27.1.–10.2.1942 herrschte fast täglich Schneetreiben, am 28.1. auch Sturm, vom 4.–6.2. starker Ostwind bei Temperaturen bis -20°C . Am 11.2. stieg die Temperatur schlagartig auf $+3^{\circ}\text{C}$ (KTB 257. I.D., NARA T-315 Frame 000774–000792).

¹⁹³ im Original irrtümlich 6.1.42.

Problem. In den Gärten liegt der Schnee zweieinhalb Meter hoch. Am Ende der Gärten stehen aber auch unsere Posten als Quartier- und Ortswachen. Um sie zu erreichen, müssen also Wege vom Haus zum Postenstand geschaufelt werden. Das sind Hohlwege mit über zwei Meter hohen Schneewänden. Die Posten werden jetzt stündlich abgelöst. Eines Morgens beschwert sich ein Nachtposten, dass er vier Stunden habe stehen müssen. Es stellt sich heraus, dass seine Ablösung ihn bei dem Schneesturm nicht gefunden hat. Ein anderer Soldat, der abends einen Kameraden im Nachbarhaus besuchen wollte, hat das Haus in der Dunkelheit bei dem Schneetreiben verfehlt. Er fand aber auch zu seinem Quartier nicht mehr zurück und kam zu uns. Dass der Postenkontrolldienst die Posten nicht fand, kam mehrmals vor.

Ich habe mich schon zu Bett gelegt. Draußen heult der Sturm, aber hier drinnen ist es mollig warm. Der mächtige Backsteinofen, der fast ein Viertel der Stube einnimmt, strahlt wohlige Wärme aus. Meine beiden Stubenkameraden sind noch nicht vom Dienst zurück. Ich will etwas Radio hören. Die beiden Nachrichtenmänner haben sich natürlich eine Leitung hierher ins Quartier gelegt (so privat, versteht sich). Davon profitiere ich jetzt. Ich streife mir die Kopfhörer über und höre den **Soldatensender**. Es dauert gar nicht lange, da klingt es in der Muschel: Das Lied von **Lili Marleen!** Du gute **Lale Andersen**, wie vielen Tausenden von deutschen Soldaten an den eisigen Fronten Russlands hast Du mit diesem Lied etwas Wärme und Freude ins Herz gesungen!

Noch ein Problem: Die stillen Örtchen liegen am Ende der Gärten, ca. 25 bis 30 Meter vom Haus entfernt. Dahin müsste man jetzt durch eine zwei bis drei Meter hohe Schneedecke. Aber das nützte nichts. Die Häuschen sind ebenfalls unter Schnee begraben.

Eine Russin kommt weinend zu mir und klagt, dass ein Soldat, der Durchfall hat, sein Geschäft in ihrem Kuhstall erledigt hat. Sie fürchtet, dass ihre Kuh, ihr ganzer Reichtum, sich infizieren könnte. Da die Kuh – wie sehr oft in russischen Dörfern – unter demselben Dach in dem kleinen Haus steht, kann man sich die Luft darin vorstellen. Ich gehe mit ihr, begucke mir die Schweinerei und schnauze den Landser an. Aber wohin sollte er schließlich in seiner drängenden Eile?

07.02.1942. Endlich hat der Schneesturm ausgetobt. Als ich am elften Tag morgens aus dem Fenster sehe, blicke ich in einen klaren, tiefblauen Himmel. Unsere Dorfstraße ist nicht wiederzuerkennen. Der Sturm hat die Schneemassen zwischen den Häusern hindurch quer über die Straße geweht, so dass die fast drei Meter hohen Schneewälle in regelmäßigen Abständen quer über der Straße liegen und die Sicht und den Verkehr sperren. Fahrzeugverkehr ist unmöglich. Wer aber zu Fuß die Dorfstraße begehen will, muss hügelab und hügelab klettern wie bei einer Berg- und Talbahn, denn im Schutz der Häuser liegt der Schnee keinen Meter hoch. Wie ich nun einmal so durch die Straße woge und gerade auf dem Kamm einer Schneewehe stehe, sehe ich unter mir neben einem Haus ein Mädchen hocken. Wir erblicken uns gleichzeitig. Da steht sie schnell auf, lässt laut lachend ihre Röcke herunter und verschwindet im Haus. Der hohe Schnee schafft also nicht nur schwierige, sondern auch pikante Situationen.

Mitte Januar.¹⁹⁴ Es ist fast windstill, aber schneidender Frost. Wir messen minus 43 Grad.¹⁹⁵ Russischer Winter!

Die sechs Kilometer breite Ebene zwischen Rai Gorodok und Nikolajewka ist eine unbewachte, offene Lücke in unserer Front. Dass der Gegner dies auszunutzen versucht, ist allen Führungsstellen klar. Eines Tages glaube ich den Beweis dafür zu haben, dass mein Kurierweg von russischen Meldegängern benutzt wird. Als ich nämlich wieder einmal in gemütlichem Trab mit dem Schlitten nach Rai Gorodok fuhr, tauchte ein Hund auf. Er kam aus Richtung Slawjansk und lief zügig und zielstrebig dem Waldrand – den russischen Stellungen – zu. Er wollte einige hundert Meter vor uns den Weg überqueren. Ich ließ die Pferde angaloppieren, um ihm den Weg abzuschneiden. Als der Hund das merkte, bog er ab und versuchte, unseren Schlitten in großem Bogen von hinten zu umgehen, wobei er seine Geschwindigkeit erhöhte. Das war verdächtig. Ich ließ den Schlitten wenden und fuhr zurück. Aber der Köter war schneller und sauste knapp hundert Meter vor uns über den Weg – Richtung russische Front! Ich riss meine MPi von der Schulter und feuerte ihm einige Garben hinterher, ohne zu treffen. In Rai Gorodok meldete ich dann meine Beobachtung. Später sollen – ich habe es nur vom Hörensagen – alle Hunde in Rai Gorodok erschossen worden sein.

¹⁹⁴ Dieser und die folgenden Absätze gehören in die Mitte des Januar 1942.

¹⁹⁵ KTB 257. I.D. meldet –30 °C für den 18., noch etwas kälter für den 19. (NARA T-315 Roll 1804 Frame 000757/58), –35 °C für den 22. und 23.01. (000766/69), KTB OKW 1942 (S. 250) –41°C für den 23.

Jedenfalls soll die Ebene von jetzt ab besser überwacht werden. Ich erhalte den Auftrag, mit einem **Pendelspähtrupp** während der Nacht diese Lücke zu beobachten und zu sichern, soweit das möglich ist. Man stellt mir sechs Mann (aus Mannschaftsmangel nur Fahrer und ältere Jahrgänge), und mit diesen breche ich bei Einbruch der Dunkelheit auf.¹⁹⁶ Der Weg ist durch den 10-tägigen Schneesturm verweht, aber wir können uns an den Telegrafmasten entlang tasten. Später verlasse ich die Straße, um direkt auf das Dorf zuzusteuern. Zwar hat der jagende Sturm auf dieser Ebene weite Flächen abgefegt, aber der Schnee liegt immer noch so hoch, dass wir mühsam hindurchstapfen müssen.

Ganz plötzlich fängt es wieder an zu schneien und zu stürmen. Bald müssen wir uns gegen heftiges Schneetreiben vorwärts arbeiten. Ich treibe zur Eile an, denn wenn wir jetzt die Orientierung verlieren, wird es gefährlich. Der eiskalte Wind peitscht mir den Schnee ins Gesicht. Die ersten Flocken schmelzen noch durch die Körperwärme, aber der schneidende Wind lässt sie wieder gefrieren. Sie verkleben meine Augen. Der Schnee sickert allmählich in die Stiefel und beginnt, die Strümpfe zu durchnässen.

Wir kämpfen uns weiter auf das Dorf zu. Meiner Schätzung nach müssten wir schon so nahe sein, dass man unter Umständen etwas hören könnte. Ich lasse halten und lausche. Es ist hoffnungslos. Der heulende Wind erstickt jeden Laut, und der wirbelnde Schnee verdeckt jede Sicht. Aber es kann nicht mehr weit sein.

Plötzlich stutze ich und bleibe stehen: Vor mir ragt ein sowjetisches Bajonett und ein erstarrter Arm aus dem Schnee. Wahrscheinlich hat sich ein russischer Spähtrupp zu nah an den Ortsrand gewagt und ist ins deutsche Abwehrfeuer geraten. Wir gehen weiter. Da liegt schon wieder ein russischer Brotbeutel, ein Koppel und eine Pelzmütze. Jetzt werde ich doch unsicher. Ich blicke im Kreis herum. Habe ich denn die Richtung verloren? Es ist beinahe nicht möglich. Ich bin den Weg oft genug gegangen. Also weiter. Durch ein Loch in dem Schneewirbel erkenne ich für Sekunden den Schatten der kleinen Brücke und des Bunkers, der erst kürzlich zur Sicherung der Brücke gebaut und mit zwölf Mann besetzt worden war. Sonderbar, dass uns bei unserer Annäherung kein Posten anruft. Es bleibt verdächtig still. Ich rufe und lausche – Stille. Wir gehen vorsichtig an den Bunker heran. Er ist leer! und zerstört! Ich sehe mit einem Blick, dass hier gekämpft worden ist. Aber warum weiß ich nichts davon? Ist das Bataillon in Nikolajewka davon nicht unterrichtet worden? Oder haben diese wiederum vergessen, es mitzuteilen, bevor ich losging? Jedenfalls war ein Angriff auf das Dorf erfolgt. War er gelungen? Sitzt etwa der Iwan im Dorf? Auf alle Fälle ist jetzt höchste Vorsicht geboten. Trotzdem muss ich versuchen, die Lage aufzuklären. Ich lasse die sechs Mann als Sicherung mit schussbereitem Gewehr an der Brücke in Stellung gehen, während ich selbst über die Brücke auf die ersten Häuser zugehe. Fünfzig Meter vor dem ersten Haus bleibe ich nochmal stehen, da kracht ein Schuss. Ich brülle durch den Sturm: „Nicht schießen!“ Aber ich bin nicht sicher, ob mich bei diesem Sturm überhaupt jemand hört. Gleichzeitig geht mir die Frage durch den Kopf, warum der deutsche Posten überhaupt auf uns schießt. Die Posten müssen doch davon unterrichtet sein, dass ein eigener Spähtrupp im Gelände ist und heute nacht hier bei der Brücke ankommt. Das ist doch alte Ausbildungsregel. Ein deutscher Posten müsste das wissen. Also ist der Schütze ein Russe? Oder hat man auch hier versäumt, die Posten von meiner Ankunft zu unterrichten? Aber so viel Versäumnisse auf einmal gibt es ja gar nicht!

Jedenfalls wird auf uns geschossen, und ich habe keine Lust, fünfzig Meter vor den Linien als Zielscheibe zu stehen. Inzwischen hat der Schuss die Front alarmiert. Schon fallen weitere Schüsse von allen Seiten. Ich laufe über die Brücke zurück. Das Feuer steigert sich. Das erste MG setzt ein und jagt seine Garben über uns hinweg. Es ist ein deutsches MG, aber vielleicht haben es die Russen erbeutet. Wir hasten und stolpern durch den tiefen Schnee zurück. Zweihundert Meter ist der feuerspeiende Dorfrand entfernt. In einem wahren Kugelregen keuchen wir davon. Zischend und pfeifend, singend und surrend fliegen die Geschosse um uns herum oder klatschen mit dumpfem Puff in den Schnee. Wie gut, dass es Nacht ist. Dunkelheit und Schneetreiben legen einen schützenden Schleier zwischen uns und die knatternde Schützenlinie, von der wir uns immer weiter entfernen. Dann bleiben wir erschöpft und schwer atmend stehen. Niemand ist verletzt. Sie haben schlecht geschossen, die Kameraden vom eigenen Bataillon! Wir treten den Rückweg an.

Als ich dem Bataillonsführer in Nikolajewka Meldung mache, zeigt er sich sehr erstaunt. Ihm war von dem Angriff auf Rai Gorodok nichts bekannt. Da die telefonische Verbindung über die Nahtstelle

¹⁹⁶ vom Wetter her wohl am am 28.01.1942; der Schneesturm hatte allerdings am 27. gerade erst begonnen.

umständlich ist, hat er seit Tagen keine genaue Kenntnis von der Lage beim Nachbarn. Und bei dem Schneesturm konnte ich natürlich auch nicht hinüber. Er lässt nun noch einmal die Verbindung zu meinem Regiment herstellen und erfährt, dass ein sowjetischer Angriff auf Rai Gorodok stattgefunden hat, dass der Ort aber in deutscher Hand ist.

Am nächsten Morgen¹⁹⁷ gehe ich also mit denselben Leuten noch einmal los. Dieser Pendelspähtrupp soll ja in Zukunft regelmäßig laufen, und ich will die Leute ordentlich einweisen. Unsere Bekleidung war über Nacht wieder halbwegs getrocknet. (Als ich gestern abend meine Strümpfe ausziehen wollte, waren sie an den Stiefeln festgefroren.) Heute trage ich sogar Tarnbekleidung. Der Bataillonsarzt hat mir freundlicherweise seinen weißen Arztkittel angeboten, den ich nun als Tarnmantel trage.

Wir haben die Obstplantage bei Nikolajewka bereits durchquert und befinden uns in der freien Ebene auf der „Straße“ nach Rai Gorodok. Es ist kalt. Der Himmel ist stahlblau und die Luft kristallklar. Man kann ungeheuer weit sehen. Da brausen plötzlich drei sowjetische Jagdflieger heran. Die Maschinen jagen im Tiefflug die Straße entlang. Ich „erstarrte“ auf der Stelle, und die Landser ducken sich hinter eine Telegrafenanlage. In Sekundenschnelle sind sie über uns hinweggebraust. Sie haben uns nicht bemerkt. Das ist fast unbegreiflich, aber man weiß, wie schwierig es ist, bei solchen Geschwindigkeiten auf der Erde etwas zu erkennen. Dennoch wollte ich meine Männer nicht gefährden, falls die Jäger noch einmal zurückkommen. Ich stieg in einen der leeren Bunker an der Straße, von dem ich aus einer früheren Untersuchung wusste, dass er noch einen Telefonanschluss hat, und rief den Adjutanten meines Bataillons in Rai Gorodok an. Ich war ja in meinem weißen Mantel fast unsichtbar, aber die Männer waren in ihren grünen Mänteln auf dem weißen Schnee deutlich zu sehen. Der Adjutant fing an zu toben, warf mir indirekt Feigheit vor und wollte meinen Vorschlag nicht hören. Also marschierte ich wieder los und erreichte das Dorf unbehelligt. Bei der Begrüßung war der Adjutant wieder katzenfreundlich. Es fiel kein Wort mehr über die Sache.

Auch dieser Adjutant war aktiver Zwölfender. In Jasło war der ehrgeizige Kamerad noch Oberfeldwebel. Wir trafen uns dort jeden Tag zum Mittagessen im Kasino. Er konnte mich nie leiden.

Ich suche nun den Kompanieführer der Kompanie auf, die in der vergangenen Nacht so wild auf mich geschossen hatte. Zu meinem Erstaunen ist es der Oberschlesier, mein alter Quartierskamerad aus Męcinka. Damals war er noch Oberfeldwebel. Auch er ist ehemaliger Zwölfender, wurde inzwischen zum Leutnant befördert und führt jetzt eine Schützenkompanie. Er wollte sich totlachen, als er hörte, dass seine ganze Kompanie auf mich geschossen hatte.

Von ihm erfuhr ich nun folgendes über den kürzlich erfolgten Angriff¹⁹⁸: Ein ganzes sowjetisches Bataillon hatte sich im Schutz des nächtlichen Schneetreibens (das war wieder typisch russisch!) über die kilometerbreite Ebene an den Ort herangepircht. Fünfhundert Rotarmisten näherten sich dem ahnungslos schlafenden Dorf. Ein Teil von ihnen robbt, Mann hinter Mann, unter größter Anstrengung in einem rund einen halben Meter tiefen, schneegefüllten Graben heran, der in der Nähe der Brücke und des Bunkers in den Torez mündet. Unter dem Schutz des nun schlagartig einsetzenden russischen Artillerie- und (*Granat-*) Werferfeuers läuft diese Gruppe, durch die Uferböschung geschützt, zu dem Bunker, überfällt die ahnungslose Besatzung von hinten und metzelt sie nieder. Gleichzeitig stürmt die Masse des Bataillons über das Eis des zugefrorenen Torez und dringt in die erste Häuserreihe ein. Weiter kamen sie aber nicht. Die Deutschen waren nur über die Straße in die Häuser auf der anderen Straßenseite gesprungen und hatten sich dort festgesetzt. Inzwischen war es hell geworden. Sobald sich nun ein Iwan am Fenster zeigte oder gar über die Straße springen wollte, brach er getroffen zusammen. Am übelsten erging es denen, die noch vor dem Dorf im Schnee lagen wie auf dem Tablett. Unsere Landser schossen aus allen Häusern und Winkeln auf diese Zielscheiben. Einer nach dem andern zuckte getroffen zusammen und hauchte seine Seele in die eiskalte Luft. Selbst die Uferböschung bot keinen Schutz mehr, seit unsere Granatwerfer (mein Zug!) ihre Granaten auf das Eis knallten. Nach schwersten blutigen Verlusten zogen sich die Reste des sowjetischen Bataillons zurück, nur wesentlich schneller, als sie gekommen waren.

Dieser sowjetische Angriff hat wieder drei bemerkenswerte Tatsachen gezeigt:

¹⁹⁷ vom Ablauf und Wetter her am 29., jedoch am 29. keine Fliegertätigkeit, nur am 30.01.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 0000104/111)

¹⁹⁸ am 27.01.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000062/124), dem ersten Tag des Schneetreibens (Roll 1804 Frame 000774)

- 1.) Der Russe greift oft bei schlechtestem Wetter an, weil er dann von uns weder erwartet, noch – bei Schneetreiben – rechtzeitig erkannt wird.
- 2.) Der Russe kann unglaublich hohe körperliche Belastungen ertragen. Dieses gesunde Volk besitzt eine körperliche und seelische Leidensfähigkeit, die es befähigt, solche schweren Belastungen zu ertragen (wenn auch zuweilen nicht ohne lautes Klagen).
- 3.) Der erkennt und nutzt auch den unscheinbarsten Geländevorteil. Ein Instinkt, der uns oft schon fehlt.
- 4.) Die deutschen Wachposten sind zu sorglos und unaufmerksam.

Ich sehe mir das Kampfgebiet einmal an. Nach dem Gefecht hatte man die im Dorf gefallenen Iwans zusammengetragen und auf der Dorfstraße aufgestapelt. Ich stehe vor einem Berg von 95 toten und steinhart gefrorenen Russen. Mindestens ebenso viele liegen noch vor dem Dorf draußen in der Ebene, wo sie als dunkle Punkte zu erkennen sind. Die Eingeschneiten wird man erst im Frühjahr wiederfinden. Alle Toten zu bergen, war bisher noch nicht möglich. Den auf der Dorfstraße Aufgestapelten fehlten zum Teil schon Bekleidungsstücke. Die Dorfbewohner hatten sich das noch Brauchbare geholt. Vor allem hatten sie es auf Filzstiefel¹⁹⁹ abgesehen. Sie hatten sie den Toten von den Füßen gezogen, wobei manchmal die gefrorenen glasspröden Füße abbrachen und im Stiefel steckenblieben. Der Anblick dieses Berges von toten Gegnern lässt mich völlig kalt. Nur der Gedanke an die armen Mütter der Gefallenen erfüllt mich mit leisem Mitgefühl.

Die Panne bei meinem Spähtrupp hatte noch einige Nachwirkungen, von denen ich zu meiner Empörung erst später erfuhr. Die Schuld an dieser Panne lag bei meinem Bataillon, genauer gesagt bei dem schon erwähnten Adjutanten. Er hat

- 1.) weder mich noch das Nachbar-Bataillon von dem Angriff auf Rai Gorodok unterrichtet, so dass ich bei meiner Ankunft vor dem Dorf eine mir völlig unbekannt Situation antraf.
- 2.) hat er die Front am Ortseingang von Rai Gorodok von meinem Kommen überhaupt nicht unterrichtet. Dabei ist es eine Grundregel, dass die Front genau darüber informiert sein muss, wann und wo ein eigener Spähtrupp im Gelände ist und wann und an welcher Stelle er zurückkommen wird. Da die Posten also ahnungslos waren, mussten sie mich für einen Feind halten. Da die Posten infolge des russischen Angriffs vor ein paar Tagen außerdem noch etwas nervös waren, hatten sie etwas voreilig geschossen. Das hat der Posten auch zugegeben. Auf die Vorhaltung, dass ich ihn doch angerufen hätte, antwortete er, er habe mich für einen deutsch sprechenden Russen gehalten, und er habe geschossen, weil ich auf seinen Anruf nicht geantwortet hätte. Das konnte ich aber nicht, weil ich den Anruf bei dem heulenden Sturm, den ich im Rücken hatte, nicht hören konnte, während er meinen Ruf, der mit dem Wind ging, gut verstanden hat.

Die ganze Affäre geht also in der Hauptsache auf das Schuldkonto des Adjutanten, der zwei schwere Unterlassungssünden begangen hat. Daneben auf die Nervosität des Postens und schließlich auf das Sturmwetter. Aber der Adjutant hat, um seine Fehler zu vertuschen, den Spieß umgedreht und mir den Vorwurf ungeschickten Verhaltens gemacht. Als mir später nach einem Gespräch mit dem Regimentskommandeur wegen der Meldung des Adjutanten die Zusammenhänge klar wurden, war es zu spät. Den letzten beißen die Hunde. Das war schon immer so. Aber der Regimentskommandeur hat sich sehr nobel verhalten.

Ich war mein ganzes Leben lang, bis heute, immer viel zu bescheiden, harmlos und zuweilen geradezu naiv. Ich habe mich niemals nach Beförderungen gedrängt. Ich habe die „Obrigkeit“ respektiert und auf ihre Tüchtigkeit, Gerechtigkeit und Anständigkeit vertraut. Und erst viel später, in der Gefangenschaft und nach dem Krieg, habe ich erfahren, was sich so alles hinter den Kulissen an Intrigen und Schiebungen abgespielt hat.

Ich bin wieder in Nikolajewka. Im Dorf ist ein Russenbengel festgenommen worden, der Spitzeldienste für die Bolschewisten geleistet hat. Am nächsten Tag sollte er abtransportiert werden. Für die letzte Nacht übergab man ihn einer Wache. Diese ließ den Jungen in typisch deutscher Vertrauensseligkeit bei den Russen in der Küche ihres Quartiers schlafen, während sie selbst im Wohnzimmer blieben. Hier legte sich der eine Landser dann abends zur Ruhe nieder, während der zweite als Posten vor der Haustür blieb. Der Partisanenbengel wartete, bis alles schlief, schlich dann

¹⁹⁹ sicher die üblichen **Wálinki**, sohlenlose Filzstiefel (diesen Begriff hat der Autor auf einem beigelegten Zettel notiert)

mit einem Küchenbeil in die Wohnstube und erschlug den schlafenden Landser. Dann ging er vor die Haustür und versetzte dem Posten einen lebensgefährlichen Schlag auf den Kopf. Dann floh er.

Die russischen Partisanen haben sehr oft Kinder als Spitzel benutzt, weil wir vertrauensseligen Deutschen anfangs nie auf den Gedanken kamen, Kinder zu verdächtigen. Die liebenswerte Eigenschaft der Vertrauensseligkeit kann im Krieg tödlich sein. Vertrauensseligkeit, Schwatzhaftigkeit und mangelnde Wachsamkeit haben Tausenden von deutschen Soldaten das Leben gekostet. Dafür gibt es zahllose Beispiele.

Einige Wochen später bestätigten gefangene Rotarmisten, dass der Junge die russische Front erreicht und dort von seiner Tat berichtet hatte. Er hatte nur gewaltig übertrieben und von sieben erschlagenen Deutschen erzählt.

Heute nacht erwache ich plötzlich. Mein Bett steht mit dem Kopfende an der Wand zur Straße. Von dort dringt ein jammervolles Stöhnen herein. An den Geräuschen erkenne ich, dass draußen ein Schlitten steht, der zum Schutz gegen Wind und Kälte dicht an die Hauswand herangefahren ist. Er kommt von vorn und hat einen Schwerverwundeten mitgebracht. Obgleich der Verwundete nur halblaut stöhnt, höre ich in der stillen Winternacht jedes Wort. Gequält presst er abgerissene Worte und Sätze heraus. „Kameraden, Kameraden!“ ächzt er immer wieder. Er hat einen Lungenschuss. Das leise Klirren des Schlittengeschirrs verwischt manchmal seine Worte, dann wieder dringt das schmerzgequälte Ächzen an mein Ohr. Das ganze Grauen des Krieges liegt in dieser zitternden Stimme. Dann höre ich erlöst, wie der Schlitten abfährt, zum Arzt in einem der Nachbarhäuser.

Die Bolschewisten haben im bisherigen Verlauf des Winters den Donez an mehreren Stellen überschritten und versuchen, ihre Brückenköpfe zu erweitern. Auch meine eigene Bärendivision hat sich bereits an vielen Stellen vom Fluss abgesetzt. An anderen Punkten toben noch erbitterte Kämpfe um einzelne Dörfer am Fluss. Hier bei der Pferdekopfdivision hält die Front vor Nikolajewka, die ebenfalls am Donez entlangläuft, zur Zeit noch stand. Aber rechts von uns sind die Roten weit über den Fluss hinaus vorgedrungen. Sie stehen schon vor unserem rechten Nachbardorf *Rai-Alexandrowka*²⁰⁰.

Rai-Alexandrowka aber hält. Wochenlang toben hier schon erbitterte Kämpfe. Oft dringt nachts das dumpfe Grollen des Artilleriekampfes zu uns herüber, und am Himmel steht dann immer der rote Feuerschein brennender Häuser. In zähem Ringen haben sich die Russen hier an den Ort herangewühlt. Sie kommen durch eine Schlucht, die sich bis unmittelbar an die ersten Häuser heranzieht. Hier haben sie ihre Bunker in die Seitenwände der Balka hineingegraben und sind nur mit Artillerie und Granatwerfern zu fassen, und selbst das nur mit ungenügendem Erfolg. Um dieser ewigen Bedrohung ein Ende zu machen, wurde ein Angriff in Bataillonsstärke geplant. Da aber hierfür nicht genügend Reserven vorhanden waren, mussten die notwendigen Kompanien auch von anderen Fronabschnitten abgezogen werden. Das bedeutete, dass man auch vor Nikolajewka die Donezfront aufgeben und die beiden Dörfer am Flussufer, die noch in unserer Hand waren, aufgeben mussten. In der letzten Nacht wurde der Räumungsbefehl gegeben. Auch die völlig überraschte Zivilbevölkerung wurde gezwungen, mit den Deutschen zurückzugehen. Das war sonst nie üblich, aber in diesem Fall hielt man es für notwendig, weil man die Dörfer nach der Räumung anzünden wollte, um sie nicht unversehrt in russische Hände fallen zu lassen. Die armen Leute hatten kaum noch Zeit, ihre allerwendigsten Sachen zusammenzuraffen und mitzunehmen. Ich stand am Dorfrand von Nikolajewka, als sie in dunkler Nacht hier ankamen. Mit Bündeln und einigem Gerät beladen, stapfen sie durch den hohen Schnee ins Dorf hinein. Die Männer stumm und schweigend, die Frauen aber stöhnen und jammern leise vor sich hin „Oh Боже, ми Боже!“²⁰¹, Oh Gott, mein Gott! Sie tun mir leid. Diese Vertreibung ist völlig sinnlos und der sicherste Weg, sich diese Leute zu Feinden zu machen. Als ich die Männer so schweigend an mir vorübergehen sah, war mein einziger Gedanke: Das

²⁰⁰ Der Autor nennt den Ort Makarowka, weiter unten auch Makejwka, und versieht ihn dort vorsichtshalber mit einem Fragezeichen. Orte mit diesen Namen gibt es aber im näheren Umkreis nicht. Es handelt sich wohl um einen Lesefehler in seinem *klein geschriebenen Manuskript*. Gemäß der Lage des Ortes im Vergleich mit der *Lagekarte* und der *Topographie im Vergleich der Beschreibung auf Seite 109* mit der *Heereskarte "Russland 1:100.000"* kommt am ehesten Rai-Alexandrowka (heute Rai-Alexandriwka) in Betracht. – In dieser Gegend fanden vor allem am 21.01. und 16.02.1942 bemerkenswerte Angriffe statt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000033/274 ff).

²⁰¹ О боже, боже мій! Der Autor hat tatsächlich den kyrillischen Buchstaben ж für „J wie in Journal“ handschriftlich in seinen Schreibmaschinentext eingesetzt.

werden alles Partisanen! Außerdem stellte sich bald heraus, dass das Abbrennen der Dörfer in der Eile so oberflächlich erfolgt war, dass sich die Russen in den Ruinen noch bequem einrichten konnten.

In einem dieser Dörfer war kürzlich noch Folgendes geschehen: Während eines russischen Feuerüberfalles waren die Zivilisten in die Keller gekrochen. Diesen günstigen Augenblick benutzte ein Feldwebel, um in den Viehstall zu springen und ein Ferkel zu schlachten. Das Quieken des Schweinchens war in dem Getöse der Granateinschläge untergegangen.

Der deutsche Angriff gegen die Schlucht im Nachbardorf erfolgte mit Unterstützung von Panzern und Sturmgeschützen. Den ganzen Tag über grollt der Donner der Abschüsse und Einschläge zu uns herüber, und nachts rötet sich der Himmel von der Glut der brennenden Häuser. Dennoch bleibt der Angriff nach gutem Anfangserfolg stecken. Wir haben uns nur etwas Luft gemacht. Hier hat der Russe wieder einmal gezeigt, wie unvorstellbar zäh er in der Verteidigung kämpfen kann.

Ich glaube, unsere politische Führung hat sich schwer getäuscht. Schon im Herbst hatte Göbbels, der nachgedunkelte Schrumpfergermane, in Berlin in die Öffentlichkeit posaunt, dass der Russlandfeldzug noch vor Einbruch des Winters beendet sein würde. Man schien es wirklich geglaubt zu haben, denn man hat keinerlei Vorkehrungen für einen Winterkrieg getroffen.²⁰² Wir tragen immer noch unsere Sommerbekleidung mit den dünnen grünen Mänteln, und das schon seit Wochen bei Minustemperaturen bis unter 40 Grad! Nach dem kräfteraubenden Vormarsch in der sommerlichen Gluthitze werden wir jetzt auf Polartemperaturen dressiert. Du armer, tapferer, geduldiger deutscher Landser. Für deine bewunderungswürdigen Leistungen hättest du ein besseres Schicksal verdient!

Schon seit Wochen beobachten wir starke sowjetische Truppenkonzentrationen. Anfang Januar²⁰³ verdichten sich die Anzeichen für einen russischen Großangriff: Verstärkter Funkverkehr, Luftaufklärung, Eisenbahn- und Fahrzeugverkehr. Mitte Januar stehen allein unserer Division fünf bis sechs sowjetische Schützendivisionen²⁰⁴ und zwei Heeresartillerie-Regimenter gegenüber. Seit wir im Herbst den Donez erreicht hatten, haben die örtlichen Kämpfe und Scharmützel nie aufgehört. Im Gegenteil, der russische Druck ist eigentlich immer stärker geworden, und an mehreren Stellen sind die Sowjets schon über den Donez vorgedrungen und haben stellenweise beachtlichen Geländegewinn erzielt.

Heute, am 18.1.42, ist die Rote Armee zu dem erwarteten **Großangriff** angetreten. Ich bin gerade in Rai Gorodok und kann von hier aus einen russischen Angriff beobachten, der an unserem Dorf vorbei, d. h. an der Nordseite vorbei über eine weite, verschneite Fläche auf **Karpowka** zustößt, mit dem Ziel, über dieses Dorf nach **Slawjansk-Kurorty** vorzustoßen und in die Stadt einzudringen. Der Angriff ist schon nach kurzer Zeit von unserer Artillerie zerschlagen. Die rote Infanterie liegt fest. Nur selten wagt noch einer einen kurzen Sprung nach vorn. Die meisten liegen als dunkle Punkte auf dem Schnee, in den sie sich einzugraben versuchen.

Unsere Artillerie schießt nur noch träge. Von Zeit zu Zeit spritzt noch hier und da eine Fontäne dunkler Erde aus dem weißen Schnee, aber es gibt kein lohnendes Ziel mehr. Nichts regt sich. Der Angriff hatte im Morgengrauen begonnen. Jetzt ist es Mittag. Den Kerlen da draußen wird es kalt werden, denn das Thermometer zeigt immerhin 28 Grad Kälte. Vier Stunden später sinkt die Sonne unter den Horizont. Es ist noch kälter geworden. Die Artillerie hat ihr Feuer längst eingestellt. Es wird dunkel und nun sieht man hier und da einen Iwan zurücklaufen. Viele sind es nicht mehr. Die anderen bleiben als kleine dunkle Häufchen im Schnee liegen. Erschossen oder erfroren.

Dieser Angriff gehört zusammen mit dem kürzlich erfolgten Angriff auf Rai Gorodok und den Kämpfen bei *Rai-Alexandrowka* zu dem russischen Gesamtplan des Großangriffs. An unseren Abschnitten wurden sie abgeschlagen, anderswo waren die Russen erfolgreicher. Insgesamt ist unsere Lage nicht rosig.

Wie schon erwähnt, besteht seit längerer Zeit der dringende Verdacht, dass durch die sechs Kilometer breite Lücke zwischen Rai Gorodok und Nikolajewka ein lebhafter Partisanenverkehr läuft. Meine damalige Meldung hatte den Verdacht verstärkt, und jetzt wurde er durch die Aussagen einiger in

²⁰² Eine Weisung Hitlers, angeblich um das Heer zu zwingen, den Feldzug bis zum Wintereinbruch erfolgreich zu beenden. Für die Luftwaffe hatte Erhard Milch in weiser Voraussicht und unter Umgehung dieser Weisung Winterbekleidung einschl. Pelzmäntel beschafft. (David Irving: *Die Tragödie der deutschen Luftwaffe*. Neuer Kaiser-Verlag, Klagenfurt 1970, S. 179 f.)

²⁰³ Dieser und die folgenden Absätze gehören an den Anfang des Januar 1942.

²⁰⁴ gem. OKW-Lagekarte allerdings nur Teile der 270., die 255. und die 335. S.D.

Slawjansk verhafteter Mittelsmänner erhärtet. Daraufhin hat man sich endlich entschlossen, die verlassenem Bunker wieder zu besetzen, und zwar Anfang *Februar*²⁰⁵. An der Stelle, wo seinerzeit der Hund die Straße überqueren wollte, hat man zusätzlich einen weiteren Bunker gebaut und mit einer starken Feldwache belegt. Und schon in der ersten Nacht hat diese Wache eine zwölf Personen starke Partisanengruppe abgefangen, darunter zwei Frauen. Sie wurden in Rai Gorodok beim Bataillon verhört, d. h. man wollte sie verhören, aber sie schwiegen eisern. Eine der Frauen wollte mal austreten, und man führte sie aus dem Haus. Kaum war sie draußen, rannte sie wie ein Wiesel davon. Aber der Posten war schneller und schoss hinterher. Mit einem Beckenschuß brach sie zusammen.

Seit einigen Tagen bin ich wieder in Nikolajewka. Morgen fährt ein Schlitten nach Slawjansk, um Besorgungen für das Regiment zu machen. Ich benutze die Gelegenheit, mich anzuschließen, um beim Tross meines Bataillons in Slawjansk an mein dort befindliches Gepäck zu kommen. Dem Regiment ist das auch recht, weil der Fahrer dann nicht allein zu fahren braucht. Die Wege sind ja nicht mehr allzu sicher. Am nächsten Morgen steht der Schlitten und mein Reitpferd vor der Stabsunterkunft bereit. Es ist wieder bitterkalt, 35 bis 40 Grad minus. Wir verlassen das Dorf, erklimmen den recht steilen Talhang und folgen dem Weg, der hier oben über die kahle, etwas hügelige Hochfläche in die froststarrende Landschaft hineinführt. Ein eisiger Wind bläst uns die grimmige Kälte ins Gesicht und durch die Kleidung, dass ich den kalten Zug bis auf die Haut spüre. Mein dünner grüner Uniformmantel ist dieser beißenden Kälte nicht gewachsen. Mir ist, als hätte ich kaum etwas an. Der Wind zerschneidet mir das Gesicht. Ich halte mir meinen kleinen Pelzkragen vor das Gesicht. Dieses Krägelchen ist ein Weihnachtsgeschenk von Trude, meiner sehr wohlhabenden Ferienfreundin auf Juist, deren Mann ein höheres Tier in der politischen Szene oder SS gewesen sein muss. Wir haben kaum von ihm gesprochen.

Die staatlichen Maßnahmen zur Versorgung der Truppe mit Winterbekleidung waren viel zu spät angelaufen. So wandte man sich wieder einmal schnell an das Volk und rief dazu auf, Winterbekleidung für die tapferen Frontsoldaten zu spenden. Unsere braven Frauen und Mütter taten, was sie konnten, aber inzwischen hatten sich Tausende von Frontsoldaten schwere Erfrierungen zugezogen. Außerdem war ein Großteil der guten Pelze und Wintermäntel gar nicht bis an die Front gelangt. Sie sind schon weiter hinten hängengeblieben. Aber wir waren sehr froh, dass nun unsere Etappenschweine nicht zu frieren brauchten, wenn sie aus ihrem warmen Quartier ausnahmsweise mal auf die kalte Straße mussten, um ihr Mädchen im Nachbarhaus zu besuchen oder eine Flasche Kognac aus der Kantine zu holen.

Mit solchen erwärmenden Gedanken ritt ich durch die eisstarrende Landschaft. Bald aber werden meine Füße so eiskalt, dass ich absitze und zu Fuß weiterlaufe. Der Fahrer tut dasselbe. Wir erfrieren uns sonst die Füße. Einmal machen wir einen kurzen Halt, weil ich eine notwendige kleine Verrichtung vornehmen muss. Ich ziehe meine Handschuhe aus. Das ist gefährlich, aber unerlässlich. Und binnen einer halben Minute – länger dauert es ja nicht – waren meine Finger derart steif gefroren, dass ich sie kaum noch bewegen konnte. Ich konnte auch die Knöpfe nicht mehr schließen, und nur mit Mühe schiebe ich die Handschuhe wieder über die erstarrten Finger. Auf dem weiteren Weg kroch mir nun die Kälte durch die offenen Kleiderspalten, dass ich froh war, als wir nach einer weiteren Stunde das Weichbild der Stadt vor uns sahen.

In der Stadt suche ich die Quartiere unseres Trosses auf. Ich werde drei Tage hier bleiben und bei Fritz Schulz schlafen. Fritzens Quartierwirtin ist eine Frau von Mitte Fünfzig und stammt noch aus der alten russischen Bürgerschicht. Ihre Wohnungseinrichtung ist entsprechend, mit Spitzendeckchen und Nippsachen. Das Haus ist eines der üblichen Holzbauten. Als sie hört, dass ich drei Tage bei ihr wohnen werde, ordnet sie erst einmal eine Körperwäsche für mich an. Während ich meinen Oberkörper freimachen muss, setzt sie eine Schüssel mit warmem Wasser auf einen Stuhl und wäscht mir dann mit einem Schwamm den Rücken ab. Nach dieser mehr symbolischen als wirksamen Prozedur bin ich in die Hausgemeinschaft aufgenommen. Fritz hat alles lachend verfolgt, aber ich merke bald, dass unser preußischer Spieß bei dieser resoluten Dame auch nichts zu sagen hat. Er ist das gehorsame und gleichzeitig verwöhnte Kind dieser guten russischen Mutter.

Fritz hat zwei Betten in seinem Zimmer, und so schlafen wir zusammen. Ich liege in einem richtigen Bett mit Federmatratze, Kopfkissen und Deckbett. Wir haben das Licht gelöscht, liegen im dunklen Zimmer und erzählen uns gegenseitig unsere Erlebnisse aus letzter Zeit, unsere persönlichen Sorgen

²⁰⁵ im Original „Anfang Januar“, die Episode „Pendelspähtrupp“ muss jedoch auf Ende Januar datiert werden.

und Alltagsrger. Wir sprechen von unseren Wünschen und Zukunftsplänen. Die Dunkelheit schafft eine gelöste Atmosphäre, und Fritz stellt ganz erfreut fest, dass wir in vielen Fragen gleicher Meinung sind, und dass dieses Gespräch erfreulich bereichernd und beglückend war.

Heute abend war ich mit Fritz im Nachbarhaus, wo wir eine Mutter mit Tochter besucht haben. Die Tochter ist hübsch wie eine Puppe. Wir tanzen mit beiden nach Grammophonmusik, bis es Zeit zum Nachhausegehen ist.

Heute geht es nach Nikolajewka zurück. Ich hatte mit dem Fahrer einen Treffpunkt am Stadtrand verabredet, von dem aus wir gemeinsam zurückfahren wollen. Es war ein Haus, das neben einer kleinen Brücke²⁰⁶ stand. In dem Haus war eine Brückenwache untergebracht. Es sind acht Landeschützen, ältere Leute, mit denen ich plaudernd zusammensitze, weil mein Fahrer noch nicht da ist. Bei der Unterhaltung mit diesen biedereren Männern merke ich, dass sie von der Kriegslage und vom Frontverlauf überhaupt keine Ahnung haben. Sie wissen nicht, dass Slawjansk von zwei Seiten eingeschlossen ist. Ich will sie nicht beunruhigen und sage nicht viel darüber.

Die bolschewistische Winteroffensive hat beachtliche Erfolge erzielt. Schon Ende Januar²⁰⁷ waren russische Truppen bei Isjum über den Donez gekommen und bis Barwenkowo und darüber hinaus vorgedrungen. Jetzt haben starke sowjetische Verbände diesen Einbruch erweitert. Sie haben die deutsche Front zwischen Charkow und Slawjansk auf einer Breite von 85 Kilometer durchbrochen und sind bereits 100 Kilometer tief in unser Hinterland vorgestoßen. Dabei haben sich die Fronten der Sowjets bis fast bis an den Stadtrand von Slawjansk herangeschoben. Unsere rückwärtigen Verbindungen, schon öfter bedroht, sind bereits mehrmals unterbrochen worden. Gleichzeitig ist es den Roten gelungen, auch unsere Stellungen am Donez an vielen Stellen zu durchbrechen und manche Dörfer einzukreisen. Im Osten ist die Front stellenweise nur zwei Kilometer vom Stadtrand entfernt. Im Norden verläuft sie auf einem Höhenzug, von dem aus man die ganze Stadt übersehen kann.

Slawjansk ist von drei Seiten eingekreist. Sowjetische Batterien schießen schon in die Stadt. Aber Slawjansk ist der südliche Eckpfeiler der deutschen Front, wie Charkow im Norden. Wenn Slawjansk fällt, bricht die Front auf breiter Linie zusammen. Die Stadt muss daher gehalten werden. Sie wird zur Festung erklärt²⁰⁸, erhält schwere Artillerie und weitere Truppenverstärkungen. In der Stadt stehen jetzt 21 Batterien aller Kaliber, und ihre Rohre zeigen nach allen Himmelsrichtungen, wie die Stachel eines Igels.

11.03.1942. Auch mein bisher in Rai Gorodok stationiertes Bataillon wird abgelöst und zur Verstärkung nach Slawjansk verlegt.²⁰⁹ Damit ist auch meine Tätigkeit als Verbindungsoffizier beendet, und ich kehre zum Bataillon zurück. Erst aber gehe ich zum Tross, um meine Ausrüstung zu vervollständigen. Dann verabschiede ich mich von Fritz und begeben mich zur 8./477. Die Kompanie liegt am südwestlichen Stadtrand in einem kleinen Dörfchen²¹⁰, das nur durch einen ca. ein Kilometer breiten Wiesengrund, einen Bachgrund, von der Stadt getrennt ist. Hier warten wir auf einen neuen Einsatz. Die Zivilbevölkerung ist freundlich.

Ich höre von einem neuen Skandal. Eines Nachts gab es Alarm bei einem unserer Bataillone. Eine russische Einheit sei durchgebrochen. In aller Eile bezieht eine Kompanie Stellung auf einem Höhenzug. Da stand sie nun mit 100 Mann in Erwartung des Russen. Die kahle Höhe bot keinerlei Schutz gegen den schneidenden Wind, der ihnen die Kälte durch die dünnen Mäntelchen bis in die Knochen blies. Sie trampelten pausenlos mit den Füßen im Schnee herum, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren. So stand die Kompanie die ganze Nacht, aber der Russe kam nicht. Und als die Kompanie morgens von der Höhe herunterstieg, waren von den 100 Mann noch 25 einsatzfähig. Die übrigen hatten mehr oder weniger schwere Erfrierungen erlitten.²¹¹ Es ist eine ganze Kompanie ohne einen Schuß kampfunfähig geworden, weil noch keine Winterbekleidung da ist. Hier büßen Soldaten – es ist ja nur ein Beispiel von Hunderten – mit ihrer Gesundheit für den himmelschreienden

²⁰⁶ Gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000494 f. gab es nur eine Brücke über den Terez, die „General-Sachs-Brücke“, erbaut von der 2. u. 3./Brückenbaubataillon 699 vom 4.12.41 bis 5.1.42; hier Fotos vom Bau.

²⁰⁷ im Original irrtümlich „vor Weihnachten“, es gab aber vor dem 18.01.1942 keinen Angriff auf Barwenkowo.

²⁰⁸ vgl. Äußerung GenOb Hoth am 12.04.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000851)

²⁰⁹ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000509, Roll 1804 Frame 000817

²¹⁰ wohl Andrejewka, wohin das Bataillon in der Nacht 10./11.03. verlegt wurde (Frame 000817/19)

²¹¹ Gemäß Funkspruch des II./I.R. 477 vom 14.03.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000546) gab es 13 Erfrierungen 3. Grades, 29 Erfrierungen 2. Grades und 19 Erfrierungen 1. Grades.

Dilettantismus unserer politischen Führer. Was wir bisher erhalten haben, waren **Pappwesten!** Sie bestanden buchstäblich aus vier Pappteilen, die lose und beweglich mit Fäden zusammengenäht waren. Als sie verteilt wurden, bewegten sich die Gefühle der Landser zwischen Hohn und Wut. Aber der brave deutsche Michel tat weiterhin in Zucht und Gehorsam seine Pflicht. Es ist eine schöne und notwendige Tugend, die auch die Größe des Reiches mitbegründet hat. Hier aber wird sie von einer unfähigen Führung überstrapaziert.

Jablonski, der Pferdeknecht und derzeitige Chef der 8. Kompanie, ist von meinem Erscheinen gar nicht begeistert. Er hat im Augenblick keine Zugführerstelle frei, und am liebsten wäre er mich sicher ganz losgeworden. Aber ich bin nun mal wieder da, und ich werde länger hierbleiben, als er.

Es geht wieder los. Unser Bataillon macht sich fertig zum Einsatz.

Etwa drei Kilometer westlich von unserem Dörfchen liegt, durch einen Bachgrund getrennt, das Dorf **Krassnoarmeisk**. Es ist ein langgezogenes Straßendorf, das von der Front durchschnitten wird wie eine lange Wurst in zwei Teile. Der von uns gehaltene Teil ist im Augenblick noch von einer abgekämpften österreichischen Einheit²¹² besetzt, die wir ablösen sollen.

An der Front tobt der Kampf um den Rest des von uns noch gehaltenen Dorfteiles. Krassnoarmeisk ist die letzte Bastion vor Slawjansk, das Einfallstor in die Stadt. Den größten Teil des Dorfes haben die Sowjets schon besetzt. Nur der Ortsteil, der sich wie ein Finger an der Straße nach Slawjansk vorschiebt, ist noch in unserer Hand. Es ist eine etwa ein Kilometer lange Straße, an der auf jeder Seite eine Häuserreihe entlangläuft. Und quer über diese Straße läuft die Front.

In pausenlosen, erbitterten Angriffen versuchen die Sowjets, auch diesen letzten Teil des Dorfes noch in ihre Hand zu bekommen. Sie haben den Vorteil, dass ihre auf den Höhen liegenden B-Stellen das ganze Tal und das Dorf einsehen, jede Bewegung beobachten und direkt beschießen können.

13.03.1942. Wir waren kaum in dem kleinen Dörfchen *Jasnaja Gorka*²¹³ angekommen, als es in Krassnoarmeisk schon wieder losstürmte. In unregelmäßigen Abständen, aber pausenlos donnern die Einschläge der Granaten. Die Explosionen rütteln die Erde und lassen die Luft vibrieren. Wir werden alarmiert und liegen zum Eingreifen bereit. Nach einer Stunde kommen die ersten Österreicher von vorn. Sie sind völlig demoralisiert und kopflos. Verwundete unter Schock und Fliehende können die Lage nicht objektiv beurteilen. Sie übertreiben. Aber das Kampfgetöse im Dorf macht ihre Schreckensberichte doch einigermaßen glaubhaft. Klar ist jedenfalls, dass die Russen einen neuen, wilden Vorstoß unternommen und die Front der schon stark angeschlagenen Österreicher ins Wanken gebracht haben. Sie beginnen, ihre Stellungen zu verlassen und auf der Dorfstraße zurückzulaufen. Das sehen natürlich die roten B-Stellen auf den Höhen, lenken ihr Artillerief Feuer auf die Dorfstraße und schmettern ihre Salven zwischen die Haufen der überhastet zurückflutenden Österreicher und Zivilisten. Wir nehmen uns der Verwundeten an, während die übrigen Österreicher wie die aufgeregten Hühner ziellos hin und her laufen. Dabei sind sie rasend nervös und empfindlich. Als unser Leutnant²¹⁴ in seiner schnoddrigen Art einem österreichischen Leutnant vorhielt, dass die Österreicher schlappe Kerle seien, bekam dieser einen hysterischen Wutanfall und wollte unseren Leutnant erschießen. Der aber erklärte kaltschnäuzig, wir würden ihnen mal zeigen, wie man es besser macht.

14.03.1942.²¹⁵ Jetzt kommt der Einsatzbefehl für unser Bataillon. Wir treten an und rücken kompanieweise der Front entgegen. Nachdem wir hinter dem Dörfchen *Jasnaja Gorka* einen schmalen Bachgrund mit steilen Hängen durchschritten haben, stehen wir nur noch wenige hundert Meter vor den ersten Häusern von Krassnoarmeisk. Einzelne Gruppen von Dorfbewohnern kommen uns entgegen. Sie tragen ein paar Habseligkeiten auf dem Rücken. Dann folgen völlig aufgelöste Haufen von Österreichern, die hastig und niedergeschlagen an uns vorbei nach rückwärts streben. Sie sprechen

²¹² Gemäß *Lagekarte* waren es Soldaten der *101. leichten I.D.*, gemäß Benary (S. 80) deren *I.R. 228*, seit Januar 1942 der *257. I.D.* unterstellt, gem. *KTB 257. I.D.* möglicherweise die *68. I.D.* (Roll 1804 Frame 000821), die aber aus Guben an der Neiße stammt und nichts österreichisches an sich hatte, eher jedoch das vom II./477 abzulösende *I./I.R. 229* (Roll 1805 Frame 000512). Die *101. Ie.I.D.* war zwar im *Wehrkreis Böhmen und Mähren* aufgestellt worden, gehörte aber zum südwestdeutschen *Wehrkreis V*; einige Österreicher oder Böhmen könnten daher wohl noch dabei gewesen sein. Es gibt ein Foto, das beweisen soll, dass Gebirgsjäger in Slawjansk waren.

²¹³ hierhin wurde das Bataillon am 13.03. verlegt (*KTB 257. I.D.*, NARA T-315 Roll 1804 Frame 000820); wird im folgenden so eingefügt

²¹⁴ MG-Zugführer in der 8. Kompanie, dem sich der Autor angeschlossen hatte, vgl. 14. und 28.03.

²¹⁵ *KTB 257. I.D.*, NARA T-315 Roll 1804 Frame 000822

kein Wort, und wir stellen ihnen auch keine Fragen. Wir sehen ja selbst, was los ist, und die Nähe der Front und der Gefechtslärm haben unsere Sinne schon auf den kommenden Kampf gelenkt. Der Instinkt beginnt zu arbeiten. Körper und Nerven sind angespannt. Wir horchen auf Abschüsse und Einschläge, schätzen Kaliber und Schussrichtung, suchen nach dem Gegner und ducken uns automatisch, wenn es zischt. Der Geist arbeitet. Das Auge sucht Angriffsziel und -weg, Stellungen für MG und Granatwerfer. Es sind tatsächlich Augenblicke höchster Konzentration aller Kräfte des Körpers, des Geistes, der Seele, der Nerven. Dazu dieser wunderbare, unbegreifliche Instinkt, der nach vorn wittert und tastet und uns oft stärker steuert als wir ahnen. Das habe ich jedenfalls bei mir mehrmals erfahren, wenn ich bei der nachträglichen Rekonstruktion meiner Verhaltensweise feststellte, dass ich unbewusst gehandelt hatte.

Ich muss meine Zähne wohl etwas zusammengebissen haben, denn als ich sie ein wenig öffnete, spüre ich, dass sie leicht vibrieren. Das ist aber keine Angst. Das ist Spannung. Jeder Frontsoldat kennt dieses Gefühl, wenn es ins Feuer ging.

Im Augenblick ist eine Kampfpause eingetreten. Die feindliche Artillerie schweigt. Vielleicht müssen ihre Rohre abkühlen, vielleicht glauben sie das Dorf schon im eigenen Besitz. Vielleicht sind sie sich über den Frontverlauf bei der Turbulenz im Dorf nicht klar. Jedenfalls erreichen wir völlig unbehelligt den Dorfrand, obgleich die Straße ins Dorf auf den letzten hundert Metern über offenes, freies Gelände führt.

Wir dringen ins Dorf ein, bevor die letzten noch kämpfenden Österreicher hinausgedrängt werden. Es sieht allerdings niederschmetternd aus. Auf der Straße liegen gefallene Ostmärker. Mitten auf der Straße liegt ein abgerissener Arm. Er steckt noch im Ärmel des Uniformrockes. Wenige Schritte weiter liegt ein einzelnes Bein in Hose und Stiefel. Das ist die Wirkung von Granatsplintern. Viele Häuser sind restlos zerschossen. Aus den Trümmern ragt nur noch der Kamin. Die noch stehenden Häuser sind ausgebrannt oder von Granaten beschädigt. Die russische Artillerie hat ganze Arbeit geleistet.

Die Ostmärker sind an ihren hohen Verlusten selbst mit Schuld. Man kann doch nicht unter den Augen der feindlichen Artilleriebeobachter auf der breiten Dorfstraße ohne Deckung in hellen Haufen zurücklaufen. Wären sie kämpfend, immer dicht bei der feindlichen Infanterie, immer in Deckung, von Haus zu Haus springend, zurückgewichen, hätten sie halb so viele Verluste gehabt. Weil die feindliche Artillerie dann nur sehr vorsichtig hätte mitwirken können, um die eigene Infanterie nicht zu gefährden. Aber wenn Panik ausbricht, ist der Verstand zum Teufel.

Da mein Chef bei der MG-Kompanie keine Verwendung für mich hat, gehe ich zu Oberleutnant Rasche, dem Chef einer unserer Schützenkompanien. Ich mache den Angriff bei seiner Kompanie mit. Wir sind erst knapp hundert Meter im Dorf vorgegangen, als wir schon auf den ersten Widerstand stoßen. Die ersten Kugeln pfeifen uns entgegen. Sofort entwickelt sich die Kompanie zum Angriff. Gruppenweise gehen die Schützen rechts und links der Straße vor. Ich bin beim Kompanieführer vorn in der ersten Linie. Wir kauern hinter Hausecken und Mauerresten, spähen vorsichtig um die Ecke und springen dann in kurzen Sätzen zum nächsten Haus, während die Gruppenkameraden an der anderen Hausecke Feuerschutz geben. Dann jagen die Vorangesprungenen den in den Ruinen versteckten Iwans einen Geschosshagel aus Maschinenpistolen und Karabinern entgegen, um sie in Deckung zu zwingen. Dann kann die hintere Gruppe nachfolgen. Alte, im Frieden oft geübte Technik. Es geht Sprung um Sprung, Zug um Zug. Feuern, springen, feuern, springen. Dabei bleiben die Gruppen immer durch Zuruf oder mit den Augen in Verbindung. Die Energie und die Schnelligkeit unseres Gegenangriffs hat die schon siegessicheren Russen verwirrt. Sie weichen zurück. Die ersten Gefangenen – drei Mann – kommen mit erhobenen Händen aus den Trümmern eines Hauses. Wir schicken sie nach hinten. Weiter geht's. Ich springe mit dem Kompanieführer. Kugeln zischen vorbei. Ziu-zing – klatschend schlagen sie in die Mauer. Da faucht es wütend heran. Ich schmeiße mich blitzschnell hinter einen Misthaufen. Bränng – berstend krepirt eine Granate, Splitter surren durch die Luft und Erdbrocken klatschen zu Boden. Eine dünne schwarze Rauchfahne zieht über uns hinweg.

Da schmettert drüben auf der anderen Straßenseite eine Granate zwischen die Häuser. Unsere Männer ducken sich hinter die Mauern. Ihre Stahlhelme schimmern matt herüber. Jetzt springen sie schon wieder, einer, zwei. Schüsse peitschen, aber unaufhaltsam dringen sie vor, unsere tapferen, deutschen Infanteristen. Da ist niemand, der zögert oder kneift. Es ist, als wollten sie immer alle vorn sein. Man sieht förmlich den Angriffswillen, den Vorwärtsdrang, den Furor teutonicus.

Haus um Haus erobern wir zurück. Vor einer Stunde trieb der siegesfrohe Feind die Österreicher vor sich her, jetzt jagen **wir** ihn zurück ohne Artillerie, nur mit Handfeuerwaffen. Das ist deutsche Infanterie. Waffenstolz? Richtig!

Die Rotarmisten ziehen sich jetzt immer schneller zurück. Der Wucht unseres Angriffs sind sie nicht gewachsen. Bald haben wir sie auf ihre Ausgangsstellung zurückgeworfen. Die alte Lage ist wiederhergestellt.²¹⁶

28.03.1942.²¹⁷ Wir übernehmen die Stellungen und Bunker, die die Ostmärker verlassen hatten. Der Schützenkompanie des Oberleutnant Rasche, die den Angriff durchgeführt hat, war auch ein schwerer MG-Zug meiner Kompanie unterstellt, und zwar unter dem Befehl von Leutnant *NN*. Diesem schloss ich mich jetzt an. Ich gehe mit einem MG in eine Stellung, die im Brennpunkt der Front liegt: Wir sichern die Dorfstraße an der Stelle, wo die Front sie durchschneidet. Hier hat man zwei Häuser gesprengt und planiert, so dass in der Reihe der Bauernhäuser eine etwa achtzig Meter breite Lücke klafft. Dieser Streifen Niemandsland trennt uns von den russischen Stellungen, die drüben im nächsten Haus liegen. Unsere Stellung ist eine meterhohe Balkenwand, die durch Sandaufschüttungen verstärkt ist. Sie lehnt sich mit dem Rücken an eine massive Scheune, deren Backsteinmauer hier durchbrochen ist, so dass man durch dieses Loch von der Scheune ungesehen in die Stellung und umgekehrt kriechen kann. An der rechten Ecke dieser Scheune steht noch ein leichtes MG als Flankenschutz, auf der anderen Straßenseite eine 8,8-Flak, eine 5-cm-Pak und mehrere leichte MGs.

Inzwischen ist es dämmrig geworden. Ich blicke zum Iwan hinüber. Der Russe hat einen durchgehenden Schützengraben quer über die Straße gezogen. Wir haben auf unserer Seite nur Einzelstellungen. Drüben regt sich nichts. Nur an einer Stelle uns gegenüber steigt feiner, dünner Rauch aus der Erde. Dort liegt also ein Bunker.

Hier vergeht Tag und Nacht, jede Stunde, in spannungsvoller Aufmerksamkeit. Unaufmerksamkeit bedeutet hier Tod. Die Stellungen liegen hier so nah beieinander, dass der Russe bei einem überraschenden Vorstoß mitten unter uns stünde, bevor wir zum Schuss kämen. Das gilt vor allem für mögliche Stoßtruppunternehmen mit dem Ziel, Gefangene zu machen.

Aber die Front bleibt ruhig. Nur einmal nehmen wir den Bunker, aus dem Rauch aufgestiegen war, unter Werferfeuer. Wir haben auch den Graben getroffen, aber die Wirkung war wohl nicht groß.

Drüben auf der linken Seite jedoch, auf den Höhen weit hinter der Front, liegt eine Kolchose²¹⁸. Da braut sich etwas zusammen. Schon seit Tagen sieht man dort vereinzelt Gestalten zwischen der Kolchose und dem russisch besetzten Ortsteil hin und her laufen. Kleine dunkle Striche auf dem weißen Schnee. Im Glas sieht man ihre erdbräunlichen Mäntel flattern und die Ohrenklappen ihrer Pelzmützen auf und ab wippen. Sie gehen einzeln oder zu zweit in großen Zeitabständen. Ab und zu geht auch mal einer zurück. Alles ganz unauffällig. Immer nur wenige Mann. Viele Tage lang. Wenn man sie zählen würde, könnte man feststellen, dass im Laufe der Zeit mehr hineingingen, als aus der Kolchose herauskämen. Und sie wurden gezählt, nämlich von unseren Artilleriebeobachtern. Als ich den Offizier der B-Stelle einmal bat, einen Feuerschlag auf die roten Stellungen an der Dorfstraße zu legen, meinte er, die Kolchose sei gefährlicher. Tatsächlich schießt unsere Artillerie schon seit zwei Tagen Störfeuer auf die Kolchose, und sie wusste, warum.

30.3.42. Es geht wieder los! Die Russen greifen aus der Kolchose an!²¹⁹ Scharen von Russen bewegen sich, weit auseinandergezogen, aus der Flanke auf uns zu. Wie ein riesiges Ameisenheer kommen sie über den verschneiten Hang hinab ins Tal, um das Dorf aus der linken Flanke zu packen. Unsere Artillerie schießt nur kleckernd in diese Massen hinein. Die Wirkung ist trotzdem nur gering, weil sie zu weit auseinandergezogen sind. Die vorderen Reihen der Angreifer haben schon die große Obstplantage erreicht, die hinter den Gärten der Bauernhäuser beginnt. Obgleich es schon zu dämmern beginnt, sind die braunen Gestalten zwischen den kahlen Obstbäumen auf dem weißen Schnee sehr deutlich zu sehen. Jetzt sind sie noch dreihundert Meter entfernt. Da fetzen unsere Maschinengewehre los und schlagen in die vordersten Reihen hinein. Die ersten Getroffenen brechen zusammen und

²¹⁶ im KTB 257. I.D. (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000556) so für den 16.03. formuliert

²¹⁷ KTB 257. I.D. Frame 000669/89

²¹⁸ auf der Karte *Russland 1:100.000 Blatt M-37 111-112* „Sowchose No. 5“, im KTB 257. I.D. „Kolchos 5“; heute heißt der Ort *Schabelkiwka*

²¹⁹ in Tages- und Morgenmeldung (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000693/94), jedoch nichts im KTB (Roll 1804 Frame 000839/40)

kippen in den Schnee. Die Iwans sind übel dran. Die dünnen Obstbäumchen bieten keinen Schutz, und die Angreifer, die nicht durch die Plantage kommen, sind noch schlimmer dran. Aber auch unsere MG-Garben verpuffen größtenteils im Schnee, weil die Lücken zwischen den weit aufgelockerten Haufen der Angreifer zu groß sind. Sie sind keine 200 m mehr entfernt. Jetzt beginnen auch unsere Karabiner- und MPi-Schützen mit gezielten Schüssen einzugreifen. Granatwerfer schmettern dazwischen. Nun wird der Angriff langsamer und kommt ins Stocken. Sie liegen fest. Sie beginnen, sich zurückzuziehen. Plötzlich versuchen sie noch einmal einen Vorstoß, dann aber geben sie auf. Das Knattern des Infanteriefeuers erstickt. Der weite Hang liegt still in der hereinbrechenden Dunkelheit. Nur die schwarzen Flecken auf dem hellen Schnee sind die stummen Zeugen des gescheiterten Massenangriffs.

Da die Stellung meines MGs an der Straße lag, konnte es an dem Abwehrkampf nicht teilnehmen. Ich habe aber alles beobachten können.

Hier hat sich erneut eine russische Kampfweise gezeigt, die wir schon im Ersten Weltkrieg erfahren hatten: Der Russe hat ein unerschöpfliches Menschenreservoir. Er kann daher seine Menschenmassen ohne Rücksicht auf Verluste in das feindliche Feuer werfen, und das tut er auch mit brutaler Rücksichtslosigkeit. So greift er dann stellenweise mit solchen Massen an, dass unsere Munition gar nicht ausreicht, um sie alle niederzumähen (sie wurden oft buchstäblich niedergemäht); oder wir können gar nicht so viele niederkämpfen, wie angestürmt kommen. Es sind eben zu viele, und so werden unsere Stellungen dann von den letzten Resten der Angreifer überrannt. Auf diese Weise bleiben sie dann trotz unvorstellbar hoher Verluste letzten Endes doch Sieger, manchmal wenigstens. Vielleicht liegt hier auch ein Grund für ihren Endsieg: Sie konnten eben Menschen und Material (mit kräftiger amerikanischer Hilfe!) ersetzen, wir aber nicht. Obgleich ich immer noch glaube, dass wir den Krieg gegen Russland gewonnen hätten, wenn Amerika seine massiven Unterstützung Russlands unterlassen hätte. Amerika hat uns das Genick gebrochen, nicht die Sowjetunion.

Am Morgen nach dem Flankenangriff stellte sich heraus, dass die Russen nicht auf ihre alten Stellungen zurückgegangen waren, sondern sich nur auf die Hochebene zurückgezogen hatten. Da hatten sie sich – fast in unserer Flanke – festgesetzt und bedrohten außerdem unsere dort oben liegenden Bunker. Gestern Nacht haben sie bereits einen dieser Bunker überfallen. Er war mit vier Mann meines ehemaligen Zuges besetzt. Die Besatzungen der Nachbarbunker hörten zwar die Schießerei, konnten aber wegen der Dunkelheit nicht wirksam helfen. Am Morgen fanden sie die vier Mann tot in ihrem Bunker. Ihre Magazine waren leergeschossen. Sie hatten sich also bis zur letzten Patrone verteidigt.

Die Situation ist unmöglich. Der Iwan sitzt fast in unserer Flanke und guckt uns von der Höhe in den Suppentopf. Er muss da oben weg. Schon am nächsten Morgen erfolgt unser Gegenangriff. Die angreifende Schützenkompanie wird von einer schweren Granatwerfergruppe mit Unteroffizier Dickmann unterstützt. Das sowjetische Abwehrfeuer ist anfangs sehr heftig, lässt aber schnell nach, als unsere Soldaten die Höhe erreicht haben. Das Gefecht ist kurz. Die Roten ziehen sich zurück. Die Höhen sind wieder in unserer Hand. Die Ausfälle sind sehr gering. Wir haben nur einen Toten, und selbst dieser hätte nicht zu fallen brauchen, wenn er vorsichtiger gewesen wäre. Er hatte einen Rotarmisten durch Kopfschuss getötet. Beim weiteren Vorgehen kam er an diesem vorbei und ging hin, um sich seinen Erfolg zu betrachten. Wie er so neben dem Toten steht, trifft ihn eine feindliche Kugel. Mit Kopfschuss bricht er tot zusammen.

Die Russen geben keine Ruhe und berennen uns mit verbissener Wut. Wenige Tage, nachdem wir sie von der Hochfläche verdrängt haben, setzen sie zu einem Angriff auf das Dorf an. Plötzlich prasselt ein mörderischer Feuerüberfall auf das Dorf und unsere Stellungen. Der Erdboden zittert und bebt. Durch die Luft zischen Granaten mit wütendem Fauchen. Klirrend und krachend schlagen sie ihre glühenden Pranken in die Gebäude. Der Russe schießt mit allen Kalibern. Pak-Granaten schlagen große Löcher in die Backsteinwand unserer Scheune. Artilleriegeschosse zertrümmern von oben das Dach. Rote Blitze flammen auf, wenn die Granaten bersten. Schon brennt die lange Scheune in unserem Rücken. Ich muss meine MG-Stellung aufgeben und ziehe mich mit der Bedienung durch die brennende Scheune in das nächste Haus zurück, wo wir uns einer lauernenden Schützengruppe anschließen. Das Strohdach der Scheune brennt lichterloh. Dichter, schwarzgrauer Qualm wälzt sich in quirlenden Schwaden über die Erde, die Scheune zeitweilig verdeckend. Oberleutnant Rasche taucht auf. Wir starren in den wabernden Qualm und erwarten den Angriff der sowjetischen Infanterie. Der Oberleutnant brüllt: „Sie kommen!“ Graue Schatten flitzen durch die Rauchschwaden, tauchen kurz

auf, verschwinden wieder und kommen dann in sausendem Lauf auf uns zu. Ich kann gerade noch rechtzeitig schreien: „Es sind Deutsche!“. Es ist die leichte MG-Gruppe, die an der rechten Scheunenecke unsere Flanke sicherte. So warten wir weiter auf den Iwan, aber er kommt nicht. Dafür rast sein Artilleriefeuer mit unverminderter Wut über das sterbende Dorf. Ich blicke mich um. Das ganze Dorf liegt unter Beschuss. Ich unterscheide das harte Bellen der Pak und das fast gleichzeitige reißende Bersten des Einschlages. Dazwischen krachen in der Luft die Zeitzünder der Flak-Granaten und prasseln ihren Splitterhagel herunter. Etwas seltener brummen die schweren Koffer²²⁰ der schweren Artillerie heran, aber ihre Einschläge lassen die Erde erzittern. Hin und her springen die schwarz-roten Fontänen der einschlagenden Granaten. Wie Zackenkronen schießt dunkle Erde empor, wenn der rote Blitz einer krepierenden Granate aus der Erde fährt. Weißer Kalkstaub oder rötliche Staubwolken mischen sich dazwischen, wenn die Granaten in die Trümmer eines Bauernhauses prasseln. Bretter und Balken wirbeln durch die Luft, wenn die Stallgebäude getroffen werden. Eine Granate trifft die obere Kante einer Backsteinmauer, und mit den rasselnden Steinen zuckt eine rote Stichflamme herunter.

Einige Zivilisten sind noch zurückgeblieben. Diese Bauern konnten sich nicht entschließen, ihre Katen und ihr Dorf zu verlassen. Da ihre Häuser zerstört sind, hausen sie in Erdlöchern. Es sind dies mit Brettern und einer dicken Erdschicht überdachte Gruben, in denen sie sonst ihre Vorräte in den heißen Sommermonaten aufzubewahren pflegten. Jetzt kauern sie hier unten und lassen den Beschuss ihrer Volksgenossen über sich ergehen.

In einer kurzen Feuerpause springe ich über die Straße. Gewehrketten zischen um mich her. Ich weiß nicht, ob sie mir persönlich gelten. Ist auch egal, ich bin schon drüben. Hier liegen einige Männer meiner Kompanie. Sie liegen flach hinter einer Ruine, von der nur noch die Grundmauern stehen. Unteroffizier Kramm ist bei ihnen. Er hatte zu Beginn des Trommelfeuers keine Zeit mehr gefunden, seinen Stahlhelm aufzusetzen. Jetzt liegt er mit seiner Feldmütze da und macht ein unglückliches Gesicht. Das wundert mich, denn Kramm ist ein guter Soldat. Auf meine Frage antwortet er: „Herr Feldwebel, ohne Stahlhelm komme ich mir vor, als ob ich nackt wäre!“ Brrachch – da kracht schon wieder eine Granate auf die Mauer. Ein Teil wankt und bricht zusammen, während da, wo unsere Landser sich an die Mauer pressen, nur einige Backsteine herunterfallen und den Kriegern ins Kreuz schlagen. Sie kamen mit dem Schrecken davon. Ich hocke zehn Meter entfernt in einem Granattrichter und blieb von dem Steinschlag verschont. Ich hatte mir diese Deckung gewählt eingedenk der alten Regel, dass Granaten selten in denselben Trichter schlagen. Ob das stimmt, weiß ich aber nicht.

Endlich flaut das Trommelfeuer ab. Auf den Infanterieangriff haben wir vergeblich gewartet.²²¹ Vielleicht hatten sie nach den zwei abgeschlagenen Vorstößen die Nase voll oder konnten mit ihren zusammengeschossenen Kompanien noch keinen neuen Angriff wagen. An den Preußen haben sie sich die Zähne ausgebissen.

Ich verlasse die Schützenkompanie wieder. Übrigens war ich hier zuletzt dem sMG-Zug zugeteilt, der unter Führung von Leutnant NN der Schützenkompanie unterstellt war. Ich habe inzwischen den Granatwerferzug unserer Kompanie wieder übernommen. Da nicht mehr viele Häuser bewohnbar sind, liege ich mit einer Granatwerfergruppe zusammen im Haus unseres Kompaniechefs. Wir bauen eifrig an unseren Werferstellungen²²² und schießen uns auf einige Ziele und Sperrfeuerräume ein.

Einmal muss ich mit einem Auftrag zum Bataillonsgefechtsstand. Ich steige zahlreiche Stufen in den tiefen Erdbunker hinunter. Der Schacht will gar kein Ende nehmen. Der ist bombensicher: Vier Lagen Baumstämme! Jeder Stamm einen halben Meter Durchmesser! Und darüber eine meterdicke Sanddecke!

Seit wir Krassnoarmeisk verteidigen, ist der Iwan noch nicht einen einzigen Schritt vorwärts gekommen. Es waren aber auch die härtesten Kämpfe und das tollste Artilleriefeuer, das ich bisher erlebt habe.

26.3.42. Ich werde zum Kompaniechef gerufen. Da wir unter einem Dach wohnen, brauche ich nur ins Nebenzimmer zu gehen. Als ich eintrete, steht Oberleutnant Jablonski da, und neben ihm Fritz Schulz, unser Spieß. Ich melde mich vorschriftsmäßig und wundere mich im Stillen über diese

²²⁰ Soldatensprache für „Granate“

²²¹ Im April gab es täglich Störungfeuer ohne infanteristische Kampftätigkeit, am 04.04.1942 einen besonders starken Feuerüberfall (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000731).

²²² Stellungsbau wird am 03.04. besonders erwähnt (KTB 257., NARA T-315 Roll 1805 I.D. Frame 000724)

Zusammenkunft. Der Chef und der Spieß lassen mich rufen! Warum? Da überreicht mir der Kompaniechef das **Eiserne Kreuz** II. Klasse für tapferes Verhalten vor dem Feind in den harten Kämpfen der letzten Tage. Der Chef macht dabei ein säuerliches Gesicht. Vor drei Monaten wollte er mich am liebsten als Offizieranwärter streichen, und jetzt muss er mir das Eiserne Kreuz verleihen. **Ihm** habe ich es auch bestimmt nicht zu verdanken. Wahrscheinlich hat mich Oberleutnant Rasche für den Angriff zur Wiedereroberung des Dorfes vorgeschlagen. Oder auch *der* Leutnant, dessen MG-Zug ich in den folgenden Tagen zugeteilt war und der mich von Anfang an gut leiden konnte. Am wahrscheinlichsten ist, dass sie mich beide gemeinsam vorgeschlagen haben. Da es üblich ist, dass das EK am Tag der Verleihung offen getragen wird, baumelt es nun den ganzen Tag am schwarz-weiß-roten Band sichtbar im Knopfloch meines Waffenrocks. Ein Mann meines Granatwerferzuges ist verwundert über meine Auszeichnung, weil ich während der harten Kampftage beim Zug überhaupt nicht zu sehen war. Er weiß natürlich nicht, dass ich gerade in diesen Tagen bei der Infanterie in vorderster Front gekämpft habe. So entstehen falsche Vorstellungen, weil man die Hintergründe nicht kennt.

Auf der rechten Seite des Dorfes dehnt sich ein breites Tal, das dann von einem ziemlich steilen Hang begrenzt wird. Oben auf der Hochebene liegt das Dorf **Bilbassowka**. Wir können es gut sehen, weil seine Häuser bis an den Rand des Steilhanges heranreichen. Das Dorf wird von dem **Bewährungsbataillon 500** gehalten. Es ist ein beruhigendes Gefühl, diese Bewährungseinheit neben sich zu haben, denn wo das Bewährungsbataillon 500 steht, kommt kein Russe durch. Eines Abends hören wir plötzlich drüben hinter der russischen Front das bekannte **Aufjaulen der sowjetischen Salvengeschütze**, der gefürchteten Stalinorgeln.²²³ Wir springen in Deckung und erwarten die ersten Einschläge. Da flammt es in Bilbassowka auf. Erst je ein Einschlag links und rechts, und dann spritzen zwischen diesen beiden weitere 12 oder 16 funkensprühende Feuerfontänen in die dunkle Nacht empor. Und während das Grollen der krächzenden Detonationen die Luft erzittern lässt, fällt der glühende Funkenregen zur Erde zurück. Phosphor! Für Sekunden senkt sich wieder der Schatten der Nacht über das Dorf. Bald aber flackern einzelne Brände auf. Die strohgedeckten Bauernhäuser haben Feuer gefangen. Nun stehen sie wie brennende Riesenfackeln in der Dunkelheit und verlöschen dann allmählich zu dunkelrot glühenden Flecken. Die Russen scheuen sich nicht, ihre eigenen Dörfer und Menschen zu vernichten, wenn sie nur hoffen können, uns dabei zu schaden.

Über das Bewährungsbataillon erzählt man eines Tages etwas Unerfreuliches. Da waren ein paar Überläufer gekommen. Denen hätten sie die Ohren abgeschnitten und mit der Meldung zu ihren Linien zurückgejagt, so ginge es jedem, der dem Bewährungsbataillon in die Hände fiel. Wenn das stimmt, dann müsste man diesen Idioten auch die Ohren abschneiden, denn das wäre ja die beste Propagandahilfe, die wir den roten Politrucks liefern könnten. In Zukunft würde jeder Russe lieber bis zum letzten Atemzug kämpfen, als sich zu ergeben oder überzulaufen. Außerdem sind gerade Überläufer oft Antibolschewisten oder bringen Information mit. Ganz zu schweigen von der unsoldatischen, brutalen Verstümmelung wehrloser Gegner und der Vertrauensenttäuschung.

Eines Nachts dröhnen die Abschüsse schwerster sowjetischer Artillerie. Ich stehe vor unserem Bunker und höre den tiefen, volltönenden Abschuss wie einen gewaltigen Paukenschlag. Dann ein leises, tiefes Brummen über mir, und nach einiger Zeit den dumpfen Einschlag weit in unserem Hinterland wie ein fernes Echo. Es sind immer drei Schuss. Es klingt schön – wenn man nicht betroffen ist. Diese Batterie ist neu. Sie feuert nur einmal täglich bzw. nachts, und immer nur wenige Schuss. Es ist schwerstes Kaliber und scheint unseren Stäben da hinten schwer im Magen zu liegen, denn schon nach wenigen Tagen erscheint ein Stuka- (**Sturzkampfbomber**-) Verband. Es sind acht Maschinen, die über uns hinweg genau in die Richtung der Abschussgeräusche fliegen. Wir folgen ihnen mit den Augen. Hinter einer vorspringenden Bergnase formieren sie sich in Reihe, setzen einer nach dem andern zum Sturzflug an, schießen mit aufjaulenden **Sirenen**²²⁴ fast senkrecht zur Erde. Haushoch quellen die gelben und weißgrauen Explosionswolken in die Luft. Erst einzeln, dann eine ganze Garbe, und schließlich steht eine Wand von Rauchpilzen über der feindlichen Stellung. Ein Stuka nach dem andern hat seine tödliche Last abgeworfen und ist dann mit einer eleganten Kurve wieder in den Himmel gestiegen. Nur einer nicht. Er schoss pfeilgerade hinunter und fiel wie ein Stein zur Erde. Das

²²³ Am 21.03. – nach den Kämpfen um Karpowka – zwischen 22.00 und 22.30 gab es drei Angriffe einer Raketenbatterie auf den Westteil von Bylbassowka (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000609).

²²⁴ im Original irrtümlich Motoren

Bombardement scheint keinen großen Erfolg gehabt zu haben, denn schon am nächsten Tag feuerte die Batterie wieder. Wahrscheinlich ist es ein Eisenbahngeschütz.²²⁵

Immer noch versucht der Russe, über Krassnoarmeisk den Durchbruch nach Slawjansk zu erzwingen. Unter dem Feuer der sowjetischen Batterien sinkt das Dorf in Schutt und Asche. Wir können uns am Tage kaum noch draußen bewegen. Wochenlang haben wir den Ort gegen wütende Angriffe verteidigt. Auch das geballte Artilleriesfeuer hat uns nicht zermürbt. Wir sind keinen Schritt zurückgewichen. Nun sollen wir abgelöst werden.

19.03.1942. Wir werden als Divisionsreserve nach Slawjansk verlegt²²⁶ und kommen in dieselben Quartiere, die wir im Dezember bewohnt hatten, bevor wir nach Rai Gorodok gingen. Ich wohne nun wieder bei derselben russischen Familie und in demselben Zimmer, das mir schon so vertraut ist, als wäre es mein eigenes.

Die Lage in Slawjansk hat sich nicht gebessert. Die Stadt ist immer noch von drei Seiten eingeschlossen. Die hufeisenförmige Front hat sich sogar noch enger um die Stadt zusammengezogen. Der Süden und Südosten ist noch frei, aber im Norden und Nordosten sitzt der Russe auf den beherrschenden Höhen, von wo aus er die ganze Stadt übersehen kann. Von dort aus ist er auch wiederholt bis an den Stadtrand vorgestoßen. Sein Eindringen hier zu verhindern und Einbrüche in die Vororte „auszubügeln“, wird in nächster Zeit unsere Hauptaufgabe sein.

20.03.1942. „Reserven“ sind eigentlich immer Eingreiftruppen. Man könnte sie ebenso gut Feuerwehr nennen. Wir glaubten, zunächst etwas Ruhe zu haben, aber schon in der ersten Nacht ging es los. Um 3 Uhr morgens klopft ein Melder an meine Tür und ruft: „Alarm, die Kompanie macht sich sofort marschfertig!“²²⁷ Eine halbe Stunde später sind wir auf dem Marsch zum *nordwestlichen*²²⁸ Stadtrand. Noch ist es finster. Wir halten. Die Zugführer werden zur Einsatzbesprechung gerufen. Ich führe wieder den schweren Granatwerfer-Zug. Die Lage wird bekannt gegeben: Ein sowjetischer Verband in Stärke von 800 Mann hat im Dunkel der stürmischen Winternacht unsere dünn besetzte Sicherungslinie durchbrochen und ist in die ersten Häuser am Stadtrand eingedrungen. Er muss wieder hinausgeworfen werden. Eine Schützenkompanie, verstärkt durch einen sMG-Zug, stellt sich zum Gegenangriff bereit. Ein Sturmgeschütz und eine **Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette** sollen den Angriff unterstützen. Sie stehen irgendwo bereit, rechts von uns.

Es dämmt. Die Umrisse der Häuser zeichnen sich allmählich deutlicher ab. Vor uns liegt die Straße. Das übliche Bild einer Stadtrandstraße: Ein breiter Sandweg, der zu beiden Seiten von Holzhäuschen flankiert wird. Die Blockhäuser stehen in ca. dreißig Meter Abstand, haben an der Straße einen Vorgarten mit Holzzaun und hinter dem Haus einen Garten. Ein dörfliches Bild. Die Straße läuft auf freies Feld hinaus.

Inzwischen ist es hell geworden. Ein eiskalter Wintertag bricht an. Noch zeigt sich kein Lebewesen, und die Häuschen liegen verschlafen im frühen Licht des Tages. Aber es ist eine trügerische Ruhe.

Unsere Schützenkompanie setzt sich in Bewegung. Gruppenweise schleichen die Soldaten von Haus zu Haus. Die Gewehre schussbereit in Händen, schlängeln sie sich durch die Gärten und Vorgärten. Jedes Haus wird aufmerksam beobachtet. Da fallen die ersten Schüsse. Das Feuer wird schnell lebhafter. Jetzt erkennen wir, welche Häuser von den Russen besetzt sind. Brumm .. dröhnt plötzlich ein dumpfer Abschuss, und im selben Augenblick bricht die Wand eines der ersten Häuser unter einer Wolke von Staub und Schutt zusammen. Das war unser Sturmgeschütz! Rumms – der zweite Schuss kracht in das Haus. In der Staubwolke der Explosion wirbeln Bretter und ein Menschenleib durch die Luft. Unteroffizier Kramm war mit seinen beiden MGs an einer Hausecke und einem Vorgartenzaun in Stellung gegangen. Jetzt jagt er seine Feuerstöße in die besetzten Häuser. Da prasselt ihm eine Geschoßgarbe um die Ohren und der Lehm spritzt von der Hauswand. Die Iwans setzen sich zur Wehr. Kramm macht Stellungswechsel, und dann knattern seine Garben wieder gegen die besetzten Häuser. Fensterscheiben splintern, und der bröckelnde Lehm an den Hauswänden zeigt die Lage der

²²⁵ *Feuer schweren Kalibers wird für den 21. (19 Schuss gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000609) und eine schwere Batterie am 24.03. (etwa 21 cm gem. KTB 257. I.D. Frame 000655) erwähnt, die an diesem 24. mit Stukas immerhin so „erfolgreich“ bekämpft wurde, dass ihr Feuer vorübergehend „merklich geringer“ war (Frame 000654); am 25. ab Mitternacht allerdings dann wieder stärkeres Artl.-Feuer schweren, z. T. sehr schweren Kalibers (Frame 000660/61).*

²²⁶ *KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000826*

²²⁷ *gem. KTB 257. I.D. erfolgte der Alarm um 6 Uhr (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000827)*

²²⁸ *im Original irrtümlich nordöstlichen*

Garben an. Unsere Schützengruppen stoßen inzwischen weiter vor. Die ersten Russen weichen zurück, verlassen fluchtartig die Häuser, von unserem Kugelregen verfolgt. Jetzt springen sie schon in ganzen Gruppen zurück. In das helle Knattern unserer Karabinerschüsse und das Rattern der MGs hat sich das dunkle, rhythmische Klopfen unserer Vierlingsflak gemischt. Ihre 2-cm-Geschosse durchsieben die Hauswände und zerstieben die Gruppen der fliehenden Russen. Vielen gelingt es nicht einmal mehr die Häuser zu verlassen. Sie hatten sich vor dem vernichtenden Feuer der Flak und des Sturmgeschützes in den Keller geflüchtet, aber bevor sie wieder herauskriechen konnten, war unsere Infanterie schon im Haus und nahm sie gefangen.

Der Widerstand der Roten ist gebrochen. Einen Teil der von ihnen besetzten Häuser haben wir zurückerobert, aus dem anderen sind sie kampflos geflohen. Jetzt strömen sie in hellen Scharen zurück. Dabei müssen sie nun den sanft ansteigenden, aber endlos weiten Hang wieder hinauf hasten, von dessen Höhen sie heruntergekommen waren. Der Hang ist eine kahle Schneefläche, von der sich die braunen Gestalten deutlich abheben. Da sind sie unserer Vierlingsflak deckungslos ausgeliefert. Pausenlos hämmert sie ihre Feuerstöße in die Rudel der Flüchtenden. Wupp-bupp-bupp-bupp... jedesmal reißen die kleinen Granaten eine Lücke in ihre lichten Haufen. Diese Vierlingsflak ist eine furchtbare Waffe. Wupp-bupp-bupp-bupp... Mann um Mann sinkt getroffen in den Schnee. Der Tod folgt den fliehenden Sowjets bis weit auf die Hänge hinauf und rafft sie nieder, bis sie hinter der rettenden Kante der Hochfläche verschwinden.

Inzwischen ist die Kolonne der Gefangenen, die wir auf der Straße antreten lassen, immer länger geworden. Es sind viele Verwundete dabei. Ihre weißen Verbände leuchten aus den braunen Reihen hervor. Manche sind noch ohne Verband. Der Frost wird in ihre blutenden Wunden dringen. Stumm und bedrückt stehen sie da. Einige trampeln mit den Füßen, um sich zu erwärmen. Andere beschäftigen sich mit ihrer Verwundung. Hier und da reichen mitleidige Frauen etwas Essbares oder einen Becher Milch aus ihren Häusern heraus. Die bolschewistische Angriffsgruppe ist vollständig zerschmettert. Etwa 200 Tote liegen auf dem Gefechtsfeld, und ebenso viele Gefangene stehen auf der Straße. Diese Kolonne setzt sich nun langsam und schleppend zum Stadttinnern in Bewegung. Das war ein voller Sieg. Von den 800 Angreifern kehrt nur die Hälfte in ihre Stellungen zurück. Wir selbst sitzen mittags wieder in unseren Quartieren. Eigene Verluste: Keine!

21.03.1942. Zwei Tage später²²⁹ werde ich schon wieder mitten in der Nacht geweckt: „Sofort fertigmachen!“ Der Iwan ist schon wieder durch unseren Verteidigungsring gebrochen, diesmal an einer anderen Stelle. Diese widerlichen Alarme! Ich springe aus dem warmen Bett, fahre fröstelnd in die Kleider, schnalle um, greife meine Maschinenpistole und taste mich durch das dunkle Wohnzimmer über die Veranda nach draußen. Auf der Straße stehen schon einige Gestalten. Die Gruppen sammeln. Halblaute Fragen, Befehle, Durchsagen. Dann ordnet sich mein Zug, und wir marschieren ab. Es geht nach **Kurorty**, einem nördlichen Vorort von Slawjansk, dem Kurviertel der Stadt.²³⁰ Wir machen am Kurhaus halt, wo der Einsatz besprochen und vorbereitet wird. Die Lage ist folgende: Zwei Kilometer vor der Stadt liegt das kleine Dorf **Karpowka**, das wir stark besetzt haben, denn es ist der letzte Riegel vor der Stadt und hat gewissermaßen die Aufgabe eines Forts. Hier war nun der Russe wieder im Schutze der Nacht eingebrochen und hatte einen Teil des Dorfes besetzt. Zum Gegenangriff wird nur ein Teil des Bataillons benötigt. Auch ich werde nicht gebraucht, denn der Einsatz von Granatwerfern bei Nacht und bei dieser Lage ist nicht sehr erfolgversprechend. So sitzen wir diesmal im Kurhaus müde herum, bis die Kameraden zurückkommen. Sie haben die Roten wieder aus dem Dorf vertrieben.

Die Sowjets versuchen mit aller Gewalt, die Stadt in ihre Hände zu bekommen. Immer wieder berennen sie uns mit hartnäckiger Verbissenheit, mal an dieser, mal an jener Stelle. Immer wieder werden sie zurückgeschlagen und erleiden hohe, blutige Verluste. So geht es acht Tage lang, pausenlos: Nachts Alarm, im Morgengrauen angriff, mittags Rückkehr. Es ist eine harte Zeit, aber sie ist wenigstens erfolgreich. Zum dritten Mal bringt der Rundfunk in der Heimat das Lob unserer Berliner Bärendivision. Nur können Worte nicht deutlich machen, wie viel Blut und Leid und Heldenmut dahinter stehen. Manchmal aber auch schallendes Gelächter über Situationen im Kampf von unsagbarer Komik. Und mit diesen befreienden Lachen schütteln wir alle ausgestandene Angst wieder ab.

²²⁹ am nächsten Tag, oder zwei Tage nach der Verlegung, gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000596, Roll 1804 Frame 000828

²³⁰ Kurort wurde in der Sowjetunion auch Russisch-Kreuznach genannt.

Und doch tritt der Tod immer wieder überraschend zwischen uns, so dass wir fassungslos davorstehen. Zuweilen ist das Geschehen umso tragischer, als es so unnötig erscheint. Wir kommen mittags von einem Gegenstoß zurück. Der Panjewagen, auf dem wir unsere Waffen und Geräte mitgeführt haben, steht vor meinem Quartier, und die Männer sind im Begriff, die Sachen abzuladen. Einer der Soldaten packt seine Maschinenpistole, um sie vom Wagen zu nehmen. Da bleibt der Abzugsbügel irgendwo hängen, und der Schuss löst sich. Da die Mündung gegen den Mann gerichtet war, bricht er mit einem Brustschuss tot zusammen. Natürlich ist es eine eiserne Regel, dass die Mündung einer Waffe nie auf den Mann gerichtet sein soll...

Allmählich wird es ruhiger um die Stadt.²³¹ Von Zeit zu Zeit schießt die rote Artillerie einzelne Schüsse in die Stadt, aber die Versuche einer Eroberung werden immer seltener und schwächer. Die Sowjets haben ihr wichtigstes taktisches Ziel, die Eroberung von Slawjansk, nicht erreicht. Es ist ihnen nicht einmal gelungen, die Stadt völlig einzukreisen und von den rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Zwar waren wir zeitweilig abgeschnürt, und unsere Verpflegungsrationen waren empfindlich gekürzt worden, aber wir konnten unsere Nachschubwege immer wieder freikämpfen. Vor allem jetzt, nachdem der russische Großangriff zwischen Charkow und Slawjansk trotz seiner für uns bedrohlichen Anfangserfolge fehlgeschlagen ist und sich zu einer vernichtenden Niederlage entwickelt, lässt auch der Druck auf Slawjansk merklich nach. Jetzt fahren sogar schon die ersten Urlauber nach Hause. Die ersten seit Beginn des Feldzuges.

Unvermindert rührig sind jedoch die Partisanen. Immer wieder werden einzelne oder ganze Gruppen gefasst. Gestern wurde einer geschnappt, der schon seit Tagen mit einer Taschenlampe Blinksignale gibt. Man hatte ihn eine kurze Zeit beobachtet und dann verhaftet. Durch Verhöre und Ermittlungen wurde festgestellt, dass im Raum Slawjansk etwa 700 Partisanen tätig waren, von denen 400 gefasst werden konnten.

Der Winter geht allmählich seinem Ende entgegen, und damit verliert der Russe einen seiner mächtigsten Bundesgenossen: Den General Winter!

Die Russen waren ihn gewöhnt, wir aber hatten ihn noch nicht gekannt und waren nicht auf ihn vorbereitet. Und gerade in diesem Jahr war er besonders hart gewesen. So um die Mitte des Winters herum hatten wir noch Winterbekleidung bekommen.²³² Sie war auch gut, aber sie kam zu spät. Inzwischen waren Tausende von deutschen Soldaten wegen schwerer Erfrierungen zum Krüppel geworden. Nicht ganz zu Unrecht ist die [zur Erinnerung an die „Winterschlacht im Osten“ geschaffene Medaille](#), die viele Soldaten mit berechtigtem Stolz tragen können, in spöttischem Landserjargon „Gefrierfleischorden“ genannt worden.

Wie die harten Winterkämpfe in und um Slawjansk, die ich hier als Zugführer im kleinen Rahmen eines Bataillons oder meiner Kompanie erlebt und geschildert habe, in größerem Zusammenhang gesehen und welche Bedeutung ihnen beigemessen wurden, zeigt der Auszug eines Berichts²³³.

²³¹ KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000731; ab Frame 000724 vermerkt KTB meist nur Störfeuer und außer Spähtrups keine infanteristische Kampfätigkeit

²³² Das [Soldbuch S. 6/7](#) vermerkt leider erst am 14.12.1942 „1 kompl. Wintergarnitur erhalten“.

²³³ Aus einem Bericht über die Kämpfe um Slawjansk (Winterschlacht im Osten 1941/42)

„Seit Mitte Januar toben hier schwere Kämpfe. Das sowjetische Oberkommando versucht mit aller Kraft, in einem Zangenangriff Charkow zu packen. Der Stoß des nördlichen Zangenarms konnte zwar bei Bjelgorod und Woltschansk aufgefangen werden. Aber der südliche Zangenarm, [die 57. sowjetische Armee, hatte die deutsche Donezfront beiderseits Isjum in einer Breite von achtzig Kilometern aufgesprengt. Die sowjetischen Divisionen hatten sich bereits einen Brückenkopf von hundert Kilometer Tiefe geschlagen.](#) Die Spitzen des Angriffs bedrohten Djepropetrowsk, das Versorgungszentrum der Heeresgruppe Süd.

Ob sich der sowjetische Einbruch im Raum Isjum um zu einem Dammbbruch mit unabsehbaren Folgen entwickeln würde, hing davon ab, ob die beiden [Eckpfeiler nördlich und südlich der Einbruchstelle, Balakleja und Slawjansk](#), gehalten werden konnten. [Hier fochten seit Wochen die Bataillone von zwei deutschen Infanteriedivisionen einen beinahe schon legendären Abwehrkampf.](#) Von dem Ausgang hing die ganze Entwicklung an der Südfront ab. [Die Berliner 257. Infanteriedivision hielt Slawjansk](#), die 44. Infanteriedivision aus Wien den Eckpfeiler Balakleja.

In blutigen Kämpfen verteidigten die Berliner Regimenter unter General Sachs, später unter Oberst Püchler den Südrand des Isjumer Bogens. Die Kampfgruppe Oberst Drabbe, Kommandeur I.R. 457, focht mit einer Wendigkeit, Tapferkeit und Opferbereitschaft um die elenden Dörfer, Kolchosen und Gehöfte, daß selbst die sonst bei der Würdigung deutscher Leistungen sehr zurückhaltenden sowjetischen Kriegsberichte voller Bewunderung sind. Das Dorf Tscherkasskaja wurde zum blutigen Symbol dieses Kampfes. In elf Tagen verlor die Gruppe

Der Winter ist überstanden. Der Schnee beginnt zu schmelzen.

Ich werde zur 4. Kompanie versetzt, packe mein Krämchen und melde mich bei dem Führer des I. Bataillons, Hauptmann Degener, in **Majaki**. Als ich in die niedrige Bauernstube eintrete, sitzt er breit und behäbig im Kreis seiner Kompanieführer. Ich mache Männchen und leiere meine Meldung herunter. Er sieht mich halb ernst, halb misstrauisch an und sagt nur: „Na, woll'n mal sehen, was Du für ein Scheich bist!“ Dann teilt er mich der 4. Kompanie zu, deren Führer zu meiner Überraschung Max Müller ist.²³⁴ Der Leutnant blinzelt mir lächelnd zu. Max Müller habe ich ja in Kombornia kennengelernt, wo wir beide noch OA-Feldwebel waren. Inzwischen ist er Leutnant geworden. Auch Hauptmann Degener war damals noch als *Oberleutnant*²³⁵ im selben Bataillon. Er war aktiver **Zwölfender** bei der Reichswehr.

Am nächsten Morgen gehe ich mit Max Müller die Stellungen ab. Majaki liegt am Rand eines ausgedehnten Waldgebietes, des Christischtscher Waldes. Das Dorf ist in unserer Hand, der Wald aber ist von Russen besetzt. Die letzten Häuser des Dorfes erstrecken sich in einem immer enger werdenden Tal²³⁶ fast wie ein Keil in den Wald hinein. Hier ist der neuralgische Punkt der Front, eine sehr brenzliche Ecke. Deshalb sind die letzten Häuser zu starken MG-Nestern ausgebaut. Von hieraus läuft die Front nach rechts einen kahlen Talhang hinauf und nach links einen bewaldeten Hang hinauf. Diese Front²³⁷ verläuft dann immer parallel zum Waldrand, liegt aber immer ca. dreißig Meter im Wald. Die Stellungen bestehen auch hier, wie fast immer, aus einzelnen Schützenlöchern oder MG-Nestern, die oft in großem Abstand voneinander liegen. Bei den MG-Nestern liegt noch ein Erdbunker als Unterkunft für die vier bis sechs Mann starke Bedienung.

29.04.1942. Es ist Ende April. Die Luft ist warm und trocken. Das Dorf ist nach der Winterruhe wieder lebendig geworden. In den Gärten graben und hacken die Frauen und Mädchen. Unsere Landser helfen stellenweise fleißig mit. Zum Teil haben sie unsere Gespanne zum Pflügen eingesetzt. Der schwarze Boden ist feucht und schwer von der Nässe der Schneeschmelze, aber Tag für Tag sendet die Sonne ihre warmen Strahlen herab, und kräftiger Erdgeruch entströmt dem dunklen Boden. Schon nach wenigen Tagen sprießt das erste Grün hervor und wächst mit überraschender Schnelligkeit. Es schießt förmlich aus dem Boden. Der Frühling setzt in Russland sehr spät ein, ist aber kurz und geht schnell in den Sommer über. Jetzt bewirken die wärmenden Sonnenstrahlen auf dem von Feuchtigkeit gesättigten Boden ein vitales Aufbrechen, Keimen und Wachsen. Man kann wahrhaftig das Gras wachsen sehen. Das „Gras“ ist aber meist Getreide.

Ich sitze auf der Bank vor dem Haus. Der Abend ist warm und zauberhaft mild. Ab und zu fährt mir ein lauer Lufthauch über das Gesicht. Die Sonne ist schon hinter dem Hang verschwunden, aber ihr Licht lässt den Himmel noch in hellen blauen und grünlichen Pastellfarben aufleuchten. Aus den Kaminen steigt kräuselnder Rauch friedlich in den weiten, hohen Himmel. Vom Dorfbrunnen her wehen schwermütige Melodien zu mir herüber. Es sind Mädchen, die dort singen. In ihren vollen, kehligen Naturstimmen schwingt auch der aufbrechende Frühling.

Drabbe hier von ihren tausend Mann fast die Hälfte. Sechshundert Kämpfer hielten eine Rundumfront von vierzehn Kilometern. Die Sowjets verloren vor diesem Nest 1100 gezählte Tote. Sie nahmen schließlich das Dorf, aber es hatte auch ihre Kraft, die Kraft von fünf Regimentern gefressen.

Ehe Generaloberst Halder am Nachmittag des 28. März aus seinem Quartier in die ›Wolfsschanze‹ abgefahren war, hatte er sich den Gefechtsbericht der 257. I.D. über die nun bereits siebzig Tage währende Schlacht vorlegen lassen; denn die Division sollte im Wehrmachtsbericht genannt werden: Die Regimente hatten 180 Feindangriffe abgeschlagen. 12500 gefallene Sowjets waren vor der Front der Division gezählt worden. Drei sowjetische Schützendivisionen, eine Kavalleriedivision waren aufgerieben, vier Schützendivisionen und eine Panzerbrigade hart mitgenommen worden. Allerdings zeigten auch die eigenen Verluste die Härte des Kampfes: 652 Tote, 1663 Verwundete, 1689 Erfrierungen, 296 Vermißte – insgesamt 4300 Mann, die Hälfte der Gesamtverluste, welche die Division in zehn Monaten Rußlandkrieg gehabt hatte: Slawjansk!“

(Auszug aus Carell 1963 S. 387 f.; Unterstreichungen durch den Autor)

²³⁴ Degener (am 25.01. noch Oblt.d.R., im Mai Hptm. gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001011) war Chef der 4. (MG-) Komp. (Frame 000082), die Leutnant Max Müller stellvertretend führte, während er als dienstältester Offizier des Batl. hier und auch sonst den Kommandeur des I. Batl. (Major Haarhaus) vertrat, bis Glaser das Batl. übernahm (vermutlich, als Haarhaus das Regt. übernahm).

²³⁵ im Original irrtümlich (vgl. *Offizierstellenbesetzung des Inf.-Rgt. 477 vom 20.05.1941*) „Oberfeldwebel“

²³⁶ gem. *Heereskarte Rußland 1:100.000 M-37 111-112* die Wodjanaja-Schlucht

²³⁷ die „Waldstellung“ gem. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000950

Die Front ist verhältnismäßig ruhig. Nur von Zeit zu Zeit schießt eine **Ratsch-Bum** ins Dorf. Uns stört das zwar nicht sehr, aber sie hat immerhin schon einige Bauernhäuser in Brand geschossen, deren Ruinen mitten in dem friedlichen Erwachen der Natur daran erinnern, dass Krieg ist. Das einzige, was in den Trümmern meist stehen bleibt, sind die Kamine, die wie warnende Finger erhoben sind.

Nur von der **Försterei** schallt immer wieder Gefechtslärm herüber. Sie liegt *links*²³⁸ von uns auf der Höhe am Waldrand und ist ein Brennpunkt der Kämpfe. Zwischen Majaki und der Försterei liegen noch drei Bunkerstellungen.

Außer Max Müller habe ich hier noch einen alten Bekannten wiedergetroffen: Franz Bachem. Er ist von der Liste der Offizieranwärter gestrichen und wird also Feldweibel bleiben. Dem lebenslustigen Rheinländer hat das scheinbar keinen großen Kummer bereitet. Er ist munter wie immer, oder tut wenigstens so. Er ist auch – seit Kombornia – immer bei der 4. Kompanie geblieben, während ich damals nach Jasło versetzt worden bin.

Ich werde zur Försterei kommandiert.²³⁹ Sie liegt am Rand des großen Christischtscher Waldes, der sie von drei Seiten umgibt. Eigentlich ist es wohl eine Kolchose gewesen, denn es gehören mehrere Gebäude dazu. Außer der Scheune mit Lehmwänden und Strohdach sind alle anderen Gebäude schon in Trümmer geschossen. Aber unter den Ruinen befinden sich starke Bunker. Der ganze Komplex, etwa 100 x 100 m im Geviert, ist zu einem starken Stützpunkt ausgebaut, hat 120 Mann Besatzung, mehrere schwere MGs, Granatwerfer und drei 3,7-cm-Pak. Die Försterei liegt wie ein Sperrfort an dem Weg, der über Karpowka nach Slawjansk führt. Deshalb ist sie den Sowjets ein Dorn im Auge und wird immer wieder mit Beschuss belegt und von Stoßtrupps angegriffen. Da der Russe den Wald beherrscht, der von drei Seiten bis an die Försterei heranreicht, kann er fast unbemerkt bis an unsere Stellungen herankommen. Die Gefahr überraschender Überfälle hängt ständig wie ein **Damoklesschwert** über dem Stützpunkt und erfordert lückenlose und schärfste Wachsamkeit. Das kostet Nerven, und die Försterei steht in üblem Ruf bei den Landsern.

Nun sitze ich als Führer der schweren Waffen beim Stützpunktkommandanten im Gefechtsstand der Försterei. Der Kommandant ist ein junger, schneidiger Leutnant, nur etwas nervös. Sein Stellvertreter, ebenfalls Leutnant, ist mit seinem ruhigen Wesen ein passender Ausgleich. Beide sind gut zu leiden. Wir wohnen zu Dritt in einem Bunker unter dem zerschossenen Hauptgebäude. Als vierter Mann sollte eigentlich noch der Melder, ein älterer Mann, bei uns wohnen, aber wegen der vielen Ausfälle und der notwendigen erhöhten Wachsamkeit ist er oft zu Wachen eingeteilt und ist selten anwesend. Um den überlasteten Männern etwas Erleichterung zu verschaffen, übernehme ich ab und zu freiwillig eine Nachtwache.

Auch jetzt habe ich wieder eine Wache übernommen. Ich stehe in einem Erdbunker am Waldrand und blicke durch die Schießscharte über das abgeholzte Vorfeld. Es ist finstere Nacht. Nur undeutlich sehe ich die Stubben und abgesägten Baumstümpfe wie Klumpen am Erdboden. Von Zeit zu Zeit tritt der Mond aus den Wolken hervor und erhellt das Gelände ein wenig. Aber die Schatten der Baumstümpfe machen den unebenen Boden noch unübersichtlicher, ist das dort überhaupt ein Baumstumpf? Hat er sich nicht eben bewegt? Oder ist nur ein Wolkenschatten darüber gehuscht? Stand dort jemals ein Stubben? Wie sah die Stelle eigentlich bei Tage aus? Die Phantasie erblickt in jedem Baumstumpf einen schleichenden Russen. Ich strenge mein Gehör an. Es ist nichts Verdächtiges zu vernehmen. Ich bohre meine Blicke ins Dunkel. Die Stümpfe bleiben reglos. Langsam weicht die Spannung einer normalen Aufmerksamkeit, bis die Ablösung kommt.

Einige Tage später kracht bei demselben Bunker ein Schuss. Ihm folgt der Aufschrei eines Verwundeten. Angeblich soll ein sowjetischer Flammenwerfertrupp zwischen den Baumstümpfen herangeschlichen sein. Jetzt ist nichts mehr zu sehen, aber der Verwundete schreit noch. Er schreit in langgezogenen Tönen, unterbrochen von stockendem Jammern und Stöhnen. Stunde um Stunde. Seine Kameraden trauen sich nicht mehr auf die Lichtung. Und wir auch nicht. So schreit er die ganze Nacht. Von Zeit zu Zeit verstummt er. Dann jammert er wieder. Aber die stillen Pausen werden immer länger. Sein gedehntes Rufen immer leiser. Dennoch hallt sein Jammern weiter durch die Nacht, bis zum Morgen. Als es heller wird, ist er verstummt.

²³⁸ im Original irrtümlich „rechts“

²³⁹ wahrscheinlich am 29.04. mit Abzug des I./I.R. 477 aus Majaki (Frame 000850/71), evtl. bereits am 15. oder 16.04. im Zuge größerer Umgruppierungen (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000785)

Eine Ratsch-Bum ist direkt auf unseren Bunker eingeschossen. Sie schießt in unregelmäßigen Abständen, und auch immer nur einen Schuss.

Dieses Geschütz ist eine hervorragende Konstruktion. Kaliber 7,62 cm. Sehr beweglich, mit schneller Schussfolge und ungeheurer Rasanzenz. Abschuss und Einschlag folgen in Sekundenbruchteilen: Ratsch-Bum! Man kann sich nicht in Deckung bringen. Für uns ein widerliches Ding. Schon bei meiner Ankunft sehe ich die drei Meter lange Einschlagsfurche auf dem Weg und weiß Bescheid.²⁴⁰ Dieser Tage ist ein Nachrichtenmann direkt neben unserem Bunker von einer Granate getroffen worden, als er eine Leitung flicken wollte.

Als heute mittag²⁴¹ sechs **Ratas (russische Jagdmaschinen)** über unserem Stützpunkt kurven, nehmen wir sie unter Gewehrfeuer. Da kurven sie ein und setzen zum Angriff an. Ich stehe neben unserem Bunker und beobachte eine Rata, die gerade wieder zum Angriff ansetzt und direkt auf mich herunterschießt. Ich sehe gerade noch das Mündungsfeuer aufblitzen und springe im selben Augenblick auf unseren Bunkereingang zu. Aber schon prasseln die Kugeln um mich herum in den Sand, kleine Staubwölkchen aufwirbelnd. Die Garbe lag haargenau. Noch im Springen sehe ich, wie sich eines der Geschosse einen Meter vor meinen Füßen in den Sand bohrt. Ich habe solchen Schwung, dass ich die Bunkertreppe herunterkollere und lachend durch die Tür rutsche, wo mich die beiden Leutnants überrascht anblicken.

Heute nachmittag erscheint ein Iwan mit einem bespannten Panjewagen auf der Försterei. Er hatte sich im Wald verfahren und landete bei uns.

Anfang Mai. Es ist warm. An manchen Tagen sitzen wir vor dem Bunkereingang in der Sonne. Der Wald hat sein Frühlingskleid angelegt und prangt in den frischen grünen Farben des jungen Laubes.

Es ist Abend. Wir sitzen bei Kerzenschein lesend im Bunker. Da erschallen draußen plötzlich abgerissene Rufe, und dann das dumpfe Krachen einer Handgranate. Dann ist es wieder still. Kurz darauf stapft ein Posten die Bunkertreppe herunter und tritt ein. Hinter ihm stehen drei Russen. Es sind Überläufer, die sich im Schutz der pechschwarzen Nacht ungesehen an unsere Stellungen herangeschlichen und dann zu erkennen gegeben haben. Der erschreckte Posten hat sie in seiner Überraschung angerufen, aber gleichzeitig eine Handgranate abgezogen und sie ihnen entgegen geworfen. Glücklicherweise war nichts passiert. Bei der Vernehmung erzählen die Überläufer, dass sie nur die ersten einer ganzen Gruppe seien, die auch noch kommen wollen. Die andern getrauten sich nur noch nicht. Sie hätten daher vereinbart, dass die ersten, wenn sie heil bei uns angekommen seien, uns bitten sollten, drei weiße Leuchtkugeln zu schießen. Dann wollten sie nachkommen. Wir schießen also drei weiße Leuchtkugeln, und tatsächlich kommen vier weitere Russen. Sie bitten, nochmals drei Leuchtkugeln zu schießen, denn es wären immer noch einige Genossen draußen, die noch zögerten. Wir wiederholen das Spiel zum dritten Mal, und nach geraumer Zeit erscheinen auch noch die letzten fünf Mann. Nun war die zwölf Mann starke Gruppe vollzählig beisammen und feierte grinsend ihr Wiedersehen in unserem Bunker. Nach der üblichen Vernehmung werden sie verpflegt und dann zum Bataillon geschickt.

Die Zahl der Überläufer betrug in unserem Abschnitt zwischen Weihnachten und Ostern 30 Mann. In letzter Zeit steigt die Zahl auffallend an. Das ist immer ein Zeichen für bevorstehende Angriffe. Tatsächlich berichten die Ankommenden übereinstimmend von sowjetischen Angriffsvorbereitungen.

Der Wald wird unruhig. Gestern Nacht schnatterten die Iwans so laut im Wald, als ob sie allein wären. Deshalb haben wir heute einen Feuerüberfall mit Granatwerfern vorbereitet. Als sie nun heute nacht wieder so unverschämt laut sind, wummern unsere Werfer los. Die Granaten prasseln in den Wald. In die dumpfen Explosionen mischt sich das Splittern der Äste. Rufen und Schreien hallt durch den Wald und füllt die Pausen zwischen unseren krachenden Einschlägen. Das Echo im Wald vervielfacht das Getöse. Unser Feuerüberfall verstummt ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte. Nur das Jammern der verwundeten Iwans tönt noch zu uns herüber.

²⁴⁰ Am 13.04. hatte es einen Angriff mit einem Panzer und einer Pak auf die Försterei gegeben (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000778). Die Feldkanone Ratsch-Bum fand oft als Pak Verwendung Wenn dies eine Spur davon gewesen sein sollte, wäre der Autor kurz darauf auf die Försterei kommandiert worden sein müssen, solange die Spur noch sichtbar war, was eher für das oben vermutete Datum 15. oder 16.04., spricht.

²⁴¹ am 04.05. um 9 Uhr Tieffliegerangriffe mit 5 Toten und 14 Verwundeten (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000866/67) bzw. bis mittags lebhaft feindliche Fliegertätigkeit (Roll 1805 Frame 000895) ; Angriffe an anderen Tagen passen nicht zu Datum oder Tageszeit

08.05.1942. Wie ich heute im Stützpunkt herumgehe, höre ich Motorengeräusche im Wald.²⁴² Sie haben einen verdächtig tiefen Ton. Ich bleibe stehen und lausche diesem Brummen. Panzer? Panzer in diesem Wald? Aber warum eigentlich nicht, sie können ja auf den Schneisen entlang fahren. Außerdem steht vor unseren Bunkern auf der Ostseite nur Stangenholz, dass sie spielend niederwalzen könnten. Es wäre auch nicht das erste Mal, dass der Russe mit Panzern in einem Gelände angreift, wo wir es nicht für möglich halten. Ich lausche nochmals. Kein Zweifel, es sind Panzer! Das kann ja lustig werden.

Die Panzer brummen immer aufdringlicher. Es sind mehrere, sie scheinen in jeder Nacht etwas näher zu kommen. Wir hören die Geräusche unter der Erde im Bunker deutlicher als draußen im Freien. Heute früh sichtet einer unserer Posten den ersten Panzer. Er stand am Ende einer Schneise, jagte einen Schuss zwischen die Bäume unseres Stützpunktes und zog sich wieder zurück.

13.05.1942. Heute nacht sind sie schon wieder näher gekommen. Sie sammeln sich offensichtlich vor der Försterei, denn sie wälzen sich genau vor unserem Abschnitt herum. Wie das zornige Brummen gereizter Ungetüme hört es sich an, wenn die wuppernden Motoren – wohl bei Schwenkungen oder Hindernissen – laut aufbullern. Sie sind höchstens noch hundert Meter entfernt, aber das dichte Unterholz, das uns nach dreißig Metern schon die Sicht versperrt, verbirgt sie noch unseren Blicken. Und nachts kann man schon gar nichts sehen, so sehr unsere Blicke auch das nachtschwarze Gebüsch zu durchdringen versuchen. Es ist nervenaufreibend. Heute greifen sie sicherlich an. Ich weiß nicht, ob es der 17. oder 18. Mai ist.²⁴³

Kaum ist Schusslicht, da setzt sich der Panzer, der gestern schon auf der Schneise erschienen war, wieder auf den Weg und beginnt zu feuern. Seine Granate krepirt in den Baumkronen. Nun setzen sich auch die anderen Panzer in Bewegung und bohren sich brummend und brüllend einen Weg durch das Stangenholz vor unseren Bunkerstellungen. Es splittert und kracht, wenn die jungen Stämme und Bäumchen von den Ketten zermahlen werden. Aber die Panzer sind immer noch unsichtbar, obgleich sie höchstens noch fünfzig Meter entfernt sein können. Es ist eine widerliche, zermürende Situation. Man hört die Kolosse heranbrummen, zurücksetzen und aufbrüllend mit neuem Anlauf das Unterholz zermalmen. Näher, langsam immer näher, und man kann nichts dagegen tun. Man weiß nur, dass es noch schlimmer wird, wenn sie wirklich erscheinen. Stundenlang scheint dieses nervenfressende Warten zu dauern. Ich setze unsere Granatwerfer ein und streue den Wald vor uns ab. Vielleicht trifft es die russische Begleitinfanterie, die sicher bei den Panzern ist. Außerdem befreit es die Männer etwas von ihrer Spannung.

Mittag ist vorüber. Bei den Männern meldet sich der Hunger, und sie essen etwas aus ihrem Brotbeutel. Das ist ein gutes Zeichen. Andererseits soll man vor Gefechten besser nichts essen, weil es dann bei Bauchschüssen Komplikationen geben kann. Der Darm sollte dann besser leer sein. Aber man kann das nicht immer durchführen, denn dann dürften wir manchmal tagelang nichts essen. Es wird Nachmittag. Immer noch dieselbe Lage. Wir stumpfen ab. Die Hoffnung auf die baldige Dunkelheit beruhigt uns etwas, denn bei Nacht greifen die Panzer nicht an, obgleich man auch in diesem Punkt bei den Russen vor Überraschungen nicht sicher ist. Die Nacht ist Erlösung. Das Tageslicht beginnt zu verlöschen. Dieser Tag ist überstanden.

14.05.1942, 3 Uhr morgens. Es geht schon wieder los! Es ist noch gar nicht richtig hell, da springen im Wald schon die verdammten Motoren an. Wir liegen noch unten im Bunker und hören es deutlich. Gleich wird der Melder kommen, meint der Kompaniechef trocken, da hören wir ihn auch schon im Laufschrift ankommen und die Stufen herunterpoltern.

Der Panzer auf der Schneise hat sich näher herangewälzt und beschießt jetzt direkt unsere Bunkerstellungen, die er inzwischen erkannt hat. Unsere dortige Pak versucht, mit ihren kleinen Granaten das Ungetüm zu vertreiben. Da wird sie erkannt, und jetzt brüllt ihr der Stahlkoloss sein Feuer in die Stellung. Ein Mann nach dem andern am Geschütz fällt blutend aus, bis ein Volltreffe das Geschütz vernichtet. Nur ein Mann bleibt übrig.

²⁴² KTB 257. I.D. vermerkt in der Morgenmeldung des 09.05., also für den 08.05. abends, Motorengeräusche im Wald nordwestlich der Försterei (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000924)

²⁴³ Es ist weder der 17. noch der 18., sondern der 13., der Tag vor dem Beginn der Nahkämpfe, die am 14. und 15. stattfanden (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000962/63/93); ins *Soldbuch* wurden später irrtümlich der 15. und 16. eingetragen.

Jetzt geht der Tanz los. Russische Artillerie greift ein, um den Panzervorstoß zu unterstützen. Der Wald kracht und splittert jetzt vor Granateinschlägen. Eine Werfergranate explodiert dicht vor der Schießscharte eines Bunkers. Die Splitter schlagen einem Soldaten ins Gesicht. Er bricht schwerverwundet zusammen. Der Sanitätsbunker in der Mitte des Gehöfts ist schon voll, aber immer neue Verwundete schleppen sich dorthin und verschwinden in der Höhle.

Verdammt nochmal, warum kommen die Panzer nicht?! Im Krachen der Einschläge hören wir sie dicht vor uns brummen und dröhnen, aber sie kommen nicht heraus. Behindert sie der Wald doch so sehr, oder ist es nur Nervenkrieg? Auch sowjetische Infanterie ist noch nicht zu sehen. Vielleicht vermuten sie einen Minengürtel vor unseren Stellungen und tasten sich deshalb so langsam heran. Wenn die wüssten, wie lächerlich wenig Minen wir haben, und dass wir den Panzern eigentlich überhaupt nichts entgegensetzen können. Wir haben keine panzerbrechenden Waffen auf der Försterei. Wenn die Iwans Schneid hätten, könnten sie uns in zehn Minuten überrennen. Aber sie wagen es nicht. Es wird Abend, und sie haben den Einbruch wieder nicht gewagt. Und wieder senkt sich die erlösende Nacht über die arme, tapfere Besatzung der Försterei.

Im Schutz der Dunkelheit beginnt bei uns ein geschäftiges Treiben. Von hinten kommen Munitions- und Verpflegungsfahrzeuge heran, laden ab und nehmen die Verwundeten mit zurück. Die Spannung ist etwas abgeklungen. Wir essen unser Abendbrot. Es war heute die einzige Mahlzeit. Dann sinken wir ermüdet auf unser Lager. Nur die Posten müssen wachen und gegen die bleierne Müdigkeit ankämpfen.

15.05.1942. Der dritte Morgen bricht an, viel zu schnell für unsere abgespannten Nerven. Ob sie heute wohl kommen? oder vielleicht gar nicht mehr? Die Nacht war nämlich ruhig. Zwischen Hoffnung und Zweifel geht es dem neuen Tag entgegen. Und mit den ersten Lichtstrahlen des neuen Tages springen auch die verfluchten Motoren wieder an. Herrgott, wer kann das ertragen. Da sind sie schon! Nur noch dreißig Meter stehen diese widerlichen Riesenkröten vor uns. Es sind vier Stück. Zwei von ihnen stehen noch im Wald, die beiden anderen sind schon bis an den Rand vorgerückt. Ihre Hinterleiber sind noch von Buschwerk verdeckt, ihre Rohre aber recken sich drohend nach vorn. Der stärkste von ihnen ist ein 60-Tonner, ein **KW-1**. Plötzlich brüllen seine Motoren wild auf, er ruckt an und wälzt sich vorwärts. Die armdicken Bäumchen knicken brechend um und legen sich fächerförmig vor dem Koloss nieder. Der rollt weiter, wälzt einen Bunker nieder und steht nun mitten im Hof. Der ist einsam und leer, aber aus den Sehschlitzen der versteckten Bunkerstellungen folgen ihm hundert aufmerksame und etwas beunruhigte Augen. Unsere Männer verhalten sich richtig. Gegen diesen Koloss sind wir machtlos. Unser Ziel ist die Infanterie – wenn sie kommt.

Der Stahlriese dreht jetzt langsam seinen Turm. Ein Blitz – und krachend fährt eine Granate in die Ruine über unserem Bunker. Brruch – eine zweite. Aber er findet kein lohnendes Ziel mehr und steht unschlüssig da. Inzwischen sind auch die andern drei Panzer aus dem Wald herausgerollt und rattern langsam auf den weiten Hof. Es sind **T-34**.

Da laufen plötzlich ein paar Landser aus einem der vorderen Bunker zurück. Sie fürchteten wohl, abgeschnitten zu werden. Sie hatten die Nerven verloren. Das war auch für die anderen ein Signal zum Rückzug. Nun wollte niemand mehr zurückbleiben. Der Widerstandswille war erschüttert. Eine Gruppe nach der anderen zog sich zurück. Vielleicht glaubten manche auch, es sei ein Rückzugsbefehl ergangen, den sie überhört hatten. Wie dem auch sei – diese vier Männer haben einen schweren Fehler begangen. Durch sie war ein Damm gebrochen, und sie rissen einen ganzen Strom von Männern mit sich. Sie kamen aus den Bunkern, sprangen hinter die Ruinen und liefen im Schutz dieser Mauerreste über eine Wiese, bis zum nächsten Waldrand. Nun mussten auch wir uns aus dem Kommandantenbunker mit den restlichen Männern auf demselben Weg zurückziehen. Am Waldrand setzten wir uns wieder fest. Die Verwundeten im Sanitätsbunker mussten wir zurücklassen, denn der KW-1 stand direkt neben diesem Erdbunker, ohne es zu wissen. Die tapferen Sanitäter waren bei den Verwundeten geblieben.

Vom Waldrand, aus knapp hundert Metern Entfernung, beobachten wir, dass die ersten russischen Infanteristen in die Försterei eindringen. Es sind nicht viele. Oder trauen sie sich immer noch nicht heraus? Der KW-1 hatte unseren Rückzug bemerkt und rollt nun aus dem Hof heraus in einem großen Bogen um die Ruinen herum auf das freie Feld hinaus. Die Ruinen hatten ihm die Sicht versperrt. Nun hat er freies Schussfeld zu uns am Waldrand hinüber. Er macht Anstalten, auf uns zuzurollen.

Wie er aber da so auf dem freien Feld steht, gerät er in das Schussfeld unserer 3,7-Pak, deren Stellung etwas abseits der Försterei auf freiem Feld lag. Eine 3,7 gegen einen KW-1! das grenzt an

Selbstmord, mit diesem „Heeresanklopfgerät“ einen überschweren Panzer bekämpfen zu wollen. Noch dazu, wo diese Pak fast ungedeckt auf freiem Feld steht. Ihr einziger Schutz ist die Mulde, in der das Geschütz steht und aus der es sein dünnes Geschützröhrchen hinaussteckt. So steht diese winzige Pak dem Ungetüm gegenüber wie David dem Riesen Goliath. Aber sie schießt! Diese Draufgänger von Panzerjägern nehmen den ungleichen Kampf auf. Sie knallen dem Koloss eine Granate an den Turm, dass die Funken sprühen. Noch einmal bellt die Pak, aber das Geschöß prallt von dem stählernen Turm ab wie eine Erbse und schießt als glühender Funken kerzengerade in die Luft. Wieder knallt die Pak, und da geschieht das Unglaubliche: Der Riese bleibt stehen, dann rollt er sogar zurück. Er schießt nicht mehr. Wir bemerken, dass er sein Rohr nicht mehr bewegt. Wahrscheinlich hat eine Pakgranate den Drehkranz des Turmes getroffen und verklemmt. Als die drei anderen T-34 ihren großen Bruder zurückwackeln sehen, kriechen sie ebenfalls rückwärts in den Wald zurück. Unser Chef erfasst blitzschnell die Situation und stürmt plötzlich mit „Hurra“ aus dem Wald heraus. Ich folge sofort als zweiter, denn ich lag neben ihm, und brülle ebenfalls los. Nun bricht die ganze Kompanie in Wellen aus dem Wald heraus und rennt unter vielstimmigem „Hurra“ über die Wiese auf die Försterei zu. Der Wald hallt wider vom Kampfgeschrei der vorwärts stürmenden Kompanie. Wir schießen im Laufen, dass es prasselt. Als wir die Försterei erreichen, waren die T-34 mitsamt ihrer Begleitinfanterie auf der anderen Seite schon wieder heraus. Einer der Panzer hatte eine Schneise als Rückweg benutzt. Dabei geriet er in das Schussfeld unserer dritten Pak, die ihre Stellung in der großen Scheune hatte. Sie zerschoss ihm die Kette, so dass er lahmgeschossen liegen blieb.

Der KW-1, der am weitesten vorgeprescht war, ging auch als letzter zurück. Dieser Riese deckte den Rückzug der T-34 und der Infanterie. Die ersten von uns hatten die Ruinen der Försterei schon erreicht, als der KW-1 über den Hof an uns vorbei ruckelte. Er ist keine dreißig Meter entfernt, und der Kommandant guckt mit dem Kopf aus dem Turmluk. Ich jage einen Feuerstoß aus meiner MPi hinauf. Da klappt er schnell den Deckel zu. Noch während der Koloss verschwindet, springt Leutnant Schröder mitten auf den Hof und schießt stehend freihändig den Russen nach. Er steht mir im Schussfeld, und ich brülle, er solle zur Seite gehen, aber er tut es nicht. Ein Feldweibel sagt ihm nach dem Kampf, wenn er so tollkühn weitermache, werde er nicht alt.²⁴⁴

Wir stellen das Geballer ein. Es gibt nichts mehr zu beschießen. Die Spannung löst sich. Ich spüre plötzlich einen üblen Geruch in der Nase. Ich schnuppere in die Luft, blicke um mich und stelle fest, dass die Deckung, hinter die ich mich in der Hitze des Gefechts geworfen hatte, aus einem Haufen von getrockneten Gedärmen bestand.

Wir hatten die Försterei gerade wieder zurückerobert, als eine Kompanie unter Führung eines Leutnants ankam. Sie hatte den Auftrag, die Försterei im Gegenstoß zurückzugewinnen und war höchst erstaunt, dass wir schon wieder drin saßen.²⁴⁵

Der angeschossene T-34 lag über Nacht auf dem Waldweg in etwa hundert Metern Entfernung. Da kroch ein kleiner Stoßtrupp unter Führung von Leutnant Schröder hinaus. Sie wollten versuchen, das Ding zu sprengen, kamen aber unverrichteter Dinge zurück, weil der Panzer zu stark bewacht war. Deshalb versuchte die Pak, die ihn gestern angeschossen hatte, ihn heute am Tage mit einer Panzerfaustgranate zu vernichten. Die Bedienung schoss zum ersten Mal mit dieser abgewandelten Panzerfaust und hatte noch keine Erfahrung damit. Der Schuss ging fehl. Nun aber hatte der Iwan die Pakstellung erkannt und beschoss sie so lange, bis die Scheune in Brand geriet und niederbrannte.

Das waren drei heiße Tage. Mein erster Kampf gegen Panzer. Es war hart und blutig. In diesen 3 Tagen haben wir 40 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Jetzt sind wir nur noch 80 Mann auf der Försterei. Aber neue Ereignisse lassen uns die Verluste bald vergessen. Außerdem sind wir auch ein bisschen stolz. Drei Tage lang haben uns die Sowjets wieder brannt, aber sie sind nicht einmal mit Panzern durchgekommen!

Auch unsere Verwundeten können wieder aufatmen. Sie waren in ihrem Versteck unter der Erde mäusestill geblieben, während über ihnen rote Panzer und Infanterie hin und her wogten. Man hatte sie nicht bemerkt.

Drei wichtige Erfahrungen sind in diesem Kampf wieder bestätigt worden:

²⁴⁴ Die nüchternen Meldungen der Division über diese Kämpfe in KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000993

²⁴⁵ Es könnte sich allerdings auch um eine Kompanie des III./I.R. 228 gehandelt haben, die als Ablösung kam (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 000991).

1.) Nicht immer entscheiden die Waffen den Sieg, sondern der Mannesmut, nicht die überlegene Waffentechnik, sondern die Nerven und die Unerschrockenheit des Kämpfers (der Chef, der beim Zurückweichen des KW-1 sofort nachstieß).

2.) Der Russe greift oft aus Räumen an, wo man ihn nicht erwartet, weil man glaubt, das Gelände sei für einen Angriff ungeeignet. (Die Panzer kamen nicht auf den Schneisen (wo unsere Pak standen), sondern mitten durch den Wald.)

3.) Das Zurückgehen von Soldaten während des Gefechts (oft sind es nämlich nur Melder) schafft zuweilen kritische Augenblicke. Das muss in der Ausbildung mehr berücksichtigt werden.

Der Russe ist unberechenbar, aber vorläufig werden wir Ruhe vor ihm haben. Bei uns auf der Försterei ist es sehr still geworden, und wir genießen die ruhigen, warmen Maitage. Einmal erscheint der Regimentskommandeur, Oberst Taeglichbeck. Er ist groß und hager, mit langem Gesicht, Monokel, zurückhaltend, aber verständnisvoll, ganz Offizier der guten alten Schule. Er benutzt seinen Besuch, um auch mit mir zu sprechen. Erst später ahne ich, dass er sich ein persönliches Bild von mir machen wollte.

Es wird warm, und die deutsche Front beginnt sich wieder zu regen. Der Sommer ist **unsere** Zeit. Vor unserer Divisionsfront sind die sowjetischen Brückenköpfe auf dem Ostufer des Donez schon wieder eingedrückt. Es scheint irgendetwas in der Luft zu liegen. Eines Tages erscheint unser Divisionsführer Oberst Püchler, den wir den Knödelhuber nennen. Ein bajuwarischer Polterer von echtem Schrot und Korn. In Majaki lief er einmal bei einem Angriff, der ihm nicht schnell genug ging, aufrecht bis in die vorderste Linie und schnauzte die Landser an **wie seinerzeit** der **alte Fritz**. Püchler erscheint also mit einem Stab von Offizieren, besichtigt unseren Stützpunkt und zeigt auffallendes Interesse für den Wald. Er spricht mit den Landsern, und aus seinen Fragen schließen wir, dass der große **Christischscher Wald** erstürmt und die Front wieder an den Donez vorgeschoben werden soll.

Jetzt sehen wir den Wald mit anderen Augen. Das junge, frische Grün, das unsere Auge bisher erfreut hatte, betrachten wir mit wachsendem Unbehagen. Noch sind die Blättchen klein. Der Wald ist noch licht. Aber mit jedem Tag wird er dichter. Das sprießende Laub wird ihn bald in ein undurchsichtiges Dickicht verwandeln, in eine Mauer von grünem Laub. Dann lauert hinter jedem Gebüsch der Tod, und in den herrlich grünen Baumkronen wimmelt es von Baumschützen.

Es dauert nicht lange, da beginnen die ersten untrüglichen Vorbereitungen. Nacht für Nacht rollen Munitionsfahrzeuge heran. Es lebt und webt auf der Försterei. Die alte Verteidigungsstellung wird zu einer gefährlichen Angriffsbasis ausgebaut. Die alte Förstereibesatzung wird herausgezogen und für eine Nacht nach Karpowka zurückverlegt.²⁴⁶ Wir werden hier dem Sturmbataillon eingegliedert, das in Karpowka zusammengestellt wird. Das Dorf wimmelt von Soldaten und Fahrzeugen. Alle Häuser sind dicht belegt. Ich habe tagsüber viel zu tun und bin bis spät in die Nacht hinein beschäftigt. Todmüde – denn ich habe auch in der vergangenen Nacht kaum geschlafen – werfe ich mich auf das eiserne Bettgestell in meinem Quartier, um noch etwas zu schlafen. Da tuckert hoch über dem Dorf eine „Nähmaschine“ (*Polikarpow Po-2*). Es ist eins der angeblich veralteten russischen Flugzeuge, die zu kleinen nächtlichen Störflügen eingesetzt wurden und jedem Landser als „Nervensäge“, „Nebelkrähe“, „U.v.D.“ oder „Nähmaschine“ bekannt sind. Jetzt setzt der Motor aus. Das ist immer der Augenblick des Bombenabwurfs. Da zittert auch schon das Haus in seinen Grundfesten, und der Fußboden erbebt unter der rollenden Bombenexplosion. Der Kalk platzt von den Wänden und fällt auf mich herab. Eine dicke, weiße Staubwolke erfüllt die Stube. Ich muss husten. Ich war bei der Detonation aufgesprungen, lege mich aber wieder hin. Das Bett ist voller Kalkkrümel. An Schlaf ist nicht mehr zu denken. Einen Tag und fast zwei Nächte habe ich nun schon nicht mehr geschlafen, war 24 Stunden pausenlos auf den Beinen, und nun graut schon der neue Tag. Auch dieser bringt neue Arbeit, denn es werden Angriffsbesprechungen geführt, Sturmgruppen eingeteilt, Munition und Verpflegung ausgegeben, Nachschubfragen und vieles andere geregelt.

Der Iwan hat unsere Angriffsvorbereitungen bemerkt, denn er wirft nun auch am Tage Bomben ins Dorf. Es ist wieder nur ein einzelnes Flugzeug, und diesmal trifft es besser. Ein paar Fahrzeuge sind zertrümmert, und die Pferde liegen tot daneben.

Auch dieser Tag geht vorüber, und ich kehre müde in mein Quartier zurück. Der Kalkstaub liegt noch wie eine Mehlschicht auf dem Fußboden, und mit jedem Schritt knirscht der Kalk unter meinen Füßen. Die Wände und die Decke haben große Löcher, aus denen das Rohrgeflecht heraushängt. Der Tag hat

²⁴⁶ in der Nacht 15./16.5. (KTB 257. I.D. Frame 000982/83/91)

sich geneigt, aber auch die kommende Nacht wird keine Ruhe bringen, denn jetzt beginnt ja erst der Aufmarsch!

bis hier übersetzt

Sommer-Offensive und Vormarsch 1942

Die Nacht naht heran. Ich habe noch eine Stunde Zeit zum Ruhen, aber das Gehirn arbeitet noch weiter an den Aufgaben des kommenden Tages.

Um Mitternacht kommt der Abmarschbefehl. Die Züge ordnen sich, und dann verlässt die Kolonne das Dorf. Wir folgen zunächst dem Feldweg, der zur Försterei führt. Auf dem Weg überholen uns einige Panzer. Ihre klobigen Schatten rumpeln an uns vorüber.

Die Spitze hat eine Waldecke erreicht. Aus dem Schatten der Bäume lösen sich einige Gestalten: Unsere Einweiser. Wir nähern uns den Ausgangstellungen. Die Kolonne spaltet sich in einzelne kürzere Schlangen, die nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Jetzt hat sie das Dunkel des Waldes verschluckt. Man hört kein lautes Wort mehr, nur geflüsterte Anweisungen, das Klappern eines Kochgeschirrs, das Knacken eines trockenen Astes. Es ist nicht immer so lautlos, wie es sein sollte. In der Stille der Nacht klingen manche Geräusche überdeutlich, und auf den Übeltäter regnen dann immer unterdrückte Flüche herab.

Die Schlange hat sich in einzelne Gruppen aufgelöst, die in Gräben und Erdbunkern verschwinden. Es ist unsere alte Verteidigungslinie, aber jetzt ist sie vollgestopft mit Angriffstruppen. Der Wald hat sich wieder in tiefes Schweigen gehüllt. Er schläft einem neuen, herrlichen Maientag entgegen. Einem Sonntag mit blauem Himmel und jungem, frischgrünem Wald; einem Tag, an dem die ganze Schöpfung neues, junges Leben atmet.

Ich stehe im Graben zwischen unseren Männern und blicke nach oben.

Der neue Tag beginnt zu dämmern. Die dunklen Wipfel der Bäume heben sich schon etwas von dem nachtblauen Himmel ab. Einige Zweige wiegen sich sanft mit wispernden Blättern. Auf dem Boden ist noch Ruhe. Beim Russen drüben regt sich nichts. Wahrscheinlich erwarten sie uns. Auch wir warten. In den Gräben hocken die Sturmsoldaten Mann neben Mann. Auf Tuchfühlung sitzen wir dicht beieinander. Im fahlen Licht des nahenden Morgens sehe ich ihre matt glänzenden Stahlhelme wie eine riesige graue Perlenschnur. Hier und da bewegt sich ein Helm. Niemand spricht. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. Die Männer sitzen schweigend. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Auch ich spüre wieder die Nervenanspannung. Die Zähne vibrieren, wenn man sie nicht aufeinander beißt. Dieses Warten ist scheußlich. Da ist der Angriffsbefehl fast eine Erlösung. Nur dieser verdammte Urwald! Das ist wieder ideales Gelände für den Iwan.

17.5.42 – 3 Uhr morgens.²⁴⁷ Einige dumpfe Abschüsse hinter uns, und schon erhebt sich ein wahrhaft tierisches Geheul über den Baumkronen. Auf- und abschwellendes Heulen und Jaulen erfüllt die Luft, und dann erzittert die Erde unter der Wucht zahlreicher Explosionen. Unsere Do-Werfer schießen! Das Krachen der Einschläge übertönt das Brechen und Bersten der Bäume. Neue Heultöne mischen sich in das Inferno. Sie dringen bis ins Mark. Aus großer Höhe kommend, jault es herab. Die Sirenen unserer Sturzkampfbomber! Mit unbeschreiblicher Wucht hauen sie ihre schweren Bomben in den Wald vor uns. Die Erde hüpfert, und der Luftdruck der Explosionen lupft unsere Stahlhelme. Minutenlang rast dieser heulende, krachende Tod in die russischen Stellungen. Der Wald dröhnt und bebt. Unsere Männer haben sich erhoben und blicken mit brennenden Augen in den Wald. Weiße Leuchtkugeln zischen durch die Baumkronen hoch in die Luft, um den Stukas den Verlauf unserer Linie anzuzeigen.

²⁴⁷ 03:05 Uhr gemäß Benary S. 101. Auftakt zur großen Sommeroffensive *Fall Blau/Unternehmen Braunschweig in Richtung Kaukasus* (vgl. KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001045). Der Angriff „Fridericus“ (I bzw. Süd) wurde nur vom Südflügel (A.Gr. von Kleist (17. A. m. XXXXIV. A.K. u. LII. A.K.) und I. Pz.A. m. III. Pz.K.) geführt (Frame 000996), da die Sowjets mit der Frühjahrsschlacht um Charkow mitten in die Angriffsvorbereitungen des Nordflügels (6. A.) stießen; der am 17.05.1942 vorgetragene Angriff des Südflügels war aber wirkungsgleich. (KTB AOK 6 vom 27.05.42 zit. in *Beitrag im Forum der Wehrmacht*; s. a. KTB OKW 1942 S. 366). Hierzu auch W. Russ: *Operation Fridericus*, S. 106 ff.

Jetzt ein Signal: Angriff! Eine Welle graugrüner Gestalten klettert aus dem Graben und dringt in den Wald ein. Bald sind sie im dichten Unterholz verschwunden. Die Bombeneinschläge sind verstummt. Die ersten Gewehrschüsse fallen. Wie hell und harmlos klingen sie nach dem dröhnenden Grollen der Bombeneinschläge! Der Infanteriekampf beginnt. In das vereinzelte Feuer der Gewehrschüsse und das Rattern der MGs brandet hier und da das Hurra der stürmenden Deutschen. Das Echo verstärkt den Sturmruf und lässt den Wald davon widerhallen. Es klingt wie aus tausend Kehlen – und sind doch nur 300!

Waldkampf! Keilförmig stoßen wir in den Wald hinein. Die Spitzengruppe besteht aus ausgesuchten und bewährten Kämpfern, die mit zahlreichen Spezialwaffen ausgerüstet sind: Schnellfeuergewehren, **Gewehrgranaten**, Maschinenpistolen, Hand- und **Wurfgranaten, die aus Leuchtpistolen abgeschossen werden können**.

Das Unterholz hat sich etwas gelichtet und ist stellenweise ganz verschwunden. Wir sind im Hochwald, und bald stehen wir vor den ersten Verteidigungsstellungen der Russen. Es ist eine mehrere hundert Meter lange und drei Meter hohe Baumsperre, aus der uns heftiges Abwehrfeuer entgegenschlägt. Eine ganz verfluchte Situation. Man sieht keinen Gegner, aber aus allen Ritzen knallt es. Da die Sperre möglicherweise noch vermint ist, ist Vorsicht geboten. Also gehen wir erst einmal hinter den Bäumen in Deckung und versuchen, Feuerstellungen, MG-Nester und einzelne Schützen ausfindig zu machen. Ein Knall, ein Mündungsfeuer, eine Bewegung verraten uns den Gegner, und dann jagen wir unsere Kugeln und Feuerstöße hinüber. Aber der Russe hat die bessere Deckung, und mancher von unseren Kameraden wird getroffen. Der stille, sympathische Leutnant von der Försterei ist durch einen Rückenmarkschuss schwer verletzt. Mit erschreckend bleichem Gesicht liegt er auf der Bahre, und sein Kopf hängt kraftlos zur Seite, als die Sanitäter ihn an mir vorbei schnell aus dem Feuerbereich tragen. Man sieht, dass er dem Tod nahe ist. Wir haben hierin schon einige Erfahrungen gesammelt. An der Lage eines Körpers oder an der Stellung der Gliedmaßen erkennt man schon, ob ein Mensch tot oder verwundet ist. Ebenso an den Gesichtszügen oder der Gesichtsfarbe.

Da ist ein sowjetisches MG-Nest hinter der Baumsperre entdeckt. Ein Gefreiter lädt seine Leuchtpistole mit einer Wurfgranate, zielt nach Augenmaß und drückt ab. In steilem Bogen fliegt die Eierhandgranate zum Feind hinüber und fällt senkrecht hinter der Baumsperre herunter. Krachend detoniert sie mitten in dem MG-Nest. Volltreffer!

Es gibt immer wieder solche unfasslichen Vorkommnisse. Zufall nennen wir es. In Wirklichkeit ist es wohl Schicksal. War es in diesem Fall Glück oder Tüchtigkeit des Gefreiten? Er trägt jedenfalls schon das EK I (*Eisernes Kreuz 1. Klasse*).

Rechts von mir wird hart um eine Lücke in der Baumsperre gekämpft. Eine Bombe hatte hier eine Bresche aufgerissen. Die Wand steht schief. Unsere Soldaten hatten sich herangearbeitet. Nach erbittertem Feuergefecht waren die ersten Angreifer hindurch gedrungen. Andere folgten schnell, und nun werden die roten Stellungen von der Seite aufgerollt. Immer neue Gruppen strömen durch die Bresche. Der Russe kann sich nicht mehr halten und beginnt, sich in aufgelösten Haufen zurückzuziehen. Seine Toten bleiben liegen. Wir setzen den Zurückweichenden nach, aber vorher werfen der Gefreite und ich noch schnell einen Blick auf das niedergekämpfte MG-Nest. Das MG ist umgeworfen. Daneben liegt ein Toter. Hinter dem Gewehr liegt der Richtschütze mit aufgerissenem Hinterkopf. Sein Gesicht liegt am Boden, und aus dem zerbrochenen Schädel hängt das Gehirn.

Der Wald scheint endlos zu sein. Immer noch dringen wir vor. Von Zeit zu Zeit mit brausendem Hurra, wenn einzelne Feindgruppen sich wieder festzusetzen versuchen. Manchmal auch nur, um den Iwan zu demoralisieren oder um die Verbindung mit den Nachbarkompanien in diesem unübersichtlichen Waldgelände akustisch aufrechtzuerhalten.

Inzwischen haben sich die Sowjets so schnell abgesetzt, dass nichts mehr von ihnen zu sehen ist. Aber der Wald ist groß und der Rückzug der Russen ist noch kein Sieg. Bei seiner hinterhältigen Kampfweise muss man immer mit Überraschungen rechnen.

Gegen Mittag wird plötzlich „Halt!“ befohlen. Die Gruppen bleiben stehen. In solchem Gelände reißen die Verbindungen zwischen den Einheiten leicht ab, und das kann zu einer gefährlichen Verzettelung führen. Man stoppt also, um die Verbindungen zu überprüfen oder notfalls wiederherzustellen. Da kommt ein weiterer Befehl: „Einigeln!“. Nanu, was soll das!/? Wir bilden einen großen Kreis und richten uns auf Rundum-Verteidigung ein. Einige Soldaten schaufeln sich eine Schützenmulde. Die meisten haben sich einfach auf die Erde gelegt und ruhen aus. Da stehen wir nun und haben das Gefühl, dass wir allein sind. Eine Kompanie, ein kleines verirrtes Häuflein im großen Waldmeer.

Haben wir uns verlaufen? die Richtung verloren? Fühlung mit dem Feind verloren? Verbindung zum Nachbarn abgerissen? Einige Landser kommen zu mir mit ähnlichen Gedanken. Ich gehe zu Max Müller, um mich nach der Lage zu erkundigen. Aber selbst er als Kompanieführer weiß nicht genau Bescheid, meint aber, es sei alles in Ordnung. Da hören wir rechts im Wald Rufe und Antworten. Es sind Deutsche. Dorthin haben wir also Verbindung.

Ich weiß, dass im Kampf nicht jedem einzelnen Soldaten die Gefechtslage bekanntgegeben werden kann. Das ist unmöglich und auch nicht immer nötig. Andererseits besteht kein Zweifel, dass dieser Informationsmangel bei dem einfachen Soldaten oft zu Unsicherheit und Unwillen führt und bei der unteren Führungsebene sogar zu falschen Befehlen Anlass gibt.

Plötzlich rattert links ein MG los. Kurze Feuerstöße, erregte Rufe. Ich blicke in die Richtung und sehe einzelne erdbraune Gestalten durch das Gebüsch huschen. Russen! Ich nehme schnell ein paar Mann zusammen und setze ihnen nach. Sie sind nicht weit gekommen. Drei von ihnen liegen blutend im Gras. Die MG-Garben hatten sie erwischt. Die andern halten sich versteckt hinter den Bäumen. Da haben wir sie bald erreicht. Ich fordere sie auf, sich zu ergeben. Das „руки вжәрч!“²⁴⁸ ist uns schon lange geläufig. Daraufhin kommen noch vier Mann hinter den Bäumen hervor. Wir suchen das Gelände noch kurz ab und gehen dann zurück. Die Iwans hatten sich verlaufen und waren dann im Wald umhergeirrt, bis sie unglücklicherweise uns in die Arme liefen. Einer von ihnen trägt einen deutschen Stahlhelm. Dieser vollgefressene Iwan grinst mich an. Verlegenheit oder Unverschämtheit? Meine Nerven sind ohnehin noch gespannt, und mich packt der Zorn. Ich drehe meine Maschinenpistole um und haue sie dem Iwan auf den Kopf, dass sich die Schulterstütze leicht verbiegt. Der Russe hat den Schlag durch den Stahlhelm überhaupt nicht gespürt, denn er grinst weiter. Oder hat er gemerkt, dass ich plötzlich stutzte. Mir fiel ein, wie leicht diese billige MPi losgeht. Bei dieser Fehlkonstruktion hätte schon der Schwung des Schlages genügt, um durch die Zentrifugalkraft den Rücklaufmechanismus in Bewegung zu setzen, und der Schuss hätte sich automatisch gelöst. Ich hätte mich durch meine Unbeherrschtheit selbst erschießen können, denn ich hatte die MPi ja umgedreht, und die Mündung war auf mich gerichtet. Im Unterbewusstsein dankte ich dem Herrgott für seine unbegreifliche Nachsicht mit mir.

Ich gehe noch einmal zu den verwundeten Russen. Zwei sind schon tot. Der Dritte ist schwer verwundet. Er sitzt im Gras und stützt sich mit beiden Händen auf den Boden. Ich überlege, was mit ihm werden soll. Wir können ihn nicht mitnehmen und wohl auch nicht zurücklassen. Wir können ja selbst nicht fort und wissen überhaupt nicht, was die nächsten Stunden bringen.

Da ruft plötzlich jemand: „Umlegen, den Kerl!“ Ein impulsiver, unüberlegter Ausruf. Ich höre ihn, ohne eigentlich darüber nachzudenken. In solchen nervenzerrenden Situationen wie diesem Waldkampf entschlüpft einem schon mal so ein gedankenloser Ausruf, und man hört ihn ebenso gedankenlos, ohne dass er ins Bewusstsein dringt. Auch hier kommt mir gar nicht zum Bewusstsein, dass dieser Ausruf eine Aufforderung zum Mord ist. Wer hat da eigentlich gerufen? ein Unteroffizier? ein Feldwebel, der gerade in der Nähe stand? Ich sehe, wie ein Landser an den Verwundeten herantritt. Er hält dem Russen die Mündung seines Gewehrs in den Nacken und drückt ab. Ein kurzer Knall. Ein fingerdicker Blutstrahl schießt dem Russen aus der Kehle gurgelnd ins Gras. Nach wenigen Sekunden knickt der Russe lautlos in die Ellbogen, der Kopf neigt sich langsam, und dann sinkt der Oberkörper vornüber ins Gras. Er ist tot.

Die gefangenen Iwans werden gleich zum Ausheben von Schützenmulden eingesetzt.²⁴⁹ Ich bin wieder einmal erstaunt über die Geschwindigkeit, mit der sich diese Naturburschen in die Erde wühlen können. Es ist unglaublich!

Da ertönt der Befehl zur Fortsetzung des Angriffs. Wir passieren eine zweite Baumsperre, die die Sowjets freiwillig aufgegeben haben. Sehr angenehm! Vor uns liegt nun eine weite Mulde mit sehr lichtem Baumbestand. Es sind alles hohe, starke Bäume. In der Mulde grasen sorglos ein paar herrenlose Pferde, die gleich von Sanitätern zum Verwundetentransport benutzt werden. Wir steigen bis zum Grund herunter und schwenken dann nach rechts ab. Ich merke, dass ich hundemüde bin.

Der Widerstand der Bolschewisten ist anscheinend vollständig zusammengebrochen. Bei ihrem Rückzug müssen sie offenbar vollständig durcheinander geraten sein, denn uns laufen immer wieder

²⁴⁸ Руки вверх! Hände hoch!

²⁴⁹ Verstöß gegen Art. 31 des *Genfer Abkommens über die Behandlung der Kriegsgefangenen vom 27.07.1929*, der aber nur im Falle der Nötigung ein Kriegsverbrechen wäre

versprengte Gruppen von Rotarmisten in die Arme. Da wir keine Feindberührung mehr haben, formieren wir uns zu einer Kolonne und marschieren auf einer Schneise wie auf einem Übungsmarsch in der Heimat. Da tauchen zweihundert Meter vor uns zwei sowjetische Reiter auf. Sie kommen gerade um eine Ecke und biegen in unsere Schneise ein. Wie der Blitz verschwindet unsere Marschkolonne links und rechts im Gebüsch, während ein MG-Schütze sich mit seinem Gewehr mitten auf den Weg wirft und in Stellung geht. Die Reiter haben uns natürlich auch sofort gesehen, aber bevor sie ihre Pferde wenden können, rattert das MG los. Ein Reiter stürzt vom Pferd. Als wir dann die Stelle erreichen, ist der Russe tot. Sein braves Pferd war neben ihm stehen geblieben. Ein Sani nimmt es mit.

Der Wald nimmt kein Ende. Allerdings ist er lichter geworden, so dass man weiter sehen kann. Wir marschieren unter den mächtigen, alten Bäumen wie unter der Kuppel eines riesigen Domes. Da kommt die Meldung durch, dass unsere Spitze auf eine Ratsch-Bum-Batterie gestoßen ist, die von den russischen Artilleristen erbittert verteidigt wird. Schnell werden die Gruppen zum Angriff gegliedert, während vorn schon Gewehrfeuer aufflackert. Max Müller übernimmt die Führung. Die Wohnbunker waren schnell überrannt. Die roten Artilleristen ließen ihre Toten und Verwundeten liegen und zogen sich auf ihre Geschützstellungen zurück. Ich nahm, als Granatwerfermann, an dem Angriff nicht teil und blieb bei den Bunkern. Vor einem der Bunker sitzt ein verwundeter Russe. Er hebt bittend die Hände. Ich wechsele ein paar Worte mit ihm, aber helfen kann ich ihm nicht. Ich steige in einen der Bunker hinunter. Außer einigen Toten war nicht viel zu sehen. Auf den Pritschen lagen ein Bekleidungsstück, ein paar dieser sackartigen Beutel, die unserem Tornister entsprechen. In den Beuteln befand sich etwas Hartbrot und Stückenzucker. Hier und da noch ein Hemd oder ein Handtuch. Ein anspruchsloses Volk!

Das Infanteriefeuer flackert stärker auf. Die russische Batterie steht in einem dichten, mannshohen Kusselgelände, während unsere Landser durch lichten Hochwald heran kriechen müssen. Die Russen liegen in ihren Deckungen und schießen auf jede Bewegung. Wir haben Verluste. Leutnant Schröder, der sich schon auf der Försterei so tollkühn benommen hatte, ist natürlich wieder ganz vorn. Er war auf Wurfweite an den Iwan heran gekrochen, hatte eine Handgranate aus dem Koppel gezogen und die Zündschnur abgerissen. Als er zum Wurf ausholen will, wird die Handgranate von einer russischen Kugel getroffen und explodiert in seiner Hand. Sie reißt ihm drei Finger seiner rechten und einen Finger seiner linken Hand ab. Halb betäubt vor Schreck und Schock hat er sich nach hinten gerollt, wo ihn ein Mann verbindet. Dann führt man ihn zurück, und nun liegt er hier bei mir an den Bunkern. Ich bleibe bei ihm. Er ist noch fast taub. Der Wundschock ist vorbei und er bekommt Schmerzen. Ich versuche ihn zu trösten und etwas abzulenken, und er empfindet es mit Dankbarkeit.

Inzwischen ist die Batterie erobert. Es ist die, die uns in Majaki immer beschossen hat. Max Müller schreibt stolz mit Kreide an die Geschütze: Erobert durch 4./477 am 17.5.42.

Weiter geht's. Der Wald nimmt immer noch kein Ende. Nach längerem Marsch wird es endlich heller vor uns. Wir nähern uns dem Waldrand. Kaum haben unsere ersten Gruppen ihn erreicht, da schlägt ihnen heftiges Feuer entgegen. Wir werfen uns in Deckung, um erst einmal die Lage zu peilen. Ich liege hinter einem Baum etwa zwanzig Meter im Wald, kann aber das Gelände vor mir gut übersehen. Vor dem Waldrand zieht sich eine etwa vierhundert Meter breite Mulde entlang, durch deren Grund sich ein Bach schlängelt. Die Talmulde ist flach und nur mit Gras bewachsen. Der gegenüberliegende Hang steigt stärker an und ist stellenweise ein ca. fünf Meter hoher Steilhang, hinter dem sich lichter Busch- und Niederwald ausbreitet.²⁵⁰ Der ganze Rand des Steilhanges da drüben ist mit Bunker- und Erdstellungen gespickt, die wie feuerspeiende Drachen uns mit einem Hagel von Geschossen überschütten. Eine geradezu ideale Verteidigungsstellung. Die dritte Widerstandslinie der Russen: Eine ganze Kette von befestigten Feuerstellungen auf dem Rand eines fünf Meter hohen Steilhanges, z.T. von Buschwerk verdeckt. Und davor vierhundert Meter völlig freies, offenes Gelände ohne die geringste Deckungsmöglichkeit für den Angreifer. Einen Angreifer, der sich seit zwölf Stunden durch einen endlosen Wald kämpft und fast am Ende seiner Kräfte ist. Eine verdammte Situation, aber wir müssen rüber.

Unsere Schützenkompanien sind inzwischen in breiter Front am Waldrand in Stellung gegangen. Jetzt ziehen wir sämtliche verfügbaren Maschinengewehre nach vorn. Sie sind die einzigen Waffen, die uns

²⁵⁰ Die Beschreibung passt auf die *Balka Wissla*, die auch in der Tagesmeldung der Division (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001003) erwähnt wird; in der Karte fehlt allerdings der erwähnte Bach.

zur Verfügung stehen. Meine Granatwerfer können wir nicht einsetzen. Die Granaten würden schon nach dem Abschuss in den Baumkronen explodieren, und wir würden von unserem eigenen Splittersegen eingedeckt. Pak und IG konnte man auch nicht durch den Wald mitschleppen.

Unsere schweren MGs beginnen, das feindliche Feuer zu erwidern. Da es ausgeschlossen ist, die befestigten Erdbunker da drüben allein mit MG-Feuer zu vernichten, bleibt nur die Möglichkeit, die Schießscharten der Bunker derart mit einem Kugelhagel einzudecken, dass der Iwan den Kopf nicht hochnehmen und daher auch nicht gezielt schießen kann, wenn unsere Infanterie angreift. Genau das tun wir jetzt. Unsere Schützenkompanien setzen zum Sturm an. In weit geöffneter Ordnung treten sie aus dem Wald auf den Wiesengrund hinaus und beginnen, ihn zu überqueren. Währenddessen wabert die Luft von dem trommelnden Dauerfeuer der zahllosen automatischen Waffen. Man hört keine einzelnen Schüsse mehr, sondern nur das helle, ratternde Auf- und Abswellen dieses brodelnden Infanteriekampfes. Minutenlang rasseln schon die Maschinengewehre auf beiden Seiten. Da ist keine Pause, kein Nachlassen, keine Stockung, sondern nur das rasende Hämmern der Schnellfeuerwaffen wie das endlos grollende Knattern von Hunderten von Niethämmern.²⁵¹ Fünfzehn Minuten sind schon vergangen. Mit unverminderter Wut rattern die MGs, während unsere Infanteristen die flache Talmulde durchschreiten. Sie haben es nicht allzu eilig. Unter dem Schutz unseres rasenden Feuers ist die feindliche Abwehr nicht sehr stark und nicht sehr wirksam. Außerdem sind sie wohl auch müde. In aufgelockerten Gruppen, mit weitem Abstand voneinander, laufen sie hinüber. Die ersten Gruppen sind schon drüben. Die Böschung ist hier nicht so steil. Die Landser beginnen, den Hang hinaufzusteigen, um die roten Nester im Nahkampf anzugreifen. Rechts von uns hat das feindliche Abwehrfeuer deutlich nachgelassen. Einige Stellungen werden von den Russen beim Herannahen unserer Soldaten fluchtartig verlassen. Ihnen ist die Munition oder der Mut ausgegangen. Sie sind sicher demoralisiert. Kein Wunder, nach der heutigen Niederlage. Da taucht plötzlich ein russischer Panzer auf, rollt bis an den Steilhang, schwenkt sein Rohr und jagt eine Granate in die weit auseinandergezogenen Schwärme unserer Infanterie. Die Männer gehen unbekümmert weiter. Wieder spritzt eine schwarze Fontäne zwischen den Deutschen hoch. Ein Mann stürzt, steht wieder auf und geht mit blutendem Arm weiter. Ein dritter Schuss reißt neue Grasbrocken in die Luft, aber die Abstände zwischen den einzelnen Soldaten sind so groß, dass die Granaten in den weiten Zwischenräumen wirkungslos krepieren. Die Landser werfen sich nicht einmal zu Boden. Sie spazieren seelenruhig weiter. Nach all dem, was sie heute schon hinter sich haben, lässt sie die Panzerknallerei völlig kalt. Und sicher sind sie auch schon viel zu müde, um sich jedesmal hinzuwerfen und wieder aufzustehen.

Ich habe diese Wurstigkeit unserer Landser bei Angriffen schon öfter erlebt. Sei es nun Müdigkeit oder Faulheit. Es ist jedenfalls stärker als die Angst. Aber diese Sorglosigkeit hat uns schon viele unnötige Verluste gekostet.

Der Panzer macht kehrt und verschwindet. Der Widerstand der Roten bröckelt ab. Die Masse unserer Kompanien hat drüben den Hang erreicht und erklommen. Nun wird ein Bunker nach dem anderen mit Nahkampfmitteln niedergekämpft, erobert und besetzt. Der Widerstand der Sowjets ist gebrochen. Wer von ihnen noch laufen konnte, ist geflohen.

Eine Kampfpause ist eingetreten. Unsere MG-Kompanie hatte solange Feuerschutz gegeben und wartet nun auf den Befehl, ebenfalls die Mulde zu überschreiten. Wir liegen wartend am Waldrand. Da tauchen drüben zwei Reiter auf. Sie kommen von weit links und scheinen völlig ahnungslos. (Die Verwirrung muss heute auf russischer Seite unbeschreiblich gewesen sein.) Im Glas erkenne ich einen Offizier mit seinem Burschen. Sie kommen den Hang herunter und traben gemütlich durch den Wiesengrund auf unsere Stellungen zu. Sie sind noch dreihundert Meter entfernt, und wir wollen sie ruhig herankommen lassen. Da ballert rechts von uns so ein blödes MG los. Viel zu früh. Der Offizier wendet sein Pferd und jagt zurück, prescht den Hang hinauf und verschwindet. Sein Bursche dagegen war sofort vom Pferd gegliitten und hatte sich zu Boden geworfen. Als das MG stoppt, erhebt er sich und kommt mit erhobenen Händen zu uns herüber. Hier angekommen, streckt er Max Müller die Hand zum Gruß hin. Max ergreift sie und beide schütteln sich lachend die Hand. Wir geben ihn nicht nach hinten ab, sondern behalten ihn als Fahrer bei unserem Tross. Der Iwan entpuppt sich als ganz gerissener Pfiffikus, macht sich aber sehr nützlich und bleibt sehr lange bei der Kompanie.

²⁵¹ dem Autor vertraut aus seiner Zeit in Hamburg; er hatte einst Handelsschiffsoffizier werden wollen und dazu die Seemannsschule in Hamburg-Finkenwärder besucht; in dieser Zeit und während der Reise auf dem Segelschiff „Padua“ hat er ebenfalls Tagebuch geführt.

Unsere Kompanie kann aufbrechen und überschreitet die Mulde. Es ist Spätnachmittag. Seit vierzehn Stunden kämpfen wir uns bei drückender Hitze durch den endlosen Wald. Seit vierzehn Stunden habe ich weder gegessen noch getrunken. Jetzt, nachdem die Spannung abgeklungen ist, stellen sich Hunger, Durst und Müdigkeit ein. Ja, ich bin hundemüde, denn ich habe zwei Tage und Nächte nicht geschlafen. Nun muss ich aber erst einmal etwas trinken. Da unten ist ja ein Bach. Der dunkle Bachgrund ist schlammig und teilweise mit Schlingpflanzen bedeckt. Das fußtiefe Wasser ist etwas trübe und überspült trägt die Leiche eines Rotarmisten. Stellenweise ist das Bachbett zugewachsen, und auf dunkelmoorigem Grund stehen kleine Wassertümpel. Ich zögere zu trinken. Bisher hatte ich in Russland weder Wasser noch rohe Milch getrunken. Selbst an den heißesten Vormarschtagen habe ich meine Feldflasche mit Kaffee niemals schon unterwegs leergetrunken, sondern den größten Teil bis zum Abend aufgespart. Heute aber ist sie leer. Mein Durst war zu groß und ist es immer noch. Und so beuge ich mich nieder und trinke halb angewidert, halb erfrischt von dem lauen Wasser.²⁵²

Unser Angriff war auf der ganzen Linie erfolgreich. Der gesamte Große Christischtscher Wald, der sich fast bis an den Donez erstreckt, ist in unserer Hand. Durch den Verlust des Waldes können die Russen auch die Dörfer **Christischtsche**, **Siderowo** und andere am Donez gelegene Orte nicht mehr halten. Sie räumen die Dörfer fast fluchtartig, so dass sie uns fast kampfflos in die Hände fallen. Damit haben wir die alte, im Lauf des Winters verlorene Front am Donez wiedergewonnen.

In Christischtsche habe ich mal kurze Zeit in Quartier gelegen. Nach Eroberung des Waldes habe ich einmal die Gelegenheit wahrgenommen, um meine Hasiaika²⁵³ zu besuchen. Sie gab mir noch ein Stück Brot und einen Becher Milch.

Ich höre, dass der Leutnant und Bataillonsadjutant, der mir in Rai Gorodok so viel Ärger gemacht hat, bei dem Angriff auf den Christischtscher Wald zwischen Majaki und der Försterei gefallen ist. Friede seiner Asche.

bis hier in Arbeit

Mit der Wiederherstellung unserer alten Donezfrontlinie haben wir die Ausgangsbasis für die neue Offensive geschaffen. Die Vorbereitungen für diese Offensive werden aber noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Damit wir aber bloß nicht etwa untätig herumliegen, hat die Division alle OA-Feldwebel zu einem zehntägigen **OA-Lehrgang** in **Slawjansk** kommandiert.²⁵⁴ Ich werde also morgen mit dem Verpflegungs-Lkw in die Stadt fahren. Der Lehrgang findet in einer Kaserne statt, wo wir auch untergebracht sind. Wir schlafen ganz spartanisch auf Strohsäcken auf der Erde. Der Lehrgang umfasst die üblichen Themen: Waffenkunde, Taktik, Menschenführung und Allgemeinbildung. Der *Divisionsführer* Püchler²⁵⁵ interessiert sich sehr für uns, ist oft bei den Vorträgen dabei und greift auch in die Diskussionen ein. Dabei ist er nicht zimperlich. Einmal hat er einen Artilleriefeldwebel im Kreuzverhör, wird dabei furchtbar grob und fast beleidigend. Er ist eben ein echter, saugrober Bayer.

Nach Dienstschluss gehe ich in Slawjansk spazieren. Auf einem dieser Wege unterhalte ich mich mit einer schwarzhaarigen Russin, die einer Berliner Bekannten sehr ähnlich sieht. Sie wollte aber nicht, dass ich sie bis zu ihrem Haus begleite.

An einem anderen Tag sehe ich im Vorübergehen in einem Hausflur zwei Mädchen stehen, von denen eine eine Zigarre raucht. Die Mädchen lachten über mein erstauntes Gesicht, und so kamen wir ins Gespräch. Bei der Zigarrenraucherin bin ich dann wiederholt zuhause gewesen. Sie lebt mit der Mutter zusammen. Der Vater ist während der Winterkämpfe um Slawjansk durch eine russische Granate getötet worden. Sie haben ihn im Garten hinter dem Haus begraben. Das Mädchen ist eine leidenschaftliche Raucherin. Sie bittelt mich immer wieder um Zigaretten an. „Gerbert, sa kurritch!“²⁵⁶ Da ich Nichtraucher bin, gebe ich ihr öfter meine Tagesration in dem üblichen Tauschverfahren. —

²⁵² Diese Erzählung ekelte die Ehefrau des Autors stets, besonders weil er sie auch bei Tisch erzählte; er ließ sich aber nicht davon abhalten, sondern beteuerte höchstens, der Tote hätte doch unterhalb der Stelle gelegen, an der er trank, unterhalb!

²⁵³ Хазяйка, Geliebte

²⁵⁴ 05.–vermutlich 14.06.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000903)

²⁵⁵ Im Original „Div.-General“; Püchler wurde erst im Juli 1942 Generalmajor und Divisions-Kommandeur.

²⁵⁶ Gerbert: das Russische kennt kein „H“; за курить, zum Rauchen

Eines Tages treffe ich einen alten Bekannten aus meiner Rekrutenzeit in Zerbst. Er ist immer noch so klein und rundlich wie damals, aber er ist ein sehr netter Kerl. Wir mochten uns immer beide gern leiden. Er sitzt als Feldwebel und Erster Schreiber beim Divisionsstab unserer Bärendivision.

Als ich heute nach Dienstschluss durch die Straßen bummle, treffe ich an einer Straßenecke auf einen Menschauflauf. Beim Nähertreten sehe ich eine junge Frau tot auf dem Bürgersteig liegen. Vor wenigen Minuten hatte eine russische „Nervensäge“ eine Bombe über der Stadt abgeworfen. Sie war hier auf der Straße explodiert und hatte zwei Frauen und ein Mädchen getötet. Der Luftdruck der Explosion hatte ihnen das Kleid vom Leibe gerissen. Die junge Frau lag fast nackt da.

Selbstverständlich habe ich auch meine alten Quartiersleute öfter besucht, bei denen ich im Winter gewohnt habe. Als ich das erste Mal ins Zimmer trat, waren sie freudig überrascht. Wir hatten uns vier Monate nicht gesehen. Während ich noch in der Stube saß, brachte mir die gute Matka²⁵⁷ zwei Fleischklopse, die sie gerade gebraten hatte. Ich habe die Klopse gegessen, und heute ärgere ich mich darüber, dass ich diesen gutmütigen Leuten noch das bisschen Fleisch weggegessen habe, denn die Ernährungslage ist schlecht. Möge der Herrgott es ihnen lohnen.

Die 15-jährige Tochter scheint beinahe verliebt in mich zu sein. . Sie ist gar nicht hübsch, rothaarig und sommersprossig, aber sie ist rührend zu mir. Als ich heute das letzte Mal bei ihnen war, verabschiedeten wir uns an dem Holztörchen, das den Hauseingang bildet. Es ist stockfinster. Der Abschied dauert ein Weilchen, und dann schenkt sie mir ganz verstoßen ein Foto von ihr und ein kleines Spitzentaschentuch. Welch eine Kostbarkeit für eine kleine russische Djewutschka²⁵⁸.

Es war spät geworden. Als ich zur Kaserne zurückkehrte, war es stockdunkel. Man konnte absolut nichts sehen. Wie ich nun auf den Kasernenhof komme, stoße ich mit dem Posten zusammen. Ich hatte nur mein Käppi auf, der Posten aber einen Stahlhelm. Der Erfolg war, dass er mir bei dem Zusammenstoß mit dem Stahlhelmsrand die Augenbraue aufschlägt. Und dann macht er noch eine dämliche Bemerkung. Er konnte ja meinen Dienstgrad nicht sehen. Ich musste in den Keller, um mir an der Wasserleitung das Blut abzuwaschen, bevor ich mich zum Schlafen niederlegen konnte. Am nächsten Morgen erscheine ich mit einer blauen Beule zum Dienst, was den unterrichtenden Major zu der Frage veranlasst, mit wem ich mich geschlagen hätte.

Der Lehrgang ist beendet. Ich fahre mit dem Lkw wieder in mein Erdloch zurück, denn wir liegen noch im Wald. Hier erfahre ich, dass mein MG-Zug der 2./477 unterstellt ist, die in **Siderowo** liegt. Dort soll ich mich melden. Also gleich wieder rauf auf den Lkw. Der fährt aber erst nach Slawjansk zurück. So fahre ich denn noch einmal in die Stadt und übernachte bei dem Zigarrenmädchen. Am nächsten Morgen bringt mich der Verpflegungs-Lkw dann nach Siderowo. Hier melde ich mich bei dem Kompaniechef *und dem Bataillonsführer*, Oberleutnant **Gust**, und übernehme meinen Zug.²⁵⁹

Siderowo liegt am Rand des Doneztales, das hier mit einem fünf bis zehn Meter hohen Steilrand endet. Oben auf der Böschung liegen unsere MG-Stellungen, die von hier aus ein hervorragendes Schussfeld

²⁵⁷ vgl. Fußnote 179

²⁵⁸ Девушка, Heranwachsende, Fräulein, Maid

²⁵⁹ *Gust war nicht Kompaniechef, nicht in Siderowo und nicht nach dem Lehrgang! Es war vielmehr so:*

- *Der Autor gehörte als MG-Zugführer zur 4. (MG-) Komp. und damit zum I./I.R. 477, das als Div.-Reserve im Christitscher Wald nahe dem „Grünpunkt 100“ lag (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1805 Frame 001053). Die MG-Züge und Werfergruppen einer MG-Komp. wurden üblicherweise zur Verstärkung auf die drei Schützenkomp. des Bataillons verteilt.*
- *Dieses Batl. stellte ab 21.05.1942 je eine verstärkte Komp. dem III./I.R. 466 in Ssiderowo (die 1. oder 3. Komp.?) und dem III./I.R. 477 unter Oblt. Gust in Bogoroditschnoje (die 2. Komp.?) für den Ausbau von Stellungen „in der Tiefe“ zur Verfügung (Frame 001054/61). Die beiden Kompanien wurden möglicherweise anschließend wieder abgezogen.*
- *Vermutlich war der Autor mit seinem Zug zunächst, d. h. ab 21.05. in Bogoroditschnoje (nicht Siderowo) bei der 2. Komp. eingesetzt, wo ihm der Bataillonsführer (nicht Kompaniechef) Oblt. Gust am 29.05. das Infanterie-Sturmabzeichen übereichte. Diese Episode liegt also zeitlich vor dem OA-Lehrgang.*
- *In der Nacht 31.05./01.06. löste die verstärkte 2. Komp. des I./I.R. 477, zwischenzeitlich offenbar beim I.R. 457 in Rai Gorodok eingesetzt, eine Komp. des in Siderowo liegenden III./I.R. 466 im Zuge der Übernahme des Abschnitts durch I.R. 457 ab (Frame 001072/85; Roll 1804 Frame 000900/01/16).*
- *Nach Rückkehr vom Lehrgang am 14.06. wird der Autor dann in Siderowo wieder seinen der 2. Komp. unterstellten MG-Zug übernommen haben.*
- *Die beschriebene Topographie passt eher auf Siderowo als auf Bogoroditschnoje; das Kunststoffsofa hat wohl in Bogoroditschnoje gestanden. Der Wohnort der weiblichen Bekanntschaft bleibt besser unbestimmt.*

haben und die kilometerweite bis zum Fluss fast baumlose Ebene übersehen können. Jenseits des Flusses, der kaum zu sehen ist, erstrecken sich endlose Wälder, die die ganze Talbreite bis zu den fernen Uferhängen der Feindseite bedecken. Die Talniederung vor unserem Dorf ist eine grasbewachsene, stellenweise sumpfige Ebene, die schwer begehbar und daher ein guter Schutz ist. Bei ihrer Breite von ca. zwei Kilometern sind wir hier relativ sicher. Nur selten schießt ein russisches IG ins Dorf.

Der Ortsteil, den ich mit meinem Zug belegt habe, liegt am Ende des Dorfes und besteht nur aus einer Häuserzeile, die sich an der sandigen Dorfstraße hinzieht, während die Gärten zum Tal hin liegen. Auch das letzte Haus am Dorfausgang ist von einer meiner MG-Bedienungen belegt. Hier wohnen noch mehrere Frauen, so dass es mit den Schlafplätzen etwas knapp ist. Deshalb schläft eines der Mädchen in der Scheune. Ich habe dieses Notquartier einmal abends mit ihr zusammen besichtigt. Es ist eine Ecke der Scheune, in der ein Bett steht. Ein einfaches Bett, aber es liegt sich recht gut darin. — Meine Unterkunft liegt nur wenige Häuser weiter dorfeinwärts. Meine Stube hat einen Holzfußboden und ein Sofa mit Kunstlederbezug. Auf diesem Sofa schlafe ich, aber es ist nicht sehr bequem, weil es etwas kurz und zu schmal ist. Als ich an dem letzten Haus des Dorfes vorübergehe, überquert das Mädchen gerade den Hof, um zu seinem Schlafschuppen zu gehen. Wir sehen uns an, und ich gehe weiter, als sei nichts geschehen. Später habe ich mich sehr über mein liebloses Verhalten geärgert. Ich hätte sie wenigstens freundlich grüßen können. Das sanfte Mädchen hätte es wohl verdient. Sie war sehr lieb. —

29.05.1942. Es ist sehr warm. Ich hatte meinen Rock ausgezogen und mich zur Mittagsruhe auf mein Kunststoffsofa gelegt, wo ich eingeschlafen war. Ich erwachte, als jemand ins Zimmer trat. Es ist Oberleutnant Gust, der *Bataillonsführer*.²⁶⁰ „Ziehen Sie Ihren Rock an!“ befahl er kurz. Noch völlig verschlafen erhebe ich mich, ziehe meinen Rock an, knöpfe ihn zu und baue mich vor dem Chef auf. Jetzt lächelt er: „Im Auftrag des Regiments überreiche ich Ihnen das **Infanterie-Sturmabzeichen in Silber!**“ Dann heftet er mir das Abzeichen an den Rock, drückt mir die Hand und ist schon wieder draußen, bevor ich richtig munter bin.

Die Front ist ruhig. Von Zeit zu Zeit gehen Spähtrupps bis an den Fluss, bringen aber keine besonderen Meldungen mit. Auch die Russen schicken Spähtrupps. Einer von ihnen hat sich heute nacht im Schutz der Dunkelheit bis ans Dorf geschlichen und ein Haus überfallen. Sie wollten offensichtlich Gefangene machen. Dass Unternehmen ist ihnen aber gründlich misslungen. Sie wurden zurückgeschlagen und ließen einige Tote im Dorf.

An anderen Stellen haben kleine örtliche Gefechte stattgefunden.

Wir hören eine für uns neue Nachricht: Bei der Vernichtung des gewaltigen sowjetischen Einbruchs zwischen Charkow und Slawjansk in der roten Winteroffensive haben wir 20.000 Gefangene gemacht. Bei vielen dieser Gefangenen fand man deutsche Zigaretten und Taschenmesser mit dem Berliner Bären. Das waren die Reste unserer **Marketenderwaren, die sie in Barwenkowo erbeutet hatten**. Weihnachtsgeschenk der Stadt Berlin an unsere Division.

26.06.1942.²⁶¹ Unsere Verbände entlang der ganzen Donezfront werden neu gruppiert, und im Zuge dieser Maßnahmen werden auch wir verlegt. Siderowo gleicht einem Bienenhaus. Fahrzeuge werden beladen, dazwischen laufen Mengen von Soldaten. Bald stehen die Einheiten marschfertig auf der Straße. An den Gartenzäunen stehen Gruppen von russischen Mädchen und nehmen Abschied. Dann ein Kommando: „Spitze marsch!“. Die vordere Kompanie tritt an, die anderen fädeln sich aus den Seitenwegen ein, die Kolonne zieht sich wie ein Wurm in die Länge. Ein letztes Winken, ein Abschiedswort fliegt zu den Mädchen, und dann verlässt das Ende der Kolonne das Dorf.

Nach drei Stunden biegen wir in eine Mulde ein und sehen unser Ziel vor uns: **Bogoroditschnoje**. Ein Dorf wie alle anderen. Hier bleiben wir nicht lange. Unser Bataillon soll an den Fluss verlegt werden. Ein Vorkommando, zu dem auch ich gehöre, geht zur Einweisung voraus. Wir kommen nach **Krasni Jar**.²⁶² Es ist ein kleines, im Winkel gebautes Dörfchen, von dem aus die Donezniederung weithin zu übersehen ist, weil es auf der Höhe eines flachen Hanges liegt. Das Dörfchen ist verlassen. Rechts von

²⁶⁰ im Original „Kompaniechef“, vgl. Fußnote 259

²⁶¹ In der Nacht 16./17.06. marschierte das I.R. 477 nach Krasni Jar (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000908/909); die 2. Komp. aus Siderowo folgte erst in der Nacht 26./27.06. (Frame 000916)

²⁶² Krasni Jar gibt es nicht mehr; es ist aber z. B. auf der **Karte Osteuropa 1:300.000 Blatt Z 50** zu finden.

dem Dorf fällt der Hang in eine schmale, steilwandige Schlucht²⁶³ ab, die sich zum Donezthal hin öffnet. Auf der anderen Seite dieser steilwandigen Schlucht liegt eine dicht bewaldete Hochfläche, die mit einem Steilhang zum Donezthal abfällt.

Links von dem Dörfchen fällt der Hang flach und baumlos zur Talniederung ab, und am Fuß dieses Talhanges zieht sich ein Dorf entlang, dessen sämtliche Häuser restlos zerstört sind. Das Dorf besteht nur noch aus einer Kette von Schutthaufen, aus denen die schmalen Säulen der Kamine in die Luft ragen. Das Dorf heißt **Studenok**²⁶⁴, und vor seiner Ruinenreihe laufen unsere Stellungen entlang. Von der Ruinenreihe (und unseren Stellungen) fällt das Gelände ganz sanft, fast eben zum Fluss hin ab. Es ist ein ca. hundert Meter breiter Wiesenstreifen. Der Donez selbst ist hier etwa dreißig bis vierzig Meter breit. Auf der Feindseite hat er eine flache, teilweise mit Buschwerk bewachsene Böschung. Dann geht das Gelände in eine kilometerweite, halboffene Parklandschaft über, die am Horizont von dichtem Wald begrenzt wird. Weit hinten in der Ferne erkennt man die Häuser eines typisch russischen Riesendorfes²⁶⁵, das vom Feind besetzt ist. Von dort schickt er seine Späher bis vorn an den Fluss heran.

Links vom Dorf hat der Fluss eine Furt. Hier drängt sich eine unübersehbare Masse zertrümmerter sowjetischer Fahrzeuge strahlenförmig auf die Furt zusammen, in der deutlichen Absicht, hier den Fluss zu überqueren. In der Eile des fluchtartigen Rückzugs haben sich die Kolonnen hier gestaut, sind in zehnfacher Reihe nebeneinander aufgefahren, zum Teil ineinander gefahren, und haben sich gegenseitig den Weg versperrt und verstopft. Und in diese Knäuel von aufgestauten Lkw-Kolonnen haben deutsche Bomber hinein gehauen und es in einen riesigen Schrotthaufen verwandelt. Zwischen den Trümmern liegen noch Pferdekadaver und einzelne Leichen von Rotarmisten, die in der sommerlichen Hitze leichten Verwesungsgeruch verbreiten.

Unsere Grabenstellungen laufen zum Teil durch dieses Autotrümmerfeld hindurch und dann vor den Ruinen der Häuserzeile von Studenok entlang parallel zum Fluss. Man kann unsere Stellungen durch die Schlucht²⁶⁶ hinter uns ungesehen erreichen und verlassen. Nur das letzte Stück vom Ausgang der Balka bis zum Schützengraben kann vom Gegner eingesehen werden.

Mein MG-Zug ist der 3. Kompanie unterstellt, und die einzelnen Gewehre sind auf den ganzen Grabenabschnitt dieser Kompanie verteilt. Ich selbst liege in einem Unterstand, der zwar geräumig, aber nur mit einer Bretterlage und einer dünnen Sandschicht abgedeckt ist. Gleich am nächsten Morgen unternehme ich einen Gang durch den Kompanieabschnitt, um meine vier MG-Stellungen zu inspizieren. Die Steinhaufen und Lehmbrocken der zerstörten Häuser geben mit ihrer gelblich-rötlichen Farbe einen guten Schutz für unseren Graben ab, dessen helle Sandaufwürfe dadurch kaum zu erkennen sind. Der Graben läuft ja dicht vor den Ruinen entlang und stellenweise auch mitten hindurch. Meist ist der brusttief. Ich kann also mit einiger Vorsicht auch bei Tage ungesehen hindurchgehen. Nur an einigen Stellen ist er bloß knietief, weil die zusammenstürzenden Häuser ihn verschüttet haben und die Landser ihn noch nicht wieder ausgeräumt haben.

Wir haben nur diese eine Linie, und selbst die kann angesichts des Mannschaftsmangels bei den Schützenkompanien nur schwach besetzt werden. Deshalb hat man sämtliche schweren Infanteriewaffen des Bataillons und einige leichte Pak-Geschütze vorn in den Graben gesteckt, obgleich das taktisch völlig falsch ist. So bin auch ich wieder, wie schon seit langem, mit meinen schweren MGs vorn im Schützengraben.

So liegen wir also wieder vor dem Feind. Vor unserem Graben fällt das freie Wiesengelände sanft zum Donezufer ab, und der Fluss, hier knapp vierzig Meter breit, schlängelt sich als kleines natürliches Hindernis dahin. Am jenseitigen Ufer stehen einzelne Baum- und Buschgruppen, aus denen nachts sowjetische Vorposten auf uns schießen. Es belästigt uns aber wenig.

Die heißen Tage vergehen in eintönigem Wachdienst. Tagsüber stellt jeder Zug nur einen Alarmposten, während die wachfreien Männer faulenzend in der Sonne liegen oder im Schatten des

²⁶³ Gossudareff Jar, gem. *Karte Rußland 1:100000 Blatt M-37-XIII Ost*

²⁶⁴ Einige Karten (z. B. *Rußland 1:100000, Blatt M-37-99 Isjum, Truppenausgabe, 2. Ausgabe I.43* oder *Osteuropa 1:300.000 Blatt Z 50 Isjum, Ausgabe 3 1941, einzelne Nachträge VI.43*) nennen den Ort westlich des Donez „Studenok“ (ein Irrtum aufgrund falsch interpretierter russischer *Grundlage 1:50.000 M-37-99-D*; auch in der *Karte Rußland 1:100.000 Blatt M-37-XIII Ost Kramatorskaja* ist Studenok noch richtig, ostwärts des Donez, angegeben), eigentlich handelt es sich um (Bolschaja) Jeromowka.

²⁶⁵ das damalige Malaja Jeromowka und das eigentliche Studenok

²⁶⁶ *Balka Kamenka*, gem. *Karte Rußland 1:100.000 Blatt M-37-XIII Ost*

Unterstandes schlafen. Nachts werden die Posten bedeutend verstärkt. Dann ist der halbe Zug in Stellung.

Eines Tages kommt der Regimentskommandeur durch den Graben. In der Umgebung meines Unterstandes begleite ich ihn. Sein erster Blick fällt auf einen Posten, der, Gewehr bei Fuß, in Badehosen in seinem Postenstand steht. *Oberstleutnant*²⁶⁷ Haarhaus stutzt, sagt aber nichts. Auf dem weiteren Weg treffen wir nur Posten in Sporthosen. Der Oberst muss den Eindruck haben, er sei in einem Strandbad. Aber der sonst so überaus korrekte Soldat hat bei dieser Hitze wohl Verständnis für unseren Anzug, denn er zeigt kein Missfallen. Nur am Schluss unseres Inspektionsganges befiehlt er mir in mildem Ton, dass die Männer wenigstens auf Wache in Uniform und umgeschnallt sein mögen. Ich habe gehört, dass anderswo Einheiten sowjetische Angriffe abgewiesen hätten, wobei sie alle in Badehosen im Graben standen. Auch deutsche Jagdpiloten sollen in Badehosen Alarmeinsätze geflogen sein.

Da unsere Stellungen selten beschossen werden, vergehen die Tage in Beschaulichkeit und Langeweile. Außer den Sonnenbädern haben wir keine Abwechslung, aber auch die Sonnenbäder sind bei der sengenden Hitze kein Vergnügen mehr. Wenn der Wind dann noch ungünstig steht, weht uns der Kadavergeruch vom Autofriedhof her in die Nase. Jetzt ahnen wir auch, warum das Trinkwasser, das sich die Landser immer zusätzlich aus einem Brunnen zwischen den Wracks holen, so sonderbar schmeckt...

Die einzige Belästigung für uns ist das lächerliche Geballer der russischen Vorposten drüben vom andern Ufer. Es kommt immer von derselben Stelle, einer Baumgruppe. Eines Tages wird es unserem Kompaniechef zu dumm. Er setzt sich hinter eine sowjetische Beutepak, die noch zwischen den Ruinen des Dorfes steht. Da die Russen aber bei ihrer Flucht das Zielgerät mitgenommen haben, muss er durch das offene Rohr peilen, um das Ziel anzuvisieren. Der erste Schuss geht dann auch hoch in die Baumkronen. Der zweite Schuss sitzt dann besser. Der Chef legt die Richtung nun für die Nacht fest, aber der Iwan schießt nicht mehr.

Soeben hatten wir eine kleine Knallerei mit drei Ratas. Die Kette überflog unsere Stellungen in etwa achthundert Metern Höhe. Ich gab für meine beiden am nächsten stehenden MGs „Feuer frei“. Wie zwei Perlenschnüre schossen die Leuchtpurgeschosse senkrecht in die Höhe, denn die Maschinen flogen gerade über uns. Die Garbe eines meiner Gewehre liegt ausgezeichnet. Ich sehe die hellen Pünktchen rund um die Maschine vorbeifliegen. Aber das Flugzeug bleibt unversehrt. Jetzt hatten sie uns entdeckt, oder sie hatten uns schon gesehen und sind durch unseren Beschuss gereizt worden. Jedenfalls kurven sie ein und jagen uns im Steilangriff ihre Garben in den Graben und die Umgebung. Wir nehmen volle Deckung. Ein paar Mal noch dröhnen sie schießend über unseren Graben hinweg. Dann ziehen sie hoch und verschwinden. Getroffen haben sie nichts.

Russischer Feuerüberfall! oder Angriff? Wir wissen es noch nicht, erwidern aber sicherheitshalber das Feuer aus allen Rohren. Es ist ein toller Lärm. Während der Knallerei laufe ich von MG-Nest zu MG-Nest. Da komme ich an einem Landser vorbei, der zwei Feuerstellungen zugleich bedient. Erst jagt er aus einem russischen 8-cm-Werfer einige Granaten heraus, dann springt er zu seinem deutschen 5-cm-Werfer und stopft mit Feuereifer eine Granate nach der anderen hinein. Dann saust er wieder zu dem mittleren Werfer und ist überhaupt nicht aufzuhalten. Der kämpft nicht, der spielt!

Der Regimentsführer benutzt die relative Ruhe an der Front, um im Regimentsgefechtsstand Unterricht für die OA (Offizieranwärter) durchzuführen. Das ist für mich eine angenehme Abwechslung, weil man endlich einmal tagsüber aus dem engen Graben herauskommt. Heute findet der erste Kurs statt, und ich mache mich auf den Weg. Ich gehe im Graben bis an den Autofriedhof. Hier muss ich aus dem Graben heraus, über eine kahle Fläche bis an die Schlucht springen und kann nun im Schutz der Balka den Hang hinaufklettern, bis ich oben den dichten Wald erreiche. Es ist gut gegangen. Nur ein lächerlicher Gewehrschuss war mir nachgepiffen und weitab in den Boden geklatscht. Ich gehe zum Bataillons-Bunker, der hier oben im Wald liegt. Hier stehen Pferde bereit, denn der Weg bis zum Regimentsgefechtsstand ist ca. fünfzehn Kilometer weit. Außer mir ist noch ein OA-Unteroffizier hier. Er ist evangelischer Theologiestudent, frisch, mit kleinen Blauaugen, strohblondem Haar und grundanständig. Wir sitzen auf und machen uns auf den mehrstündigen Weg. Plaudernd reiten wir durch den endlosen Wald, und wenn wir einmal schweigen, hören wir das dumpfe Stampfen der Pferdehufe auf den sandigen Waldweg. Nach stundenlangem Ritt erreichen wir

²⁶⁷ im Original irrtümlich „Oberst“

den Waldrand. Von hier führt der Weg über eine weite, offene Weidefläche, auf der zwei abgeschossene sowjetische Panzer liegen. Wir setzen unsere Pferde in Trab und reiten in die weite, blühende Steppe hinaus. In einer Talmulde kommen wir an einem Brunnen vorbei, der wohl früher den weidenden Herden als Tränke gedient hat. Das Gelände ist hier in der Donezgegend sehr hügelig, fast bergig und bietet mit seinen Tälern und Höhen, Wäldern und offenen Flächen, Schluchten und Ebenen dem Auge mancherlei Abwechslung. Schließlich erreichen wir nach einem kurzen Galopp den Regimentsgefechtsstand. Diesen Weg machten wir in Zukunft mehrmals gemeinsam, und es war uns jedesmal eine Freude, zu Pferde durch diese Weiten der russischen Landschaft zu ziehen.

Eines Tages erreicht uns eine Freudenbotschaft: Die **Deutsche Offensive** rollt weiter!²⁶⁸ Flussaufwärts haben deutsche Divisionen den Donez und *den Oskol*²⁶⁹ überschritten und stoßen nach Osten vor. Jetzt haben unsere Iwans da drüben den Feind auch in der Flanke. Die Folgen bleiben nicht aus. Seit zwei Nächten hören wir drüben in dem großen Walddorf dumpfe Detonationen. Der Iwan scheint zu sprengen.

Plötzlich rumpelt es eines Nachmittags da drüben los. Ehe wir recht begreifen, faucht und zischt es in der Luft, und schon prasselt ein Hagel von Granaten donnernd auf unseren Graben und die Ruinen des Dorfes. Ein rasender Feuerüberfall schmettert auf unsere Stellungen. Die Posten drücken sich in die Ecke ihres Postenstandes. Die übrigen Männer springen instinktiv in die Unterstände. Auch ich bin mit einem Melder in meinen Unterstand geflüzt. Da liegen wir nun flach an den Boden gepresst und lauschen auf das Krachen und Bersten und das dumpfe Dröhnen der Detonationen. Die Erde wackelt und vibriert. Der Luftdruck der Explosionen lässt jedesmal unsere Kleidung flattern. Was soll die Ballerei eigentlich? Es sieht aus wie Vernichtungsfeuer vor einem Angriff. Aber in seiner Lage hätte der Russe allen Grund zum schleunigen Rückzug. Vermutlich verschießt er nur seine überzählige Munition, oder er will durch diesen Überfall seinen Rückzug verschleiern. Ich habe aber doch keine Ruhe und krieche hinaus, um das Vorgelände zu beobachten. Da liegt ja einer im Graben! Es ist einer meiner MG-Schützen. Er hat einen Splitter in den Fuß abbekommen. Mit meiner Hilfe schleppt er sich in den Unterstand. Ich gehe wieder hinaus und wende mich nach links. Hier steht der Posten noch. Immer noch krachen und reißen die Einschläge. Erde und Steinchen klickern auf meinen Stahlhelm. Von den Grabenrändern rieselt der lose Sand. Schwärzliche und weißgraue Rauchschwaden ziehen über den Graben, und immer neue Explosionen vermehren den dunklen Rauch. Vorsichtig luge ich über den Grabenrand ins Vorfeld. Wie Regentropfen in eine Pfütze, so platschen die Granaten auf die Wiese und werfen spritzende Fontänen von Feuer, Rauch und Erde in die Luft. Es sind Artillerie- und Werfergranaten. Vom Feind ist nichts zu sehen. Aber das ganze Gelände bis zum Fluss liegt unter einer dunklen Rauchdecke, die schwerfällig über den Boden dahinzieht, und durch die schwarzen Rauchscheiter sehe ich die dunkelroten Feuerblitze der krepierenden Granaten. Der Pulverdampf zieht in Nase und Rachen. Er kratzt in der Kehle und reizt zu ständigem Husten. Ich krieche wieder in den Unterstand, aber der ist kein Schutz gegen dieses Feuer, nur eine psychologische Beruhigung.

Da lässt der Beschuss plötzlich nach. Sofort springen die Männer aus ihren Schutzbunkern und gehen schussbereit in Stellung. Aber vorn rührt sich nichts. Wir warten. Die Rauchscheiter verziehen sich. Wir haben klare Sicht. Im Niemandsland bleibt alles ruhig. Es war nur ein Feuerüberfall. Ich mache meine Meldung: „MG-Zug 1 Verwundeter.“ Die Schützenkompanie hat einen Toten. Eine leichte Werfergranate hat ihn direkt auf den Kopf getroffen, den Stahlhelm durchschlagen und den Kopf zertrümmert.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass der Russe sich abgesetzt hat. Wir schicken daher am nächsten Morgen einen Spähtrupp über den Fluss in Richtung auf das Walddorf. Nach einigen Stunden kommt er mit der Meldung zurück, dass das Dorf geräumt und feindfrei sei. Zum Beweis bringt er vier Russen und ein quiekendes Schweinchen mit. Die vier Iwans hatten sich beim Abzug ihrer Truppe versteckt und waren auf diese Weise zurückgeblieben. Jetzt kommen sie mit einem erleichterten „woina kapuut“²⁷⁰ zu uns.

Nun können wir ja ungehindert im Donez baden gehen! Bei der glühenden Hitze ist das eine herrliche Erfrischung, die wir nun täglich auskosten. Durch die am Ufer herumliegenden Leichen gefallener Rotarmisten lassen wir uns nicht stören. Sie müssen schon in den Winterkämpfen gefallen sein, den

²⁶⁸ *Fridericus II (?) ab 22.06.1942 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000912), hier entsprechend der Abfolge eher Blau/Braunschweig ab 08.07.*

²⁶⁹ *diesen zunächst nicht, da Angriff nach Norden geht; im Original irrtümlich „die Oka“*

²⁷⁰ *Война, Krieg*

sie sind schon stark eingetrocknet. Einer liegt mit umgehängter MPI an der Böschung. Er hat die Arme nach vorn in den Sand gestreckt und ein Knie angezogen. Er war bei der Flucht über das Eis beim Erklimmen der Uferböschung von einer deutschen Kugel erwischt worden.

16.07.1942, *abends*. **Wir setzen den Vormarsch fort.** Das Regiment wird aus den Stellungen herausgezogen und marschiert nach Slawjansk, wo die Division sammelt. Wir übernachten dicht gedrängt in den Häusern am Rande der Stadt. In meinem Haus liegt eine ältere Frau krank im Bett. Am nächsten Morgen²⁷¹ setzen sich die langen Kolonnen in Bewegung. Marschrichtung Donez. Erstes Tagesziel ist das im Winter heiß umkämpfte **Rai-Alexandrowka**. Das Kampfgetöse um dieses Dorf war in der klaren Winterluft bis zu uns nach Nikolajewka gedrungen. Nur der Südostteil des Dorfes ist zerstört, dieser dafür aber restlos. Es ist der Ortsteil, an den die Schlucht heranreicht, durch die die Russen immer wieder ins Dorf einzudringen versuchten. In die Hänge und steilen Böschungen der Balka sind Stollen getrieben, die durch keinen Beschuss zu erreichen waren. Die Russen hatten sich hier buchstäblich in den Boden gekrallt, so dass sie auch durch unsere wütenden Angriffe nicht zu vertreiben waren. Zahlreiche Soldatengräber, darunter eines Oberstleutnants, zeugen von den erbitterten Kämpfen um diese Schlucht.

Wir machen Quartier in dem unzerstörten Teil des großen Dorfes²⁷². Ich war voraus geritten, um die Quartiere meines Zuges zu besichtigen. Die Stuben der Häuser sind alle frisch gekälkt, denn morgen ist Sonntag. Eine junge Frau bittet mich, nicht so viele Soldaten in ihre frisch geputzten Stuben zu legen oder selbst mit einem Melder einzuziehen. Ich sage erst zu, muss aber dann doch eine Gewehrbedienug hineinlegen, weil es ein ziemlich großes Haus ist. Da schmolzt die Frau etwas und kneift mich in die Brust. Ich tue, als ob es weh tat, denn meine Heldenbrust war nackt, weil ich nur eine Turnhose trug. Sie hat sich aber schnell damit abgefunden, zumal ich öfter hingehge, um nach dem Rechten zu sehen. Die Landser sind ordentlich, und das Haus bleibt blitzsauber.

Ich wohne in einem Nebenbau des Hauses. Hier verbringen wir nun einen Ruhetag. Es ist gleichzeitig ein Sonntag und dazu ein glühend heißer Sommertag.²⁷³ Ich laufe in Turnhose herum. Da fällt mir ein, dass ich mal in die Nebenwohnung gehen könnte. Ich trete ins Haus und will in die Wohnstube gehen. Sie ist aber verriegelt. Immerhin ist der Spalt zwischen Tür und Rahmen so breit, dass ich hindurch gucken kann. Da sehe ich, dass sich ein Mädchen in der Stube befindet. Sie hat mir den Rücken zugewandt und steht vor einem Spiegel, um sich für den Sonntag zu putzen. Vorerst aber hat sie nur einen Rock an, der den ganzen Oberkörper frei lässt. Da sie nun vor dem Spiegel steht, sehe ich nicht nur ihren Rücken, sondern im Spiegel auch ihre Brüste. Sie hat die Arme erhoben, um ihr Haar zu ordnen. Es ist eine klassische Pose, die jeden Maler – und nicht nur Maler – reizen würde. Es wäre ein leichtes, mit dem Finger durch die Türritze zu fahren und den Haken aus der Öse zu heben. Aber aus unerfindlichen Gründen tue ich es nicht und ziehe mich – nach einem letzten Blick – auf leisen Sohlen sehr unsoldatisch zurück. Kurze Zeit später, als ich lesend in meiner Stube saß, kommt sie zu mir herüber, um mir zu sagen, dass sie fortginge und drüben niemand im Hause sei. Ich habe sie im Verdacht, dass sie nur gekommen war, um sich in ihrem Sonntagsstaat zu zeigen. Sie hat jetzt ein hübsches, buntes Sommerkleidchen an. Außerdem ist sie ein kräftiges, gut gewachsenes Bauernmädchen. Ich bewundere sie gebührend und ehrlich, und dann rennt sie los. Ich sehe sie dann noch weit hinten eilig über die Felder zu einem anderen Ortsteil springen.

19.07.1942. Am nächsten Morgen verlassen wir das Dorf, passieren noch einmal den verwüsteten Ortsteil und wenden uns dann nach Südosten. Etwa zehn Kilometer südlich von **Krassni Liman** überschreiten wir den Donez über eine Holzbrücke, die offenbar von unseren Pionieren gebaut ist. Kurz darauf marschieren wir durch ein Dorf²⁷⁴. Es ist schon dunkel.

²⁷¹ Nach Abmarsch am 16. *abends* hat I.R. 477 Slawjansk in den frühen Morgenstunden des 17. erreicht; die vorausmarschierenden Teile erreichten Kalenniki (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000931). In der Nacht 17./18. wurde in Slawjansk übernachtet und am 18. Kalenniki erreicht.

²⁷² tatsächlich ein eigenständiges Dorf namens **Kalenniki**

²⁷³ Der 18. war ein Samstag, der Ruhetag wurde wegen Regens eingelegt (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000933); die Episode muss sich also an einem anderen Tag und Ort ereignet haben. Gem. KTB war der

17. heiter,	18. So.,	19. 20.	21., 22.	23.	24.	25.	So., 26.	27.	28.	29., 30.	1.8. Gewit-	So., 2.	
regnerisch	16 °C	25 °C	27 °C	28 °C	24 °C	28 °C	22 °C	23 °C	25 °C	28 °C	24 °C	ter, 22 °C	18 °C

²⁷⁴ sicher **Jampol**, 10 km südostwärts von Krasni Liman; die in der **Heereskarte Rußland 1:100.000 M-37 111-112** verzeichnete Straßenbrücke bei Sakotnoje war ab 09.07. unter Mithilfe des Pionier-Bataillons 257 wieder aufgebaut worden (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000925).

Die breiten Auen der Donezniederung machen uns stellenweise viel zu schaffen. Gestern haben wir eine Sumpfstelle²⁷⁵ über Knüppeldämme und eine kleine Brücke überquert. Das kostet immer sehr viel Zeit, weil die Fahrzeuge einzeln in großen Abständen und sehr vorsichtig fahren müssen. Und wenn ein Fahrzeug mal absackt und steckenbleibt, stockt der ganze Weitermarsch. Heute mahlen sich die Räder unserer Fahrzeuge durch tiefen, losen Sand. Wir folgen dem Flussbett eines kleinen Doneznebenflusses unten in der Talsohle, aber dicht am Talhang. Endlich taucht oben am Rand des Hanges ein Dorf auf. Der Weg dorthin führt schräg am Hang hinauf und ist ziemlich steil. Der Talhang ist hier etwa acht bis zehn Meter hoch. Mit letzter Anstrengung erklimmen unsere braven Pferde den Weg, der in das Dorf einmündet.

Nun gehen die Tage wieder in dem wohlvertrauten Rhythmus des zügigen Vormarsches dahin. Morgens aufstehen, waschen, frühstücken, fertigmachen. Dann treten die Kompanien auf den Straßen an. Die täglich wechselnde Spitzenkompanie setzt sich in Marsch, die anderen fädeln sich aus den Nebenwegen ein, und dann zieht sich die lange Schlange der Kolonnen über die weiten, heißen **Steppen Südrusslands** dem **Don** entgegen. Die weiten Ebenen der Donezniederungen haben wir hinter uns. Nach stundenlangem Marsch in flimmernder Sonnenglut ist dann am frühen Nachmittag das Tagesziel erreicht, ein Dorf. Wenn die Lage es zulässt, werden Quartiermacher vorausgeschickt, die dann die ankommenden Einheiten einweisen und zu den vorgesehenen Unterkünften leiten. Die Pferde werden ausgespannt und versorgt, die Soldaten nehmen die notwendigste Ausrüstung in die Quartiere mit. Die Fahrzeuge bleiben beladen. Die Unterführer besichtigen die Quartiere und machen die üblichen Meldungen und dann sind auch sie frei. Im Laufe des Abends kommt dann noch der Marschbefehl für den nächsten Tag. Schließlich schläft alles dem nächsten Morgen entgegen. Nur die Quartier- und Fahrzeugwachen machen ihren nächtlichen Wachdienst. Und am nächsten Morgen geht es wieder weiter, nach Osten, in die Donsteppen hinein.

Wir haben eines der typischen Riesendörfer erreicht, wie sie häufig in den Steppen zu finden sind. Die dienstlichen Angelegenheiten sind erledigt. Ich habe meine Uniform ausgezogen und laufe in Turnhose herum. Ich wohne in einem Eckhaus, und an dem gegenüberliegenden Eckhaus steht ein Mädchen. Auf meine Frage, ob sie Einquartierung habe, sagt sie: „Ja, vier Mann“. Mir kommt die Sache unglaublich vor. Ich gehe mit ihr ins Haus und stelle fest, dass außer ihr und ihrer Mutter kein Mensch im Haus wohnt. Da lacht sie mir ins Gesicht und freut sich, dass sie mich gefoppt hat. Die vier Mann waren früher hier mal einquartiert. Sie zeigt auf einige Fotos, die in einem kleinen Rahmen auf der Kommode stehen. Fotos von deutschen Soldaten.

In einem anderen Haus liegt eine uralte Babuschka²⁷⁶ schlafend im Flur. Als ich sie berühre, erschrickt sie furchtbar, erhebt sich und geht brummelnd in die Stube.

21.07.1942. Im nächsten Ort werde ich zum Bataillonsführer gerufen. Er ist Hauptmann, hat kürzlich das Bataillon übernommen und ist im Zivilberuf ostpreußischer Bauer. Bei meinem Eintritt in die Stube steht er vor einer großen Karte, die auf dem Tisch ausgebreitet ist. Neben ihm steht der Bataillonsadjutant und mein Kompanieführer Max Müller. Der Hauptmann wendet sich an mich: „Hören Sie zu. Wir sind Korps-Reserve und haben den Auftrag, das von unseren Angriffsdivisionen überrollte Gebiet nach versprengten Feindresten abzusuchen. Unser Bataillon wird daher zwei Spähtrupps zusammenstellen, die das Gelände und die Ortschaften links und rechts unserer Vormarschstraße durchkämmen werden. Auf der rechten Seite wird diese Aufgabe ein Spähtrupp in Zugstärke übernehmen, der zu Fuß geht. Das weit größere Gebiet auf der linken Seite wird ein **Reiterspähtrupp** durchsuchen. Diese Reiterpatrouille wird acht Mann stark sein, und Sie werden dessen Führung übernehmen.“ Nun zeigt er mir noch auf der Karte den für morgen geplanten Marschweg und das Marschziel des Bataillons und die von mir zu durchkämmenden Orte. Dann bin ich entlassen.

Am nächsten Morgen brechen wir mit dem Bataillon zugleich auf, traben etwas voraus und biegen dann nach links ab in die weite Steppe hinein. In endlose Fernen dehnt sich die schwachwellige, baumlose Landschaft vor uns aus. Wir reiten abwechselnd im Schritt und im Trab, mal plaudernd, mal beobachtend. Nur sehr selten begegnen wir einem Menschen. Es sind immer Männer. Wir haben sie stark im Verdacht, dass es Rotarmisten sind, die ihre Uniform mit Zivilkleidung vertauscht haben. Da kommen wieder zwei Männer. Wir halten sie an und durchsuchen sie. Einer hat eine Gewehrpatrone in

²⁷⁵ Die Umgebung von Jampol ist beispielsweise sehr sumpfig.

²⁷⁶ бабушка, Großmutter

der Tasche. Der Unteroffizier, der ihn durchsucht, haut ihm eine fürchterliche Ohrfeige. Ich winke ab, und wir lassen sie laufen. Auf einen bloßen Verdacht hin will ich niemand gefangennehmen. In der Nähe eines Dorfes sichten wir noch einmal zwei Männer, die in ziemlicher Entfernung über die Felder laufen. Komisch, immer zwei Männer. Aber auch diese lassen wir ungeschoren.

In der Ferne taucht ein Dorf auf. Nach einiger Zeit haben wir es erreicht und reiten hinein. Da stoßen wir in einem Hohlweg mit dichtem Gebüsch auf mehrere junge Männer in wehrfähigem Alter. Sie sitzen im Schatten beisammen und unterhalten sich friedlich. Sie tragen zum Teil noch Uniformstücke. Papiere haben sie nicht. Ich lasse drei von ihnen durch zwei meiner Reiter zurückbringen. Wir durchsuchen das Dorf, finden aber nichts Verdächtiges mehr. Abends stoßen wir wieder zum Bataillon, machen Meldung, nehmen die Befehle für den nächsten Tag entgegen, übernachten und brechen am nächsten Morgen wieder auf.

Wieder geht der Ritt über endlose Steppenwege. Zeitweilig reiten wir auch abseits der Wege querfeldein über die weglose Steppe. Einige hundert Meter vor einem Dorf stoßen wir auf einen Panzergraben. Wir können ihn auf einer wackligen Brücke überqueren, preschen im Galopp in das Dorf, springen von den Pferden und eilen in die nächstliegenden Häuser. Nach einem festgelegten Plan lasse ich immer drei Mann bei den Pferden, während die anderen schnell in die Häuser laufen. Meine Männer sind mächtig eifrig. Als ich einmal zufällig unmittelbar hinter einem Landser das Haus betrat, höre ich ihn beim Eintritt in die Stube als erstes fragen: „Jaiki?“²⁷⁷ (Habt ihr) Eier?

In diesem Dorf macht sich ein Russe an uns heran und führt uns zu einem von dichtem Gebüsch umgebenen Tümpel, in den die Sowjets bei ihrem Rückzug mehrere MGs versenkt hatten. Dann zeigt er uns noch eine Scheune, in der wir neben anderem Material drei Panzerbüchsen und ein sMG finden.

Der auf der anderen Seite des Vormarschweges operierende Schützentrupp hat mehr Erfolge aufzuweisen. Er hat in diesen Tagen einige Waldstücke durchkämmt und 53 Gefangene gemacht.²⁷⁸

Ich kann außer den gefundenen Waffen nur drei Gefangene vorweisen. Wenn ich so clever wie ein karrierebewusster Erfolgsmensch wäre, dann hätte ich unterwegs alle greifbaren Männer einfach als Gefangene abgeführt. Verdächtig waren sie alle, wenn man so will. Außerdem hätte kein Mensch danach gefragt, woher sie kämen. Dann hätte ich auch mindestens 20 Gefangene gemacht. Aber so, wie Sie das machen, Herr Feldwebel, werden Sie nie etwas werden.

Südlich von **Nowo Aidar** kommen wir in ein kleines Dörfchen, das nur aus wenigen Bauernkaten besteht. Wir machen hier eine kleine Rast, und ich lege mich ins Gras, um etwas zu ruhen. Hier muss ich mein kleines Ledertäschchen verloren haben, in dem ich eine Marienmedaille aufbewahrte, die mir Trude geschenkt hatte, meine Juister Urlaubsgefährtin.²⁷⁹

Die Spähtruppenunternehmen sind eingestellt. Ich bin wieder bei der Kompanie. In 30-km-Märschen täglich stoßen wir in die weiten Steppen zwischen Donez und Don vor, direkt in den großen Donbogen hinein. Wir überqueren die tiefen Talmulden der Donez-Nebenflüsse. Die endlosen Steppenhochflächen zwischen diesen Mulden sind öde und baumlos. Im Augenblick ziehen wir durch eine ganz besonders karge Landschaft. Auch die Dörfer sind hier kleiner und ärmlicher. Die früheren Dörfer hatten oft Vorgärten mit Holzzäunen. Hier sind die kleinen Lehmkaten von niedrigen Kalksteinmauern umgeben. Die ganze Siedlung ist ohne Baum und Strauch. Eine verlorene menschliche Niederlassung in einer grenzenlosen, öden Weite. Wir folgen dem Weg, der sich in der Ferne verliert. So weit das Auge reicht, dehnt sich das baumlose Grasland. Mal sind es kärgliche, braune Büschelgrasflächen, mal grünlich-bunte Gefilde mit hüfthohen, dicht wuchernden Gräsern, in denen sich die Füße verfangen, wenn man hindurch schreiten will. Die Dörfer liegen 25 bis 30 Kilometer weit auseinander, und zwischen ihnen dehnt sich die unübersehbare, grenzenlose, menschenleere Steppe.

Wer je diese uferlose Weite erlebt hat, der versteht die Melancholie, die die russische Seele erfasst beim Anblick dieser formlosen Öde. Und wer je das Ausmaß ungezählter und unberechenbarer Naturgewalten in diesem Land erlebt hat – seien es extreme Kältegrade und Eisstürme oder sommerliche Gluthitze und katastrophale Dürren – der ahnt etwas von der Formkraft der Elemente auf

²⁷⁷ Eier heißen eigentlich auf Russisch яйца (jaiza) oder яйцами (jaizami), auf Ukrainisch яйця (jaizja)

²⁷⁸ Alleine am 23.07.1942 hat das Regiment 23 Gefangene gemacht, am 26. 247, am 27. weitere 182 (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1804 Frame 000935/6).

²⁷⁹ Dieses Erlebnis wird wegen der geringen Entfernung der beiden Orte (10 km) am Tag vor dem Eintreffen in Dimitrijewka (s. u.) stattgefunden haben.

die russische Seele. Sie spiegeln sich im Wesen des russischen Menschen wider, in der Maßlosigkeit seiner Gefühlsausbrüche, seiner Brutalität ebenso wie seiner Gutmütigkeit. Der Russe ist wie die Landschaft und die Natur, in der er lebt, und die ihn geprägt hat: Melancholisch, maßlos, unberechenbar (s. auch S. 343).

Mit uns marschiert ein Kosakenbataillon. Es ist eines dieser Turkbataillone, die aus Freiwilligen aller sowjetischen Völker bestehen und gegen den Bolschewismus kämpfen, gegen die großrussische Vorherrschaft, für ihre völkische und kulturelle Freiheit. Der Bataillonsführer, die Kompanieführer und ein Teil der Unteroffiziere sind meist Deutsche. Man muss sich an die Andersartigkeit dieser Menschen erst gewöhnen. Ihr Auftreten entspricht so ganz und gar nicht unseren Vorstellungen von soldatischer Zucht und Ordnung, aber es sind wilde Krieger. Und so ziehen sie auch im Augenblick an uns vorüber. Ein wahrer Zigeunerhaufen. Die Kolonne besteht aus einer langen Reihe der üblichen kleinen Panjewagen, auf denen die Kosaken bäuchlings herumliegen und sich durch die Gegend kutschieren lassen. Einer von ihnen spielt auf einem Akkordeon eine flotte Melodie, und ein paar andere singen mit. Ein Teil der Kosaken ist beritten. Der Spieß, ein SS-Feldwebel, fährt in einer richtigen Kutsche. Neben ihm sitzen zwei Mädchen, die wohl als Küchenpersonal und Mädchen für alles Verwendung finden. Marketenderinnen des 20. Jahrhunderts.

Unser heutiges Marschziel ist erreicht: **Dimitrijewka**. Ebenfalls eines dieser Riesendörfer. Wir sind aus dem Siedlungsgebiet der Ukraine heraus. Die Bevölkerung ist russisch, aber sie ist genau so freundlich wie in der Ukraine.

Mein Quartier ist sauber und wird von einer alten Frau und ihrer etwa zwölfjährigen Enkelin bewohnt. Ich habe, wie wir das immer tun, das Wohnzimmer belegt, während die Russen in der Küche wohnen. Nach unserer Ankunft haben wir es uns bequem gemacht. Da es sehr heiß ist, laufe ich wieder in Sporthose über die breite Dorfstraße. Hinter mir kommt eine Gruppe junger, fröhlicher Russenfrauen. Sie haben sich eingehakt und nehmen die ganze Breite der Dorfstraße ein. Als sie mich überholen, hakt sich die letzte bei mir ein und zieht mich mit. Wir gehen gemeinsam in ein Haus, in dem schon einige junge Russen sitzen. Es entspinnt sich eine muntere Unterhaltung, aber ich habe, ehrlich gesagt, von dem Redeschwall nicht viel verstanden.

Wir machen hier einen Stopp, Ruhetage. Außer dem notwendigen Tagesdienst und den nächtlichen Quartier- und Fahrzeugwachen genießen wir die Ruhe und den Sommer. Nach der Gluthitze des Tages bringt aber erst der Abend etwas milde Entspannung. Schwermütig senkt sich die laue Nacht über das Dorf. Ich schlendere langsam durch die Straße zu einem Haus. Es ist schon dämmerig. Aus dem Haus dringt Lachen und Kichern. Ich blicke durch das erleuchtete Fenster in die Stube. Da sitzt ein Mädchen und kokettiert mit den hier einquartierten Landsern, die im Kreis um sie herumsitzen. Mit diesem Mädchen bin ich verabredet. Sie kommt heraus, und wir schlendern plaudernd die dunkle Dorfstraße hinunter. Das Mädchen versichert mir, dass sie zwar Russin sei, aber doch genauso lieb wie die Ukrainerinnen. Am Rande eines Gartens setzen wir uns auf die Erde. Es ist immer noch warm. Wir liegen im Gras und haben den Krieg vergessen. Im Garten raschelt der reifende Mais. Und dahinter wispert leise das wogende Weizenfeld. Über uns steht schweigend der nachtdunkle Himmel der Donsteppen. –

Später erhebe ich mich. Ich muss noch die Posten kontrollieren. Es ist stockdunkel. Sicherheitshalber ziehe ich meinen Trommelrevolver. Ich verlasse den Garten und taste mich in der Dunkelheit vorwärts. An einem Wegrand muss ich einen kleinen Graben überspringen. Dabei verschätze ich mich in der Breite, gleite aus und verstauche mir den Fuß. Humpelnd erreiche ich meine Dorfstraße und dann mein Quartier. Vor meiner Unterkunft stehen einige unserer Fahrzeuge, zwischen denen ich Stimmengemurmel höre. Ich gehe hin und überrasche die beiden Posten, die gemütlich auf der Deichsel sitzen und sich unterhalten. Sie haben mich selbst in dieser stillen Nacht nicht kommen hören. Das nennen die aufpassen! Ich verpasse den Burschen gleich noch zwei Stunden Wache im Anschluss an die jetzige.

Wir erfahren, dass das Regiment den Vormarsch nicht mehr fortsetzt. Dabei sind es nur noch vier bis fünf Tagesmärsche bis zum Don! Wir bleiben vorerst in Dimitrijewka liegen, etwa 100 bis 110 Kilometer ostwärts des Donez (Donez, gesprochen Danjetz, heißt übrigens auch „**Kleiner Don**“). Einmal führe ich noch eine Ortsstreife durch, die uns etwa drei Kilometer weit bis an das andere Ende des Dorfes führt. Unser Bataillon hat ja nur einen kleinen Teil des Dorfes belegt, so dass man überhaupt nicht weiß, was in den anderen Teilen des riesigen Dorfes vor sich geht. Später bin ich noch einmal allein in einen entlegenen Ortsteil gegangen, um zu sehen, wie sich das Leben in einem

russischen Dorf abspielt, wenn keine deutsche Besatzung da ist. In einem der Bauernhäuser sehe ich eine sehr hübsche junge Frau. Sie werkelt so geschäftig in der Küche herum, dass sie für mich bestimmt keine Zeit gehabt hätte. Also bin ich weitergegangen.

26.–28.07.1942.²⁸⁰ Drei Tage liegen wir schon in Dimitrijewka. Da erreicht uns der Befehl zum **Rückmarsch** nach **Slawjansk**. Am nächsten Morgen machen wir uns marschfertig. Ich überwache auf der Straße das Verladen. Auch meine Sachen sind schon verstaut, bis auf ein paar Kleinigkeiten, die noch in der Stube auf dem Bett liegen, darunter eine Schachtel Zigaretten. Wie ich mir diese Dinge holen will, fehlen die Zigaretten. Als Nichtraucher kann ich sie entbehren, aber sie sind ein wichtiger Tauschartikel. Ich mache einen Heidenlärm, rufe die Frau und das Mädchen zusammen, fuchtele wütend mit der MPi herum und fordere sie drohend zur Rückgabe der Zigaretten auf. Ich habe das Mädchen in Verdacht. Es fängt an zu heulen, aber die Zigaretten bleiben verschwunden. Inzwischen ist das Bataillon abmarschiert, und ich muss hinterher, wobei ich das Haus, in dem ich ein so sauberes und ordentliches Zimmer hatte, unter wütendem Schimpfen verlasse.

Wir marschieren denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Wir passieren dieselben Ortschaften und übernachten in denselben Dörfern. Nur sind die Quartiere andere, weil wir in anderen Teilen des Dorfes liegen.

Wir kommen durch das Dorf und nähern uns dem Haus, in dem mich das Mädchen mit der angeblichen Einquartierung angeflunkert hatte. Ich sehe schon von weitem, dass sie auf der mannshohen, hölzernen Plattform steht, von der aus man ins Haus gelangt. Ich trabe an, reite etwas voraus und biege in den schmalen Torweg ein, wo ich, den Kopf einziehend, mit dem Pferd gerade noch hindurchpasse. Das Mädchen kommt an den Rand der Plattform und hockt sich nieder, so dass unsere Gesichter fast in gleicher Höhe sind. Sie war überrascht von meinem plötzlichen Auftauchen, und ihre Augen strahlen in unverhohlener Freude. Wir wechseln noch ein paar Worte, und dann muss ich schon weiter, weil die Kompanie schon vorüber war. Max Müller, mein Kompaniechef, schüttelt lächelnd den Kopf, als ich an ihm vorbei trabe, um wieder zu meinem Zug zu gelangen.

Wir erreichen unser nächstes Tagesziel. Die Kompanien verteilen sich, die Fahrzeuge verschwinden in Höfen, Gärten oder unter Bäumen, die Männer in den vom Vorkommando ausgesuchten Quartieren. Ich gehe noch einmal durch die Quartiere, mache Meldung beim Kompanieführer und begeben mich dann auch in meine Unterkunft, die ich mit einem Melder teile. Im Haus wohnen zwei Frauen. Mir selbst steht ein Bett in der Küche zur Verfügung. Da ich aber Ungeziefer fürchte, überlasse ich das Bett dem Melder und mache mir im Wohnzimmer eine Strohschütte auf dem Fußboden zurecht. Hier schlafe ich nun zu Füßen des Bettes, in dem die beiden Schwestern schlafen. Als ich am nächsten Morgen erwache, liegt nur noch eine drin. Da gesteht mir die Frau, dass ihre Schwester gar nicht in diesem Hause wohnt. Sie sei nur auf ihre Bitte diese Nacht hierher gekommen, weil sie sich gefürchtet habe, nachts allein mit den Deutschen im Hause zu sein. Dann fragt sie etwas zweifelnd, ob ich denn wirklich der „Kammendant“²⁸¹ sei. Sie kann es nicht fassen, dass der Kammendant auf Stroh schläft, während der Melder sich ins Bett legt.

Die Einheiten machen sich fertig zum Abmarsch. Ich verabschiede mich mit einer langen Umarmung von meiner Hasiaka. Während die Kompanie auf der Straße antritt, steht sie in der Haustür und guckt zu. Da sie mich nun zu Pferde sitzen sieht und Kommandos geben hört, wird sie sich wohl überzeugt haben, dass sie einen „Kammendanten“ beherbergt hat. Sie winkt noch einmal zum Abschied und geht dann ins Haus zurück.

Wir sind wieder in Slawjansk. Das Bataillon wird im Südosten der Stadt untergebracht, in der Nähe des Bahnhofs. Schräg gegenüber, jenseits des breiten Bachgrundes, liegt das kleine Dorf²⁸², von dem aus wir nach Krassnoarmeisk eingedrungen waren. Das war damals in den harten Winterkämpfen, als Slawjansk noch eine Festung und von drei Seiten eingeschlossen war.

Heute ist die Stadt tiefste Etappe. Alle möglichen Goldfasane und braune NS-Bonzen tänzeln wie gespreizte Pfauen durch die Straßen. Uniformen, die ich nie gesehen habe. In ihren Dienststellen wimmelt es von Drückebergern, die alle für ihren Führer sterben wollen, aber leider alle hier unabkömmlich sind, hier hinten in der Etappe. In ihren Dienststellen arbeiten viele hübsche russische Mädchen, aber angesichts dieser Vertreterinnen der russischen „Untermenschen“ vergessen sie ihren

²⁸⁰ Benary S. 104

²⁸¹ Комедант; *das unbetonte „o“ wird wie „a“ gesprochen*

²⁸² Andrejewka, vgl. S. 78

ganzen angelernten Rassendünkel. Als wir die Stadt im letzten Winter bei eisiger Kälte gegen die Zangenangriffe der Roten Armee in blutigen Abwehrkämpfen verteidigten, waren diese Helden nicht hier. Jetzt aber machen sie sich breit wie der Kuckuck im Singvogelnest. Sie erlassen Bestimmungen, Verordnungen, Verbote, ergreifen Zwangsmaßnahmen, benehmen sich wie der Elefant im Porzellanladen und machen sich bei Freund und Feind noch unbeliebter, als sie ohnehin schon sind. Sie untergraben die freundlichen Sympathien, die bisher trotz allem den Deutschen, den Soldaten, entgegengebracht worden sind. Und wenn man so einem aufgeblasenen Frosch auf der Straße begegnet, macht er noch Stielaugen, weil man ihn nicht grüßt. Zweifellos gibt es unter ihnen auch sehr vernünftige Leute, aber sie sind nicht in der Lage, der Organisation ein anderes Gesicht zu geben. Und so haben es – wie immer in der Welt – die Lauthalsigen, Großmannssüchtigen und Intriganten zu sagen, denen außer ihrem nassforschenden Auftreten jegliche geistige Qualifikation und jedes psychologische Gespür fehlt, um ein fremdes Volk zu verstehen und richtig zu behandeln. In den Osten hätte man die fähigsten Köpfe schicken müssen, aber nicht die, die man im **Altreich** wegen ihrer Unbrauchbarkeit loswerden wollte.

Wir führen ein Faulenzerleben und stehen in Turnhosen mit nacktem Oberkörper auf den dörflichen Straßen dieser Stadtrandgegend herum. Man munkelt, dass wir verladen werden sollen und vielleicht nach Frankreich zur Erholung kommen.

Ich stehe mit Max Müller und einem Feldwebel vor dem Quartier des Feldwebels. Da kommt die Frau vorbei, die ich vor Monaten mal durch die Stadt begleitet hatte, die mich aber nicht bis zu ihrem Haus mitkommen lassen wollte. Sie ist in Begleitung einer anderen Frau und so im Gespräch vertieft, dass sie mich gar nicht sieht. Hier wohnt sie also!

Seit einigen Tagen bemerke ich, dass meine Buttermenge immer kleiner wird, obgleich ich kaum davon esse. Mein Verdacht fällt auf die zwölfjährige Enkelin meiner Hasiaka. Es ist dieselbe Situation wie in Dimitrijewka mit den Zigaretten. Ich gehe zu unserem Sani, um mir ein Abführmittel geben zu lassen. Ich will es unter die Butter mischen, und so den Dieb überführen. Aber es misslingt, weil sich die Butter verfärbt, und der Dieb gewarnt ist. Daraufhin erzähle ich es der Babuschka, die das Mädchen sofort furchtbar beschimpft, sich entschuldigt und mir ein paar Kilo Kartoffeln als Wiedergutmachung anbietet. Ich verzichte aber darauf, denn die Leute haben selbst nicht viel zu essen.

Auf dem Nachbargrundstück stehen zwei Häuser. In dem größeren wohnt ein Mann. Das andere ist klein wie ein Puppenhäuschen und wird von einer jungen Frau bewohnt. Mitten im Hof steht ein Brunnen mit einer Bank. Ich sitze gerade auf dieser Bank, als die junge Frau herantritt, um Wasser zu holen. Wir kommen ins Gespräch, und sie erzählt mir, dass ihr Mann bei der Roten Armee sei, aber seit Jahr und Tag nicht mehr geschrieben habe. Sie weiß nicht, ob er lebt, tot oder gefangen ist. Ich frage sie beiläufig, ob sie sich nicht dem Mann im Nebenhaus angeschlossen habe. Sie wehrt ab: „Das ist doch mein Schwager! Ja, wenn es nicht mein Schwager wäre...“ Von jetzt an treffe ich mich ein paarmal mit dieser Frau, abends nach dem Dienst. Sie scheint über diese wohl lange entbehrte Abwechslung recht froh zu sein. Einmal waren wir in dem nachtdunklen Garten, der sich an den Hof anschließt und in dem viele Kirschbäume stehen. Ein andermal gingen wir abends in ihr kleines Häuschen, das nur Küche und Stübchen hat. Der Schwager beobachtet uns. Er schöpft einen gewissen Verdacht, und sagt es mir auch. Ich winke natürlich ab. Hat er wirklich geglaubt, dass ich plaudern würde?

Die Gerüchte, dass wir nach Frankreich kommen, scheinen sich zu bewahrheiten. Laut Divisionsbefehl sollen wir unsere gesamte Reservemunition im Rahmen von kleinen Übungen verschießen, damit wir sie nicht mitschleppen müssen.

Heute üben wir einen Angriff auf kurze Entfernung. Ich unterstütze den Angriff der Schützenkompanie mit Granatwerfern. Zuerst schieße ich Brisanzgranaten, die genau und richtig vor der Schützenlinie liegen. Kurz vor dem „Einbruch in die feindlichen Stellungen“ verstärke ich das Feuer und benutze auch Springer. Das sind Granaten – so hieß es – mit Doppelzünder, die nach dem Aufschlag noch einmal hochspringen und in ca. zehn Metern Höhe explodieren. Sie haben dadurch eine größere Splitterwirkung. Das bedeutet, dass man eine weitere Entfernung einstellen muss, um die eigenen Leute im Angriff nicht zu gefährden. Natürlich muss man das **vorher** bedenken. Ich aber bemerkte es erst, als ich durch mein Fernglas beobachte, wie die Männer da vorne die Köpfe einziehen und sich an den Boden drücken. Glücklicherweise ist nichts passiert. Meine einzige schwache Entschuldigung ist, dass ich erstmalig mit dieser Neukonstruktion schieße. Man muss immer erst durch schlechte Erfahrungen klug werden.

Ein weiterer Lapsus passierte mir am letzten Übungstag. Mein Granatwerferzug steht auf einem Hügel und soll eine unten in der Mulde liegende Kolchose beschießen. Die Werfer schießen einzeln, bis die Bodenplatte festgeschossen ist. Das Einschießen erfolgt auf einen Punkt, der abseits vom Gehöft liegt, um den Gegner nicht aufmerksam zu machen. Es folgen noch einige Zielwechsel, um Störfeuer vorzutäuschen. (Es gibt noch andere Methoden des Einschießens.) Dann folgt eine Zusammenfassung des Feuers auf die Kolchose als Vernichtungsfeuer. Die Granaten sämtlicher sechs Werfer prasseln in die Kolchose. Wie rollender Donner schlagen die Explosionen in die Gebäuderuinen. Erst mitten hinein, dann werden sie immer kürzer und liegen schließlich vor dem Ziel. Die Bodenplatten hatten sich bei dem Dauerfeuer doch noch tiefer in den Boden gerammt, als ich vermutete. Ich hätte nun kurz „stopfen“ (*das Feuer einstellen*) lassen müssen, um die Entfernung zu korrigieren. Mir altem Granatwerferhasen hätte so etwas nicht mehr passieren dürfen. Man lernt eben nie aus. Bei der anschließenden „Manöverkritik“ kam dann auch, was kommen musste. Der Bataillonsführer, Hauptmann Degener, erklärt: „Das Schießen der Granatwerfer bedarf noch der Übung“, und dabei sieht er mich mit einem Blick an, als wenn er sagen wollte: Das war nicht besonders, mein Freund, Du hast schon besser geschossen!

Transport nach Frankreich

Die Waggons sind da! Das Regiment beginnt zu verladen. Unser Bataillon macht den Anfang. Der Bahnhof ist ein kleiner, zweigleisiger Kopfbahnhof. Gegen Mittag ziehen die ersten Einheiten zum Bahnhof und gehen dort unter Bäumen und zwischen den wenigen Gebäuden in Fliegerdeckung, während die eingeteilten MG-Gruppen ihre Stellungen beziehen, um während des Verladens den Fliegerschutz zu übernehmen. Dann rücken wir kompanieweise auf den Bahnsteig. Die Mannschaften werden auf die Waggons verteilt, legen dort ihr Gepäck ab und gehen dann gruppenweise zu ihren Fahrzeugen., um beim Verladen zu helfen. Zwischen Bergen von Waffen und Geräten beginnt nun ein emsiges Treiben. Im Pendelverkehr schleppen die Soldaten Stück für Stück in die Waggons. Andere Gruppen schieben die Fahrzeuge auf die Plattenwagen. Vorn bei den ersten Waggons stehen die Pferdekoppeln zwischen hohen Mauern von Strohballen. Die Fahrer bringen Pferd nach Pferd in die Waggons. Manche Tiere sind nervös und erschrecken, wenn sie auf den hohl klingenden Steg zwischen Bahnsteig und Waggon treten. Mit großer Geduld gelingt es aber, sie mit verdecktem Kopf oder rückwärts oder mit anderen Kniffen in den Waggon zu bringen. Unsere Fahrer verstehen ihr Handwerk. Es läuft alles ohne Stockungen. Durch die Luft hallen Rufe, Kommandos und das lärmende „Hau-ruck“ der arbeitenden Männer. Sie haben wohl selten mit soviel Hingabe geschuftet. Auf den Plattenwagen werden die Fahrzeuge mit lauten Hammerschlägen festgekeilt und dann festgezurr.

Abends sind wir fertig. Die Zugwache ist eingeteilt und ein weiteres Kommando zur Partisanenbekämpfung bereitgestellt, das sich um das Bahnhofsgelände verteilt. Wir sind abfahrbereit. Ich liege mit 26 Mann meines Zuges in einem Güterwagen. Wir haben uns auf das Strohpolster gestreckt und warten auf die Abfahrt. Aber Stunde um Stunde vergeht, ohne das etwas geschieht. Schließlich schlafen wir ein.

Gegen Morgen erwache ich von einem Rucken. Ein leichtes Schüttern geht durch den Zug, und dann setzt er sich langsam in Bewegung. Wir verlassen Slawjansk. Die Stadt, in der wir so viele Erinnerungen zurücklassen. Erinnerungen an blutige Kämpfe, eisige Winter, gute und böse Menschen und liebe volle Erlebnisse. Und wäre die Freude über die Rückkehr in die Heimat nach so langer Zeit nicht so sehr groß, könnte sich wohl ein bisschen Wehmut in den Frohsinn mischen.

Es ist 4 Uhr morgens. Der Zug fährt gerade an der kilometerlangen Häuserzeile von Krassnoarmeisk entlang. Noch einmal werden die Erinnerungen an die gefährliche Zeit lebendig, die wir dort drüben verbracht haben. Damals war eiskalter Winter, und wir schlugen uns in blutigen Kämpfen mit dem Iwan herum, wobei ich mir das EK II verdiente. Heute liegt heiße Sommerluft über dem grünen Land, nur die Ruinen des Dorfes erinnern an die böse Zeit. Jetzt sehe ich auch erst, wie groß das Dorf ist, und wie klein der Teil, den wir damals besetzt hielten. Es kann aber auch sein, dass der westliche Ort schon ein anderes Dorf ist.

Barwenkowo und **Losowaja** sind passiert. Der Zug hat seine Reisegeschwindigkeit erreicht, und nun rollen und klopfen die Räder in monotonem Rhythmus. Es ist Musik in unseren Ohren! Ich habe mir

einen Platz auf dem Fahrersitz eines HF1 ausgesucht, und von diesem bequemen Hochsitz habe ich einen weiten Blick über das Land. Andere Kameraden sitzen in der offenen Waggontür, lassen verbotenerweise die Beine herausbaumeln und gucken mit blanken Augen in das vorüberfliegende Land. Wie ein bunter Teppich breitet sich die fruchtbare Landschaft des **Tschernosjom** vor unseren Augen aus. Zwischen grünen und braunen Flächen dehnen sich die wogenden Felder goldgelben Weizens. Von Zeit zu Zeit leuchten in der Ferne die weißgetünchten Häuschen eines Dorfes auf. Und über diesem fruchtschweren Land gleißt eine strahlende Sommersonne. Es ist heiß, aber der Fahrtwind bringt milde Kühlung. So rollen wir glücklichen Herzens durch das lichtdurchflutete Land der lachenden Ukraine.

Auf größeren Stationen halten wir zum Lokwechsel und zum Tränken der Pferde. Dann steigen auch Zivilisten zu, meist Frauen und Mädchen, die mit Körben und Bündeln zum nächsten Marktort mitfahren, um dort ihre Eier, Gurken, Butter, Mehl, Gemüse und sonstiges zu verkaufen. Gegen Abgabe einiger Eier nehmen wir sie gern mit, und sie sind froh, den weiten Weg in der Hitze nicht zu Fuß machen zu müssen. Leider werden einige von ihnen beim Aussteigen auf dem nächsten Bahnhof von deutschen Bahnpolizisten festgenommen. Ob dieser Handel verboten ist, oder ob man sie nur kontrollieren will, oder ob die Polizisten nur ihren Obolus kassieren wollen, weiß ich nicht. Maßnahmen der Zivilverwaltung!²⁸³

Einmal wird es noch kritisch mit unserem Schicksal. Hinter Charkow wird es sich entscheiden, ob wir weiterfahren, oder an eine brennende Frontstelle geworfen werden. Wir möchten das Schicksal unseres Schwesterregiments nicht gern teilen, das eine Woche vor uns verladen worden war, und ebenfalls nach Frankreich verlegt werden sollte. Aber bei **Rschew** wurde es plötzlich ausgeladen und in die Schlacht geworfen. Da schlägt es sich heute noch herum.

Wir haben die **Desna** erreicht. Mit dumpfem Rollen fährt unser Zug über die Brücke²⁸⁴, aber unter uns dehnen sich weite, grüne Wiesen, aus den sich die massigen Brückenpfeiler erheben. Diese Wiesenflächen zu beiden Seiten des Flusses sind kilometerbreite Überschwemmungsstreifen, die der Fluss bei Hochwasser überflutet. Jetzt sind sie teils trocken, teils sumpfig und stellenweise mit Buschwerk bewachsen. Nur hier und da glitzert in den grünen Flächen ein kleiner Wassertümpel oder das schmale Silberband eines toten Flussarmes. Die Brücke scheint kein Ende zu nehmen. Nach langer Zeit überqueren wir endlich den Strom, der breit und flach, von vielen Sandbänken durchsetzt, unter uns dahin strömt. Noch einmal rollen wir über die weiten Flussauen der anderen Seite, und dann haben wir endlich das Stromtal überquert. Welch ein Hindernis für den Verkehr! Eins solches verwildertes Stromtal kann beinahe eine natürliche Grenze sein.

Wir vermuten, dass wir nachts durch **Gomel** gefahren sind. Jetzt rollen wir auf **Minsk** zu. Das Landschaftsbild hat sich inzwischen völlig verändert. Das Ackerland ist weitgehend verschwunden. Der Wald beherrscht das Landschaftsbild. Stunde um Stunde, Tag um Tag rollen wir durch schier endlose waldige Gebiete. Einmal ist es undurchsichtiger Birken- und Eichenhochwald, der wie eine Mauer aus grünem Laub an uns vorüberzieht. Das wuchernde Unterholz macht diesen Urwald schwer zugänglich. Dann wieder folgen lichte Sumpfwälder. Ausgedehnte, schütterte Baumbestände wechseln mit Stangengehölzen und Buschwerk oder weiten Lichtungen. Moore und Sümpfe unterbrechen den Wald. Auch ein Waldbrand hat ein Loch in den Wald gefressen. Nur selten lichtet sich der Wald, um

²⁸³ *Der Gedanke, dass Zivilisten – zumal des Feindstaates – in einem Militärzug nichts zu suchen haben, kam meinem hilfsbereiten Vater nicht!*

²⁸⁴ *vermutlich die Brücke bei **Vitemlya**.*

Es gibt fünf Brücken an geeigneten Bahnlinien:

- 1. bei **Tschernihiv** (500 m lang); die Großstadt hätte sicher Erwähnung gefunden, und die 3 km breite Flussniederung liegt nur südlich, nicht wie im Text erwähnt auch nördlich*
- 2. bei **Makoschyne** (300 m); die vielleicht noch erwähnenswerte Ortschaft liegt unmittelbar an der Brücke, der Fluss ist tief eingeschnitten ohne die im Text erwähnte Flussniederung; allerdings liegt sie an der direkten und damals einzigen zweigleisigen Strecke von Charkow nach Minsk, vgl. Hinze S. 17*
- 3. bei **Pyrohivka** (500 m); der Fluss ist auch hier tief eingeschnitten ohne Flussniederung*
- 4. bei **Vitemlya**; die eigentliche Brücke ist zwar nur 300 m lang ist, aber mitsamt den anschließenden Bahndämmen wird eine eindrucksvolle, 3 km breite Flussniederung überquert*
- 5. bei **Wyonitschi** nahe Brjansk, 250 m lang mitten in einer gut 3 km breiten Flussniederung; diese Strecke wäre aber ein Umweg*

Aufgrund der Beschreibung kommen nur die beiden letzten in Frage. Wegen des Umwegs bei Nr. 5 ist Nr. 4 die wahrscheinlichste.

einer menschlichen Siedlung Platz zu machen. Blockhäuschen mit Schindeldächern. Grau und braun sind diese Katen, wie die Farbe des Waldes und der Erde. Sie heben sich kaum von der Umgebung ab. Bescheiden ducken sich diese Dörfchen mit ihren spärlichen Ackerflächen zwischen den allmächtigen Wald. Es gibt aber auch größere Dörfer, die inmitten großer Rodungsflächen liegen und ausgedehnte Ackerflächen besitzen. Hier hat der Mensch den Kampf mit dem Wald aufgenommen, hat ihn in weitem Umkreis gerodet und große Felder geschaffen, über die Pferdepflüge und Traktoren ihre Furchen ziehen.

Im großen und ganzen aber ist es ein unerfreuliches, schwer zugängliches Gebiet, in dessen endlosen Wäldern sich zahlreiche Partisanenbanden versteckt halten und unsere Nachschubwege bedrohen. Daher ist der Wald rechts und links der Bahngleise stellenweise bis zu einhundert Meter Breite niedergeschlagen, um Sabotagetrupps die Annäherung zu erschweren. Außerdem liegen an der ganzen Strecke entlang in größeren Abständen Bunker und Stützpunkte mit deutschen Besatzungen, die dann Patrouillen an den Gleisen entlang schicken. Darüber hinaus stehen an besonders gefährdeten Stellen noch russische Zivilisten als Doppelposten in zweihundert Metern Abstand, auf die aber sicher kein Verlass ist. Alle diese Maßnahmen haben aber wenig Erfolg, denn die Waggontrümmer, an denen wir immer wieder vorbeifahren, zeugen von zahlreichen gelungenen Sabotageakten.

Wir befinden uns hundert Kilometer ostwärts von Minsk. Der Zug schleicht mit der vorgeschriebenen Geschwindigkeit von nur 4 km/h durch den Wald. Der Morgen graut, aber alles schläft noch, als der Zug plötzlich von zwei gewaltigen Stößen gerüttelt wird. Ich springe auf, reiße die Abteiltür auf und blicke am Zug entlang. Überall springen schon Soldaten heraus und rennen über den Kahlschlag zum Waldrand hinüber, um zu sichern. Ich laufe am Zug entlang nach vorn und sehe nun die ganze Schweinerei: Der Zug ist auf **Minen gelaufen!** Die Lok ist die Böschung hinuntergestürzt, liegt auf der Seite und bläst zischend und pfeifend Dampf ab. Es hört sich an wie das Röcheln eines Urtieres. Lokführer und Heizer sind unverletzt, sie konnten rechtzeitig abspringen und stehen nun mit geschultertem Karabiner vor ihrer umgestürzten Lok. Auch die beiden vordersten Waggons sind umgekippt. In beiden Wagen sind Pferde, die sich unbegreiflicherweise völlig ruhig verhalten. Sie waren alle unverletzt. In der Mitte des Zuges sind zwei Mannschaftswagen ineinander geschoben. Sie haben sich aufgebäumt und sind dann zur Seite gekippt, so dass sie wie ein Dreieck auf den Schienen liegen. Hier hat es einen Toten und drei Verletzte gegeben. Der Tote ist Sudetenländer. Die russischen Streckenwächter stehen gleichgültig dabei. Wenn man ihnen Vorwürfe macht, zucken sie nur mit den Schultern. Seit der Explosion sind keine drei Minuten vergangen. Unsere „Sicherungstrupps“ haben den Waldrand erreicht. Da bietet sich wieder ein Bild, das typisch ist für den Leichtsinn der Landser: Am ganzen Waldrand entlang hocken sie in langer Kette mit heruntergelassenen Hosen. Für sie existieren weder Partisanen noch Überfallgefahr. Das „Geschäft“ ist wichtiger.

Ich höre vom Lokführer, dass ein Hilfszug aus Minsk angefordert ist. Bis zu seinem Eintreffen können aber zwei bis drei Stunden vergehen. Wir beginnen nun sofort mit der Befreiung der Pferde. Die Tiere verhalten sich geradezu vernünftig, so dass wir sie alle in kurzer Zeit unverletzt befreit haben. Dann holen wir das Gepäck aus den zerstörten Mannschaftswagen. Nach einiger Zeit trifft auch schon der Hilfszug ein. Der bullige Traktor des Hilfszuges wird vor die Lok gekoppelt, springt mit brummendem Motor an und zieht die Lok wie ein Spielzeug von der Böschung herunter. Dasselbe macht er mit den Waggons, und nach kurzer Zeit ist alles weggeräumt. Dann setzt sich eine Ersatzlok vor den Zug, und um 12 Uhr mittags rollen wir weiter.²⁸⁵

Der Partisanenkrieg ist fast ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Diese Partisanen sind fanatische, brutale, für den Heckenkrieg besonders geschulte Feinde. Sie sind weit gefährlicher als die Soldaten der Roten Armee. Erschwerend für uns kommt hinzu, dass sie als Zivilisten ja gut „getarnt“ sind, dass sie in den endlosen, oft sumpfigen Wäldern, die sie gut kennen, kaum zu fassen sind, und dass uns diese Methoden des hinterhältigen Heckenkrieges unbekannt sind und uns auch wesensmäßig nicht liegen. Der Russe ist aber durch Charakter, Erfahrung und Ortskenntnis ein Meister auf diesem Gebiet.

Bald haben wir **Minsk** erreicht. Hier wird das ganze Ereignis nochmals mit dem deutschen Bahnpersonal besprochen, das auf diesem Gebiet schon allerhand erlebt hat. Einer von ihnen trägt ein Ordensband, das wir noch nicht gesehen haben: Die Medaille für die Winterschlacht im Osten 1941/42. Die bekommt jeder, der im Winter 1941/42 in Russland war. Die Eisenbahner haben sie schon, wir Frontkämpfer noch nicht.

²⁸⁵ Die Gegend zwischen *Bobruisk* und *Minsk* war als „Partisanenwald“ berüchtigt (Benary S. 107).

Der Güterbahnhof von Minsk wird im Süden von einer fast zwanzig Meter hohen steilen Böschung begrenzt. Oben liegt eine Siedlung, deren Häuser bis fast an den Steilrand heranreichen. Da wir wegen des Lokwechsels noch Zeit haben, klettern wir die Böschung hinauf und können von hier das ganze umfangreiche Gelände des Güterbahnhofs übersehen.

Weiter geht's. Die nächste große Station ist **Baranowitschi**. Wir nähern uns dem polnischen Siedlungsgebiet. Das Landschaftsbild beginnt sich merklich zu verändern. Wir rollen aus dem Waldgebiet allmählich in offenere Landschaften. Das Ackerland gewinnt an Ausdehnung. Aber es sind nicht mehr die eintönigen, unübersehbaren Riesenfelder Russlands, sondern kleinere Äcker, die rechtwinklig aneinander gefügt sind. Oft sind sie lang und schmal wie Handtücher. Weideflächen und grüne Wiesen wechseln mit braunen Ackerfluren ab. Wohl dehnen sich noch riesige Wälder, aber das Land zeigt schon eine stärkere Gliederung. Es ist vielfältiger bebaut. Die Dörfer werden zahlreicher. Die Straßen sind schon häufiger gepflastert. Sie werden beiderseits von Baumreihen flankiert und beleben das Landschaftsbild. Die Menschen treten häufiger in Erscheinung. Die Mädchen tragen Schleifen, und die Frauen Käämme im Haar. Menschen und Landschaft haben sich geändert. Aus der Naturlandschaft der russischen Waldwildnis kommen wir in polnisches Kulturgebiet.

Rastlos rollen unsere Räder. Ihr Rattern und Stampfen klingt uns wie Musik. Es geht westwärts! Vor **Warschau** müssen wir eine Zeit lang halten, und dann fahren wir durch die schönen westlichen Vororte der Stadt, von den polnischen Mädchen teils kalt ignoriert, teils mit freundlichem Winken begrüßt.

Wir haben deutschen Reichsboden erreicht. Langsam rollt der lange Zug in den kleinen Güterbahnhof ein und hält dann mit einem leisen Ruck. Wir stehen in **Neuhammer/Schlesien**²⁸⁶. Ich steige aus und setze meinen Fuß betont und nachdrücklich auf den Boden. Nach langer und gefährlicher Zeit stehe ich wieder auf deutscher Heimaterde. Es ist ein unaussprechlich herrliches Gefühl. Die Seele singt und jubelt. Heimat ist Geborgenheit.

Es wird allerlei gemunkelt. Wir sollen erst mal hier bleiben, wir sollen gleich nach Frankreich. Aber niemand weiß etwas Genaues. Jedenfalls schickt man erst einmal einen ganzen Schwarm von Soldaten in den Urlaub, gleich von der Rampe weg. Nach einer Stunde sind alle verschwunden.

Ich gehe zunächst einmal auf die Suche nach einem Telefon, denn ich will zuhause anrufen. Neben dem Bahnhofsgelände liegt ein großes Sägewerk, in dessen Büro ich eintrete. Hier ist ein Telefon, das mir bereitwillig zur Verfügung gestellt wird. Ich melde ein Ferngespräch nach Berlin an, und zwanzig Minuten später klingelt es. Ich nehme den Hörer ab und melde mich. Und dann antwortet in der Muschel die vertraute Stimme meiner lieben Mutter. Sie ist gewaltig überrascht und hochofrenet. Ich erzähle ihr ganz kurz, wo ich bin, und dass ich wohl bald in Urlaub kommen werde. Dann hänge ich ein, damit es nicht so teuer wird²⁸⁷, wenn man mich schon freundlicher Weise umsonst telefonieren lässt.

4. Teil Küstenschutz in Frankreich

Ankunft und erster Urlaub

Vom 13.8.–14.9.1942 sind wir auf dem **Truppenübungsplatz Maily le Camp** untergebracht. Das Lager ist wie alle seiner Art: Neben dem Truppenübungsgelände liegt das Barackenlager, und gleich neben diesem befindet sich der eigentliche Ort, in dem es von Soldaten wimmelt. Fast jedes Haus hat eine Kneipe, aus deren offenen Türen der Lärm der zechenden Soldaten dringt. In allen diesen Kneipen dasselbe Bild: Auf den Tischen stehen Batterien von Weinflaschen in kleinen Weinlachen. Auch der Fußboden ist stellenweise von Weinpfützen benetzt. Sämtliche Plätze sind von übermütigen Landsknechten besetzt, die ihrer Freude über den ost-westlichen Frontwechsel in lauten Scherzen Ausdruck

²⁸⁶ mit Sicherheit ist der **Truppenübungsplatz Neuhammer** (bei Neuhammer am Queis) gemeint, der auf der Ostseite einen kleinen Rangierbahnhof besitzt

²⁸⁷ Eine lebenslange Unart meines Vaters, der sogar seltene, fast nur Weihnachten stattfindende Ferngespräche mit seinem Bruder abbrach, „damit es nicht so teuer wird.“